vielen kleinen abwechſelnd in einander eingreifenden Schloßzähnen beſtehendem Charakter ſie eine ihr eigenthümliche kreisrunde, gewölbte Form verbindet und daher ein bogenförmiges Schloß hat, deſſen mittlere Zähne von dem geradlinig in das Schloß hineinragenden breiten und ſtarken Bande faſt vollkommen verdrängt werden, ja mitunter ganz fehlen. Dies Band beſteht aus ſchichtweiſen Lagen, und verurſacht dadurch auf der Stelle der Schale, an der es haftet, eben ſo gelegene Streifen oder Furchen, deren Lage für Beſtimmung der Arten wichtig iſt. Beide Schalen ſchließen in ihrem ganzen Umfange vollkommen an einander und haben eine ſehr dicke, feſte, außerhalb häufig von behaarter Epidermis gebildete Beſchaffenheit. Das Thier, von Poli Axinea genannt, hat einen ſehr großen, dicken, am untern Rande doppelten Fuß, welcher ihm zum Kriechen dient. Die Arten, deren es einige an europäiſchen Küſten gibt, bewohnen flache Küſten oder Untiefen und ſtecken gewöhnlich im Schlamm. Sie erreichen ein hohes Alter und verdicken dabei fortwährend nicht blos ihre Schale, ſondern ändern auch deren Form etwas ab; ſodaß die Unterſcheidung der verſchiedenen Species nicht leicht iſt. Lamarck führt in ſeiner Hist. nat. des anim. sans vertèb. T. VI. p. 49 gegen 20 lebende und halb ſo viele foſſile auf, von denen erſtere in zwei Gruppen gebracht werden:

1) Mit feinen, vom Schloßbuckel ausgehenden Linien, welche nicht ſelten durch concentriſche Querſtreifen verbunden ſind.

P. glycimeris. Schale mäßig gewölbt, mit ziemlich breiten, aber flachen Streifen, glatt; Farbe außen dunkel lederbraun, der ſtumpfere Vorderrand ſchwärzlich. Meiſt fauſtgroß und erreicht eine enorme Dicke. Im Mittelmeer und atlantiſchen Ocean. P. pilosus, relativ kürzer und höher gewölbt, mehr kugelig, mit ſchmälern Streifen und rauher ſammetartiger Oberfläche, die jedoch meiſtens nur am Umfange noch erhalten iſt. Ebenſo groß und dick; gelbbraun, der Überzug ſchwarzbraun. Auch im Mittelmeer und atlantiſchen Ocean. P. scriptus, kleiner, flacher gewölbt, aber ebenfalls ſehr dick, fein würfelig geſtreift, weiß, mit braunen Zickzacklinien und glänzender Oberfläche. An St. Domingo. P. nummarius, Schale klein, linſenförmig, etwas am Schloßende erweitert, in die Quere geſtreift, weißlich, gelblich bemalt; die Schloßbuckel ziemlich genau in der Mitte. Im Mittelmeer.

2) Mit tiefen radienförmig vom Schalenbuckel ausgehenden Furchen.

P. pectiniformis, Schale leicht erweitert am Schloß, ziemlich flach gewölbt, weiß, braungefleckt, mit ziemlich hohen runden Rippen und vielen feinen Querlinien. Schalenbuckel klein, gerade nach Innen gebogen. An aſiatiſchen und amerikaniſchen Küſten, gemein in Sammlungen. P. pectinatus, Schale flacher, am Schloß nicht erweitert, weiß, braun beſprengt; die Rippen zahlreicher, flacher, ſehr fein in die Quere geſtreift, beſonders die Zwiſchenräume. An amerikaniſchen Küſten. P. castaneus, Schale kreisförmig, ziemlich gewölbt, kaſtanienbraun mit weißen Flecken, die abgerundeten Rippen mit feinen Längsſtreifen. An Amerika. Alle ſieben Arten ſind bei Chemnitz (Conchyliencabinet. 7. Bd. Taf. 57 und 58) abgebildet. (*Burmeister.*)

Peculatus, ſ. u. Diebſtahl.

PECULIARE, bei den Latiniſten des Mittelalters daſſelbe, was Peculium. (*H.*)

PECULIUM, Sondergut, mit dem Worte pecunia verwandt, und von pecus abſtammend [1]), in der weiteſten Bedeutung: das Vermögen eines Menſchen, als ein geſchloſſenes Ganzes betrachtet. Denn in den frühern Zeiten beſtand das Hauptvermögen der Völker, namentlich der Hirtenvölker, in Vieh [2]), und ſowie daher Pecunia im Allgemeinen das Vermögen bezeichnet, ſo ſcheint Peculium im Diminutiv nach dem gemeinen Sprachgebrauch auch für Vermögen [3]) gebraucht worden zu ſein, wie auch jetzt in der Sprache des gemeinen Lebens reiche Leute wol zu ſagen pflegen: „mein Bischen Vermögen [4])." Im engern Sinne wird unter dieſem Ausdrucke ein gewiſſes geſchloſſenes Vermögen im Verhältniſſe zu einem andern verſtanden, mit welchem es zuſammenhängen könnte, von welchem es aber doch getrennt iſt. So Peculium mulieris, vel nuptae, ſo viel wie Paraphernalvermögen einer Frau im Gegenſatze von der Dos [5]); dann Peculium patris familias, ſo viel wie deſſen Sparbüchſe, d. i. das von dem Hausvater für den Nothfall zurückgelegte Geld, grade wie wir im Teutſchen auch im Diminutiv „Sparpfennig" ſtatt Spargeld" ſagen [6]). Wir laſſen an ſeinen Ort geſtellt ſein, ob von dieſer Bedeutung des Wortes Peculium oder von dem nachher näher zu entwickelnden Peculium adventitium und Peculium quasi castrense in das Kirchenrecht der Ausdruck Peculium clericorum, Pec. clericale, Pec. cleri (acquaestus clericalis), übergegangen iſt. Darunter verſteht man dasjenige Vermögen der Kleriker, welches ſie im Dienſte der Kirche durch ihre Pfründen erworben haben, worüber ſie jetzt auch teſtiren dürfen und worein ihre Verwandten auf den Grund ei-

1) *Forcellini* totius latinitatis lexicon (Lipsiae et Londini 1835) s. v. Peculium: proprie significat id, quod quis pecorum possidet, a pecu. *Columella* VI. praef. 2) *Isidor.* orig. Lib. V. c. 25: Peculium a pecudibus dictum est, in quibus constabat universa veterum substantia. 3) Ibid. Lib. XVI. c. 17: Apud antiquos omne patrimonium dicebatur peculium. Daher finden wir in dem Pandektentitel ad SCt. Trebellianum (XXXVI. 1) an den Schluß eines Auszuges aus Hermogenianus Lib. IV. Fideicommissorum die nachſtehenden Geſetze aus Paulus und Ulpianus über denſelben Gegenſtand in folgendee Maße angereihe: Fr. 14. §. 8. Sed et si quis bona rogatus sit, vel *familiam*, vel *pecuniam* rogetur, vel *universam rem* (meam). Fr. 15. *Paulus* Lib. II: Vel *omnia sua*; Fr. 16. *Ulpianus* Lib. IV: Cogi poterit. Hoc idem et si *patrimonium* fuerit rogatus, et si *facultates*, et si *quidquid habeo*, et si *censum meum* et si *fortunas meas* et si *substantiam meam* et si *peculium meum* testator dixerit etc. 4) Ulpian ſage zu der vorſtehend Note 3 ausgezogenen Stelle erläuternd: quia plerique ὑποκοριστικῶς, id est diminutiva patrimonium suum peculium dicunt, und er definirt in Fr. 5. §. 3. D. de peculio (XV. 1) das Wort ſo: Peculium dictum est quasi pusilla pecunia, sive patrimonium pusillum. *Calvini* lexicon juridicum s. v. Peculium. *Forcellini* l. c. 5) Fr. 9. §. 3. D. de jure dotium (XXIII. 3). *Calvini* lexicon juridicum s. v. Peculium. p. 684. Rau in der in Note 20. S. 397 angezogenen Diſſertatiɔn. §. V. 6) *Plauti* Cas. II, 2, 26. Schelle's Lateiniſch-teutſches Lexikon u. d. W. Peculium. *Forcellini* l. c.

Digitized by Google

ner Verordnung des Papstes Alexander III. [7]) succediren [8]). In der engsten und jetzt beinahe einzigen Bedeutung heißen Peculium die einem filius familias (Hausſohn) zustehenden, mit Rücksicht auf die väterliche Gewalt (patria potestas), als vom väterlichen Vermögen juristisch getrennt, angesehenen Vermögensstücke [9]). Daß ein beinahe gleiches Verhältniß rücksichtlich solcher Vermögensstücke der Sklaven, gegründet auf die herrliche Gewalt (dominica potestas), stattfand — Peculium dominicum [10]) — erwähnen wir nur um der Vollständigkeit willen. Auf den jetzigen Gebrauch dieser Lehre hat es ebenso wenig Einfluß, als so manche in dieser Beziehung schon unter den Glossatoren obgewaltete Streitigkeiten [11]). Sehr unlateinisch sind von dem Worte Peculium sogar einige Zeiten eines Zeitwortes gebildet worden, wie peculiatus, d. i. der mit einem Peculium Versehene, vorzüglich von Sklaven gebraucht [12]), dafür auch der Ausdruck peculiosus. Dem entgegengesetzt findet man das Wort expeculiatus, aber auch die Formen peculiandi und peculinbo [13]).

Schon Justinian versuchte eine Eintheilung des Peculiums in pagnum, castrense und das, was zwischen diesen mitten inne liegen sollte (quod medietatem inter utrumque obtinet), quasi castrense [14]). Man hat diese Eintheilung ungenügend gefunden und, statt deren, in der Regel das Peculium eingetheilt in militare und paganum, das militare wieder in castrense s. castrense ordinarium und quasi castrense s. castrense extraordinarium, dieses Beides nach denselben Grundsätzen, nach denen man eine militia togata und sagata annimmt. Das Peculium paganum zerfällt nach den Ältern, welche noch die oben erwähnte dominica potestas mit berücksichtigen, in Peculium paternum und Peculium dominicum, Ersteres aber und, wenn man bei dem paganum nur auf die patria potestas Rücksicht nimmt, das gesammte Peculium paganum in profectitium und adventitium, Letzteres wieder in regulare s. ordinarium und irregulare s. extraordinarium [15]). Teutsche Ausdrücke für diese verschiedenen Arten von Sondergut sind nicht allgemein geworden. Von jeder derselben weiter unten besonders!

Voraus ist jedoch historisch zu bemerken: Nach dem alten römischen Rechte hatten die Hausväter unter andern das Recht, daß ihnen alles das gehörte, was diejenigen erwarben, die unter ihrer väterlichen oder herrlichen Gewalt standen. Auch der Hausſohn hatte nichts Eigenes, ja in den frühesten Zeiten hatte der Vater das Recht, seine Kinder zu verpfänden und zu verkaufen. Dies wurde jedoch durch die Gesetze [16]) aufgehoben, wogegen die erwähnten Vermögensrechte des Vaters blieben. Quicquid acquirit filius patri acquiritur [17]). Übergab nun aber der Vater dem Kinde gewisse Vermögensgegenstände und räumte ihm daran gewisse Rechte ein, was sehr häufig in der Absicht geschah, um durch das Geschäft, welches die in der Gewalt des HausvatersB efindlichen mit jenen Gegenständen trieben, zu gewinnen, wenn sie z. B. das erhaltene Geld in Handel und Wandel anlegten, auf Zinsen ausliehen, der Sklave sich wieder einen Sklaven kaufte (vicarius genannt), durch dessen Arbeit er erwarb, so entstand dadurch das Peculium, rücksichtlich dessen der Sohn, als selbständig, dem Vater gegenüber steht. Nach einer Stelle der zwölf Tafeln (Statu liber emtori dando liber esto) gab es schon zu jener Zeit ein Peculium servi. Es ist das Peculium filii familias gleichsam ein kleines Vermögen des Sohnes „quasi patrimonium. patrimonium pusillum liberi hominis [18]). Allein in das Eigenthum des Kindes geht doch dieses Peculium nicht über, es bleibt vielmehr im Vermögen des Vaters [19]), da dessen Verwaltung dem Kinde blos vom Vater verwilligt ist. Der Sohn konnte daher nach den ersten Bestimmungen es weder ab intestato, noch durch Testament vererben. Das solchergestalt vom Vater überkommene Peculium (peculium profectitium, quia ex re patris proficiscitur) ist also das ursprüngliche Peculium, das

7) c. 12. X. d. testamentis et ultimis voluntatibus (III, 26). Andreas Müller, Lexikon des Kirchenrechts u. d. W. Peculium clericorum. Wiese, Handbuch des Kirchenrechts. 2. Th. (Leipzig 1800.) §. 237. Schmalz, Handb. des kanonischen Rechts. §. 403. Walter, Lehrb. des Kirchenrechts (Bonn 1836). §. 257 fg. 8) Das Historische dieses Peculiums besonders in Teutschland s. bei Eichhorn, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 2. Th. (Göttingen 1835.) §. 327. 4. Th. (1836.) §. 465. Not. b. 9) Diese drei verschiedenen Bedeutungen des Wortes peculium sind am klarsten herausgesetzt von Marezoll, Revisien der Lehre von den sogenannten Adventitien, in der Zeitschrift für Civilrecht und Proceß von Linde — Marezoll — Schröter, 8. Bd. 1. Heft. Nr. II. S. 59 fg. Am meisten stimmt mit ihm überein Göschen, Vorlesungen über das gemeine Civilrecht von Erxleben, 3. Bd. 1. Abth. (Göttingen 1839.) §. 728. Man vergl. übrigens im Allgemeinen über diese Materie: *Luden*, Diss. de peculiis secundum jus romanum (Goettingae 1835). *Witte*, Disp. de luctuosis hereditatibus (Vratislaviae 1824). v. Löhr, Einige Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien eines filius familias, im Archiv für die civilistische Praxis. 10. Bd. 2. Heft (Heidelberg 1827). Nr. VII. S. 161 fg. und Mohl, Rogge, Scheuerlein ꝛc. kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft. 5. Bd. (Stuttgart) S. 204. Über andere Begriffsdefinitionen und die damit verbundenen Schwierigkeiten s. unter den Ältern: *Calvinus* l. c. p. 683 und unter den Neuern: Glück, Pandektencommentar. 2. Th. §. 134. S. 241 u. §. 136. S. 248. v. Wening-Ingenheim, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. 4. Buch. §. 309/2. *Mühlenbruch*, Doctrina pandectarum. §. 212 et 564. Einige Rechtslehrer vermeiden eine Definition dieses Wortes und bezüglich erklären sie dieselbe für unmöglich, z. B. Mackeldey, Lehrbuch des römischen Rechts. 8. Ausg. §. 558. Thibaut, System des Pandektenrechts. 8. Ausg. (Jena 1834) §. 249 fg. Schweppe, Das römische Privatrecht. 4. Ausg. §. 648 fg. 10) *Calvinus* l. c. p. 684. 11) *Haenel*, Dissensiones dominorum (Lipsiae 1834). p. 186. junct. p. 465. 12) 3. B. Fr. 18. §. 2. D. d. aedilitio edict. (XXI, 1.) 13) *Calvinus* l. c. s. v. Peculiatus. 14) c. 37. C. d. inoff. test. (III, 28.) *Luden* l. c. §. 4.

15) *Calvinus* l. c. p. 684. Mackeldey a. a. O. §. 558. Thibaut a. a. O. §. 249. 16) Fr. 5. D. quae res pignori etc. (XX, 3.) Tot. tit. C. de patribus qui filios (IV, 43). 17) c. 2. C. d. patr. potest. (VIII, 47): Ejus, quod in potestate patris agens habuisti, dominium ad patrem tuum pertinuit, extra ea quae non acquiruntur. 18) Fr. 5. §. 3. Fr. 32. pr. Fr. 47. §. 6. D. d. peculio (XV, 1). 19) Pr. J. Quibus non est permissum facere testament. (II, 12): Jure civili omnium, qui in potestate parentum sunt, peculia perinde in bonis parentum computantur.

Digitized by Google

Peculium κατ' ἐξοχήν, auch von den Römern so ohne allen Zusatz genannt. Durch die spätere Einführung des Peculium militare wurden jedoch diese Grundsätze wesentlich modificirt [20]). Zu Zeiten der römischen Monarchie nämlich, als es im Interesse der römischen Kaiser lag, sich die Gunst der Soldaten zu erwerben, gaben Erstere diesen mehre Privilegien, darunter vor allen Dingen Julius Cäsar das privilegirte Soldatentestament. Schon in diese Zeit scheint die Entstehung des Peculium castrense zu fallen. Octavianus Augustus, Titus, Domitianus, Nerva, Trajanus, Claudius, Nero bestätigten die diesfallsigen Verordnungen und erhoben sie zu allgemeinen Gesetzen [21]). Wahrscheinlich um die Zeit des Honorius und Theodosius entstand, nach Analogie des Peculium castrense, das Peculium quasi castrense [22]), welches schon früher die administratores provinciae, dann die Advocaten hatten. Nach und nach wurde auch das Peculium adventitium, nach Analogie der Dos profectitia et adventitia gebildet. Ein Decret des Hadrianus gestattete einem Sohn, eine fideicommissarische Erbschaft anzutreten und als Peculium castrense zu behalten. Die Rechtslehrer dehnten dies dahin aus, daß der Vater vom Sohne zum Antritt einer Erbschaft für ihn gezwungen werden könne [23]). Antoninus Pius gab dem Sohne eines Wahnsinnigen sogar das Recht, eine Erbschaft so anzutreten, als wäre er Hausvater [24]). Constantinus Magnus übertrug vom Vater auf die Kinder das Eigenthum an ihrem mütterlichen Erbtheile und ließ Ersterm nur den Nießbrauch [25]). Gratianus, Theodosius und Valentinianus dehnten dies auf die lucra nuptialia [26]), Leo und Anthemius auf die munera sponsalitia aus [27]); Justinianus verordnete endlich [28]), daß Alles, was die Kinder wo sonst her als vom Vater erhielten, ihr Eigenthum, dem Vater nur der Nießbrauch daran sein solle [29]).

Das Peculium paganum v. paganicum ist dasjenige Sondergut, welches der in der väterlichen Gewalt stehende Sohn weder durch Kriegs- noch Staatsdienst erworben, noch vom Landesherrn oder dessen Gemahlin geschenkt erhalten hat [30]). Die dabei stattfindenden Grundsätze sind verschieden nach den verschiedenen oben (S. 396) angegebenen Arten desselben. So nach dem jetzigen Sprachgebrauche! Wir dürfen indessen nicht vergessen, daß der Ausdruck paganum peculium, beim Theophilus in seiner Paraphrase der Institutionen [31]) Παγανικὸν πεκούλιον, in den Gesetzen blos so viel als jetzt Peculium profectitium (ein nicht in den Gesetzen befindlicher Ausdruck) bedeutet, also gegen den jetzigen Sprachgebrauch nicht das Peculium adventitium mit einschließt [32]). Das Peculium profectitium, die Hauptart des Peculium paganum und überhaupt aller Peculien, lange sogar die einzig vorhandene Art von Peculium [33]), ist alles dasjenige, was die in väterlicher Gewalt befindlichen Kinder entweder vom Vater selbst, aber nicht zum Zwecke einer militia togata oder sagata, oder zwar von Andern, aber um des Vaters willen [34]) bekommen haben [35]), wenn es nicht als Dos (s. d. Art. Aussteuer und Dotation) oder als Donatio propter nuptias (s. d. Art. Schenkung) gegeben ist, in welchen letztern Fällen die diesfallsigen besondern Rechtsgrundsätze eintreten [36]). So lange der Sohn in väterlicher Gewalt ist [37]), so lange hat der Vater ganz die Disposition über das Pec. prof., das Eigenthum daran und allen davon entstehenden Gewinn. Es steht ihm auch das Recht zu, es jederzeit zurückzunehmen — Ademtionsrecht. Der Sohn oder das Kind hat daran nur den precairen, also wiederruflichen Besitz sammt Administration, kann auch nur mit Einwilligung des Vaters eine Schenkung auf den Todesfall oder unter Lebendigen darüber errichten [38]), kann jedoch den Vater Dritten durch seine Verwaltungshandlungen, so weit das Peculium reicht (peculiotenus) verpflichten, also z. B. das Peculium veräußern [39]), dagegen dem Vater auch, selbst wenn er es nicht weiß, den juristischen Besitz an den hier einschlagenden Gegenständen erwerben [40]). Dem allen zu Folge kann auch der Vater, wenn er dem Sohn ein solches Peculium gab, wegen aller vertragsmäßigen Schulden desselben mit der actio ex peculio, so weit dies reicht, belangt werden [41]). Nur in folgenden Fällen scheint eine Ausnahme von dem Grundsatze, daß dem Vater das Eigenthum an diesem Peculium verbleibt, einzutreten [42]): 1) Nach einer Verordnung des Kaisers Clau-

20) *Rau*, (Diss.) historia juris civilis de peculiis (Lipsiae 1770). Wippermann, Die Grundbegriffe und hauptsächlichsten Sätze des gemeinen teutschen Rechts (Rinteln und Leipzig 1839). §. 27 fg. Mackeldey a. a. O. §. 402. 21) Pr. J. Quibus non est permissum (II, 12). Fr. 1. D. de testam. militis (XXIX, 1). 22) *Schilteri* praxis juris romani in foro germanico. exerc. 44. §. 44. 23) Fr. 16. §. 11. D. ad SCtum Trebell. (XXXVI, 1.) Vergl. übrigens Marezoll in der angezogenen Revision (Zeitschr. VIII, 1). S. 75 fg. 24) Fr. 52. pr. D. de adquirenda v. omitt. haered. (XXIX, 2.) 25) c. 1. C. de bonis matern. (VI, 60.) Daher nimmt Marezoll a. a. O. S. 74 den Kaiser Constantin als Stifter dieses Peculiums an. 26) c. 1. C. de bon. quae lib. (VI, 61.) 27) c. 4 et 5. eod. 28) c. 6. C. eod. 29) Über alles dies vergl. *Kleinschrod*, (Diss.) de jure filii familias disponendi de peculiis (Wirceburgi 1784), [übersetzt befindlich in Barth, Sammlung auserlesener ꝛc. Dissertationen. 1. Bd. (Augsburg 1835.)] Nr. IX. §. 4 fg. 30) Calvinus l. c. p. 684.

31) Ad tit. instit. Quibus non est permissum facere testamentum (II, 12). 32) Marezoll a. a. O. (Zeitschr. 8. Bd. 1. Heft.) S. 68. 33) Ebend. S. 63. 34) Gegen Schweppe a. a. O. §. 649, wo in der Note 2 die diesfallsige gelehrte Streitigkeit näher beleuchtet ist. 35) *Calvinus* l. c. p. 684. Glück a. a. O. S. 251. 36) *Mühlenbruch* l. c. §. 567. Vgl. auch was historisch oben S. 396 darüber bemerkt wurde. 37) Über den Einfluß einer mit Einwilligung des Vaters geschehenen Errichtung einer separaten Ökonomie auf das Peculium profectitium s. Hagemann und Bütow, praktische Erörterungen ꝛc. 7. Bd. (Hanover 1824.) S. 72. 38) Thibaut a. a. O. §. 254. 39) Lauk, Welches sind die Wirkungen der gesetzlichen ꝛc. Veräußerungsverbote ꝛc. in der angezog. Linke — Marezoll — Schröter'schen Zeitschrift. 5. Bd. 1. Heft. S. 6. 40) Fr. 1. §. 5. D. d. acquirenda vel amitt. possess. (XLI, 2): Item acquirimus possessionem per servum aut filium, qui in potestate est, et quidem earum rerum, quas peculiariter (vergl. *Forcellini* l. c. s. v. peculiariter) tenent, etiam ignorantes etc. quia nostra voluntate intelligantur possidere, qui eis *peculium habere* permiserimus. Marezoll a. a. O. (Zeitschr. VIII, 2.) S. 245. 41) §. 4. J. Quod cum eo qui in aliena (IV, 7). Schweppe a. a. O. §. 654. Mackeldey a. a. O. §. 403. 42) Diese Aus-

dius [43]) soll für den Hausſohn das Peculium profectitium ſeparirt werden, wenn der Fiscus das Vermögen des Vaters wegen deſſen Schulden in Beſchlag nimmt. Sehr ſtreitig iſt die Erklärung dieſer Stelle. Die neueſte [44]) geht dahin: Wie vorher das Eigenthum des Peculium prof. unbeſtritten dem Vater zuſtand, ſo behielt er es auch jetzt in dem ſinguläre, durch den Kaiſer Claudius ſanctionirten Fall, und der Hausſohn blieb auf die Adminiſtration des Sondergutes beſchränkt; denn filius familias neque retinere, neque recuperare, neque adipisci possessionem rei peculiaris videtur [45]). 2) Wenn der Vater das Hauskind der väterlichen Gewalt entläßt, oder dieſe ſich durch eine Würde auflöſt und der Vater das Peculium nicht ausdrücklich zurücknimmt, ſo wird es des Kindes Eigenthum [46]), weil die Geſetze annehmen, der Vater habe das Peculium dem Kinde geſchenkt und die Schenkung werde, nach aufgelöſter väterlicher Gewalt, vollkommen wirkſam [47]). 3) Wenn der Vater durch den Sohn einen Nießbrauch erworben hat, ſo ſoll dieſer bei dem natürlichen oder bürgerlichen Tode des Hausvaters dem Sohne, welcher ihn erworben hat, bleiben, er werde Erbe des Vaters oder nicht [48]). Übrigens gehört zu dieſem Peculium vorzüglich das, was das Hauskind als Mandatar des Vaters, oder für denſelben, oder mit dem Gelde deſſelben erwirbt [49]). Daß es kein Peculium profectitium gibt, woran der Mutter das Eigenthum zuſteht, dürfte ſchon aus der echt römiſchen Natur des Sondergutes folgen, da das römiſche Recht keine patria potestas der Mutter kennt [50]). Die Klage wegen der Verbindlichkeiten aus dem Peculium profectitium — actio ex peculio — kann nur gegen den Vater, als Eigenthümer des Peculiums, gerichtet werden, und zwar nur, wie gedacht, peculiotenus, nur ſo lange das Peculium exiſtirt und noch ein Jahr lang (annus utilis) nach der Ademtion oder Vernichtung des Sondergutes. Doch erlöſchen diejenigen Temporalklagen, welche eine kürzere Verjährungsfriſt haben, wenn ſie ex peculio angebracht werden, auch binnen dieſer kürzern Friſt, und Klagen aus einem Verbrechen finden nur dann als actio de peculio ſtatt, wenn Letzteres durch das Delict bereichert worden iſt [51]). Obgleich übrigens als peculium nur das angeſehen werden kann, was nach Bezahlung des Vaters übrigbleibt, ſo verordnen doch die Geſetze, daß bei der Concurrenz des Vaters mit andern Gläubigern, wenn der Sohn Kaufmannsgeſchäfte getrieben hat, unter Erſtern und Letztern die Maſſe pro rata getheilt werde, und ſie geben dazu als Klage die actio tributoria [52]).

Die zweite Art des Peculium paganum, das Peculium adventitium [auch ein nicht in den Geſetzen vorkommender Ausdruck [53])] bietet die beiweitem größten Schwierigkeiten in Theorie und Praxis dar [54]). Dafür ſpricht ſchon beim erſten Anblicke der Umſtand, daß ſogar mehre neuere Rechtslehrer die bona adventitia nicht zu den Peculien rechnen laſſen wollen [55]), in der Hauptſache ein Wortſtreit [56]). Man bezeichnet mit dem Namen Peculium adventitium im Allgemeinen jeden Erwerb, welcher den in väterlicher Gewalt befindlichen Kindern nicht aus dem väterlichen Vermögen (non ex substantia, cujus in potestate), ſondern extrinsecus zufließt und nicht durch jure militari (militiae causa) oder vermöge väterlicher Conceſſion vorgenommene Veräußerungen gemacht iſt. Das Geſetz erfodert dazu causae quae ex liberalitate fortunae vel laboribus suis ad filium perveniant und bezeichnet es als ea quae patri non acquiruntur, sed ad filios veniunt [57]) — adventitia [58]). Es gehört alſo dasjenige nicht dazu, was der Vater dem Kinde nach geſetzlicher Vorſchrift gibt, wie dos, donatio propter nuptias etc. [59]). Aber gewöhnlich rechnet man dahin mütterliche Erbſchaft und mütterliche Geſchenke [60]), auch Pathengeld [61]). Auch gehört dahin, was aus des Vaters Vermögen als rechtlicher Nachtheil in das des Kindes übergeht, z. B. wegen widerrechtlicher Eheſcheidung und

---

nahme iſt zum Theil blos ſcheinbar, wie klar nachgewieſen iſt von Marezoll a. a. O. (VIII, 1.) S. 62.

43) Fr. 3. §. 4. D. d. minoribus etc. (IV, 4.) Walch, Grundriß der Geſchichte der in Teutſchland geltenden bürgerlichen Rechte (Jena 1780). 1. Th. 1. B. 3. Abſchn. 2. Hptſt. 1. Abth. 3. Unt. §. 5. S. 169. 44) Kämmerer, über das Peculium profectitium in Beziehung auf den Fiscus in der angez. Linde — Marezoll — Schröter'ſchen Zeitſchrift. 14. Bd. 1. Heft. Nr. IV. S. 93 fg., wo auch die abweichenden Meinungen behandelt ſind. 45) Fr. 98. D. d. Reg. Jur. (L. 17.) 46) §. 20. J. de Legatis (II, 20). Fr. 31. §. 2. D. d. donationibus (XXXIX, 5). c. 17. C. eod. (VIII, 54.) Schweppe a. a. O. §. 649. Mackeldey a. a. O. Thibaut a. a. O. §. 361. 47) Göſchen a. a. O. §. 729. 48) c. 17. in fine C. de usufr. et habitat. (III, 33). Schweppe a. a. O. 49) Schweppe a. a. O. 50) Glück a. a. O. S. 252 gegen die Abhandlung in Hagemann und Günther, Archiv für die theoretiſche und praktiſche Rechtsgelehrſamkeit. 1. Th. (Braunſchweig 1788.) Nr. VI. S. 190: Ob es ein Peculium profectitium gebe, wovon der Mutter das Eigenthum zuſtehet? 51) Über mehre Fragen bei der actio de peculio ſ. Keller, Commentatio ad L. Si ex duobus 32. pr. §. 1. D. de peculio (Goetting. 1822).

52) Über dies alles vergl. Wippermann a. a. O. §. 29. Inwiefern auch die actio familiae erciscundae mit der actio de peculio rancurrirt, ſ. Fr. 38. pr. D. de condictione indebiti und was darüber ausgeführt iſt in Reinhardt, Vermiſchte Aufſätze aus dem Gebiete der reinen und angewandten Rechtswiſſenſchaft. 3. Heft (Stuttgart 1827). S. 174. 53) In den römiſchen Geſetzen findet man dafür die Benennung bona. Schweppe a. a. O. §. 651. 54) Die Hauptabhandlungen über dieſe Materie ſind von Marezoll, und zwar die bereits Note 9. S. 396 angezogene Reviſion im 8. Bande der erwähnten Zeitſchrift, und die nachher Note 63. S. 399 aus dem 13. Bande gedachter Zeitſchrift näher anzugebende, dann Reinhard a. a. O. Buchholz, Verſuche über einzelne Theile der Theorie des heutigen römiſchen Rechts (Berlin 1831). S. 211. Hugo, Civiliſtiſches Magazin. 6. Bd. (Berlin 1827—1832.) S. 75. 55) Wiete et Luden l. c. Hugo a. a. O. 5. Bd. Nr. 19. S. 508. 56) Vergl. hierüber die Anzeige über die Luden'ſche Diſſertation in Gersdorf, Repertorium der geſammten teutſchen Literatur. 6. Bd. 4. Heft. Nr. 3013. S. 321. 57) c. 2. 6. pr. et 8. C. de bonis quae liberis etc. (VI, 61.) 58) Calvinus l. c. p. 684. Glück a. a. O. 14. Th. §. 905. S. 367. Schweppe a. a. O. §. 651. Wippermann a. a. O. S. 161. 59) v. Löhr, Civiliſtiſche Bemerkungen in dem Löhr — Mittermeier — Thibaut'ſchen Archiv für die civiliſtiſche Praxis 7. Bd. 2. Heft. Nr. XV. S. 268. 60) Doch nicht unbeſtritten. Vergl. Huga a. a. O. 5. Bd. (Berlin 1825.) S. 508. Maht — Rogge — Scheuerlen a. a. O. 61) Walch in den nachſtehend Note 64 angezogenen Controverſen a. a. O. §. 14. S. 76.

wegen der zweiten Ehe [62]). An diesem Peculium haben die Kinder das Eigenthum, jedoch der Vater die Nutzungs- und Verwaltungsrechte [63]). Daher können die Kinder nur mit Einwilligung des Vaters dieses Peculium veräußern, es auf den Todesfall oder unter Lebendigen verschenken [64]), auf keinen Fall darüber testiren [65]), auch nicht zum Besten eines frommen Zweckes [66]). Der Vater erhält alle Früchte dieses Sondergutes (wozu nicht der Schatz gehört, der sich etwa darauf finden sollte), muß aber auch alle Lasten tragen. Die Frage, inwiefern in dieser Verpflichtung auch die zur Abführung der auf dem Sondergute haftenden Schulden und zur Errichtung von Gebäuden auf dazu gehörigen Landgütern liegt, ist nach allgemeinen Grundsätzen unter Berücksichtigung der jedes Mal eintretenden besondern Verhältnisse zu beurtheilen [67]). Mit Bewilligung des Sohnes, wenn dieser mündig ist [68]), führt der Vater, wiewol auf seine eigenen Kosten [69]), die wegen dieses Gutes nöthigen Processe und veräußert es in den drei Fällen, wenn Erbschaftsschulden, wenn Legate davon zu bezahlen und das fragliche Gut dem Ganzen lästig ist [70]). Außerdem ist jede Veräußerung dieses Sondergutes nichtig und die Meinung, daß der Vater berechtigt sei, die Adventitien seiner Kinder, wenn die Veräußerung derselben zu ihrem Nutzen gereicht, zu verkaufen, ohne deshalb ein Veräußerungsdecret nöthig zu haben [71]), läßt sich nicht rechtfertigen. Auch Erbschaften, Schenkungen oder Vermächtnisse kann der Vater nicht ohne Zustimmung des mündigen Kindes annehmen [72]). Der Nießbrauch des Vaters richtet sich nach den allgemeinen Grundsätzen vom Nießbrauch [73]), doch hat der Vater deshalb keine Caution zu bestellen und kein Inventar zu errichten [74]); er ist nicht schuldig, die von den Adventitien seiner Kinder gehabten Nutzungen herauszugeben, wenn die Kinder sich bei einem Andern aufgehalten haben und von diesem, nicht vom Vater unterhalten worden sind [75]). Er haftet aber für alle Art der Schuld [omnem diligentiam debet adhibere] [76]), daher auch das Kind wegen Verringerung des Sondergutes gegen den Vater klagen kann, doch nicht vor Beendigung der väterlichen Gewalt [77]), wogegen es rücksichtlich der Verjährung sehr begünstigt ist. Nur in zwei Fällen erhält der Vater Eigenthum an diesem Sondergute, wenn das mündige Kind nicht in die Antretung einer ihm deferirten Erbschaft willigt und der Vater statt seiner die Erbschaft antritt, und wenn das Vermögen des Kindes durch ein Verbrechen verwirkt wird; der Fiscus bekommt das Peculium hier nicht, sondern der Vater [78]). Übrigens dürfen die Kinder den Vater bei der Administration in keine Weise beschränken, haben überhaupt nichts in die Verwaltung zu reden, und der Vater hat auch keine Rechnung abzulegen [79]). Das Gesetz [80]) sagt: Rerum habeat parens plenissimam potestatem etc. et gubernatio earum sit penitus impunita: et nullo modo audeat filius vel filia vel deinceps persona vetare eum, in cujus potestate sunt, easdem res tenere, aut quomodo voluerit gubernare, vel si hoc fecerint, patria potestas in eos exercenda est; sed habeat pater etc. plenissimam potestatem uti frui, gubernareque res praedicto modo acquisitas. Vorstehendes zusammengefaßt, ist das Resultat, daß weder Vater noch Kind einseitig über die Substanz des Sondergutes verfügen können. Die Rechte des Vaters hören auf mit dem Ende der patria potestas, wiewol mit Ausschluß derjenigen fructus industriales, für welche die Arbeit noch während der Dauer der väterlichen Gewalt vollendet ist [81]) und mit der Ausnahme, daß der Vater den Nießbrauch an dem adventitischen Sondergut auf Lebenszeit behält, wenn das Hauskind stirbt und jenes Peculium auf Intestaterben fällt. Diese bekommen aber blos die Proprietät [82]). Auch wenn der Hausſohn durch Erlangung gewisser hoher Würden sui juris wird, bekommt er das volle, durch die Rechte des Vaters an den Adventitien nicht mehr beschränkte Eigenthum [83]). Man ist sogar der Meinung, daß in diesem

62) Schweppe a. a. O. §. 649. S. 42 u. §. 651. S. 52. 63) Vergl. Marezoll, Wie geht das väterliche Recht des Usus fructus an den sogenannten Adventitien verloren und inwiefern bleiben, auch nach aufgelöster Potestas, noch Folgen davon übrig? in der erwähnten Zeitschrift, 13. Bd. 2. Heft. S. 169. Marezoll bekämpft übrigens die Ansicht, als sei dem Vater, noch neben dem Usufructrecht, ein besonderes Administrationsrecht an den Adventitien eingeräumt worden und als seien daraus die einzelnen Dispositionsbefugnisse abzuleiten (in der öfter angef. Revision, Zeitschr. VIII, 3. S. 371). 64) *Walchii* introductio in controversias juris civilis (Jenae 1791). Sect. I. Cap. II. Memb. II. §. 8. p. 73. Neuerlich ist jedoch die Behauptung aufgestellt worden, daß jede solche Schenkung eines Pecul. adventitium, selbst mit Einwilligung des Vaters ungültig sei, von Fritz: aus welchen Peculien und unter welchen besondern Voraussetzungen kann der filius familias Schenkungen auf den Todesfall machen? im Arch. f. d. civil. Prax. 6. Bd. 2. Heft. Nr. IX. S. 432. 65) v. Löhr in den angez. civilistischen Bemerkungen im Arch. f. d. civ. Prax. 7. Bd. 2. Heft. S. 266. Im Allgemeinen vergl. *Kleinschrod* l. c. 66) Göschen a. a. O. §. 732. S. 142. 67) Bülow, Abhandlungen über einzelne Materien des römischen bürgerlichen Rechts. 2. Bd. (Braunschweig 1819.) S. 250. 68) Gegen Wippermann a. a. O. S. 162 und Marezoll in der bei Wippermann Note 3 a. a. O. angez. Stelle. 69) Göschen a. a. O. §. 732. S. 140. 70) Thibaut a. a. O. §. 255. Lauk a. a. O. S. 7. 71) Gebrüder Overbeck, nachstehend Note 75 angezogen, S. 244. Ein Gutachten über eine eigenmächtige Veräußerung eines bedeutenden Pecul. advent. von Seiten des Vaters s. bei Geiger und Glück, merkwürdige Rechtsfälle und Abhandlungen ꝛc. 3. Bd. (Erlangen 1806.) S. 54. 72) c. 8. pr. et §. 3. C. eod. 73) Vergl.: Über das Nutznießungsrecht des Vaters rücksichtlich des Peculium adventitium der Kinder, namentlich in Beziehung auf die unter selbigen begriffenen Capitalien (nomina) in Richter, Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen (Tübingen 1834). Nr. LXV. S. 221. Über das Recht des Vaters am peculium, bei Hugo a. a. O. 2. Bd. (Berlin 1825.) S. 203.

74) c. 8. §. 4 in fine C. de bonis quae liberis (VI, 61). Schweppe a. a. O. §. 652. Thibaut a. a. O. 75) Gebrüder Overbeck, Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien. 8. Bd. (Hanover 1799.) S. 255. 76) c. 1. C. de bonis maternis (VI, 60). 77) Wippermann a. a. O. S. 165. 78) Schweppe a. a. O. §. 652. Nicht unbedingt tritt dieser Ansicht bei Marezoll in der Note 63 angez. Abhandlung. S. 211. 79) Göschen a. a. O. §. 732. 80) c. 6. §. 2. C. de bonis quae liberis (VI, 61). 81) *Bauer*i Responsorum ad quaestiones ex jure vario etc. Vol. I. (Lipsiae 1801.) p. 158. 82) Wippermann a. a. O. S. 165 u. 167. 83) Gegen die Gegner nachgewiesen von Marezoll in der vorstehend Note 63 angezogenen Abhandlung. S. 201 fg.

Digitized by Google

Falle dem Sohne das Peculium profectitium bleibt [84]). Wenn aber der Vater sich von einem Dritten vollständig an Kindes Statt annehmen, arrogiren läßt, wodurch natürlicherweise der Haussohn nicht emancipirt wird, so bekommt dieser dadurch auch nicht das volle Eigenthum an den Adventitien [85]), wol aber wenn der Vater seiner Freiheit und bürgerlichen Rechte verlustig wird (capitis deminutio maxima et media) [86]). Wenn dagegen der Sohn arrogirt wird, so behält nach neuern Forschungen [87]) der leibliche Vater, gegen die frühere gemeine Meinung [88]), den einmal erworbenen Nießbrauch am Pec. advent. auch nach der Arrogation. Grade die entgegengesetzte Ansicht stellt aber die neueste diesfallsige Abhandlung auf [89]) und ihr Verfasser kehrt sonach zur frühern Meinung zurück. Das Protokoll darüber ist noch nicht geschlossen. Emancipirt der Vater den Sohn freiwillig, so erlischt zwar dadurch das väterliche Recht an den Adventitien, doch behält der Vater zur Belohnung (praemium emancipationis) die Hälfte des Nießbrauchs [90]). In der Regel wurde übrigens angenommen, daß den Kindern wegen ihres adventitischen Sondergutes ein stillschweigendes Unterpfand im Vermögen ihrer Ältern zustehe. So wenigstens nach mehren sächsischen Proceßordnungen [91]); gemeinrechtlich wird dies jetzt gewöhnlich auf die von der Mutter und den mütterlichen Ascendenten dem Kinde zugefallenen Gegenstände beschränkt [92]), und selbst nach gemeinem sächsischen Rechte behauptet man jetzt mehre diesfallsige Modificationen [93]).

So die Bestimmungen in Ansehung des Peculium adventitium im Allgemeinen, und man pflegt Alles, was unter diese Kategorie gehört, mit dem Namen Peculium adventitium ordinarium vel regulare zu belegen. Dasjenige Vermögen des Hauskindes aber, an welchem der Vater weder Nießbrauch noch Verwaltung hat, obgleich es nicht zum Peculium militare gehört, bildet das Peculium adventitium extraordinarium vel irregulare [94]) [gleichfalls Ausdrücke, welche den römischen Gesetzen nicht bekannt sind [95])]; allerdings, wie Marezoll sagt [96]), eine singuläre Ausnahme und ein höchst inconsequenter Auswuchs des neuesten Rechtes, dem ganzen Geiste des Instituts widersprechend. Die Fälle, in denen dies stattfindet, sind: 1) wenn der Vater bei einem, dem Sohne zu restituirenden Fideicommiß den Sohn untreu behandelt [97]); 2) wenn ein Haussohn zugleich mit seinem Vater, als Intestaterbe des Bruders, oder mit Widerspruch des Vaters Etwas erwirbt; 3) wenn der Sohn unter der Bedingung Etwas erhielt, daß der Vater daran kein Recht haben soll; 4) nach römischem Rechte zur Strafe, wenn den Kindern des Vaters Güter wegen widerrechtlicher Trennung von der Mutter zufielen; 5) wenn der Vater den Kindern Etwas in Gemäßheit gesetzlicher Vorschriften gibt (s. S. 397). Irrig und nach einer falschen Gesetzauslegung wird der Fall hierher gezogen, wenn der Vater dem Kinde den Nießbrauch an den Adventitien überläßt [98]). Ein besonderer Fall ist, wenn der Vater durch offenbar schlechte Verwaltung des Adventitiums die Administration, nach den Gesetzen, verliert [99]). Da er hier gleichwol den Nießbrauch behält [1]), so meinen Viele, dadurch werde das reguläre Adventitium nicht in ein irreguläres verwandelt [2]). Neuerlichst hat man sogar behauptet, es sei hier nur die Rede von dem Pec. militare [3]). Der Gegentheil hält das Peculium für ein irreguläres, weil es nicht alle Erfoderniße des regulären hat [4]), und dies Letztere scheint wenigstens dem Wortsinne mehr zu entsprechen. Im Ganzen läuft die Sache auf einen Wortstreit hinaus. Es fallen vom Pec. advent. regulare alle die Grundsätze hinweg, bei welchen die väterliche Administration, und vom Pec. advent. irregulare alle die, bei welchen der eigne Nießbrauch des Haussohnes unterstellt wird. Streitig ist es auch, ob die von einem Sohne, wegen des Wahnsinnes des Vaters, einseitig erworbene Erbschaft nicht als unregelmäßiges Adventitium anzusehen sei. Wir glauben, daß die Sache sich ähnlich wie im vorigen Falle verhalte [5]). In der Hauptsache haben die Kinder bei diesem Sondergute alle Rechte des Eigenthümers, es gelten aber, wenn der Va-

84) Vergl. das angef. Archiv für d. civ. Praxis. 8. Bd. 2. Heft. S. 281. 85) Vergl. die vorstehend Note 83 angezogene Marezoll'sche Abhandlung. S. 210. 86) Marezoll a. a. O. im Archiv f. d. civ. Praxis. 13. Bd. 2. Heft. S. 209. 87) v. Wening-Ingenheim, Der Nießbrauch an dem Peculium adventitium geht durch die Adoption für den leiblichen Vater nicht verloren, in der oft angezogenen Zeitschrift 1. Bd. 2. Heft. Nr. XVII. S. 345. 88) Die Vertheidiger der frühern Meinung s. in vorstehender Fritz'schen Abhandl. S. 346. Man vergl. aber auch Marezoll in der angez. Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 256. 89) Fuhr, Von dem Einfluß der Adoption auf das sogenannte Peculium adventitium, in Fuhr und Hoffmann, civilistische Versuche (Darmstadt 1835). 2. Abh. S. 27. 90) Thibaut a. a. O. §. 256. 91) Z. B. herzogl. Altenburgische Proceßordnung. P. I. C. XXXVII. §. XV. S. 242. Schwarzburg-Rudolstädtische Proceßordnung Tit. V. §. 1. ꝛc. 92) Vergl. die diesfallsige Literatur in Note 3. S. 206 der nachstehend angezogenen Albert'schen Abhandlung. v. d. Nahmer, Sammlung der merkwürdigsten Entscheidungen des O. A. Gerichts zu Wiesbaden. 2. Bd. (Frankfurt a. M. 1825.) S. 293. 93) Findet wegen des Peculii adventitii, welches der Vater kraft der väterlichen Gewalt administrirt, überhaupt und ohne Unterschied eine gesetzliche Hypothek am Vermögen desselben Statt? Nach Sächsischem und besonders Anhaltbernburgischem Rechte ꝛc. von Albert, in Martin, Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Sachsen. 3. Jahrg. 2. Heft. (Neustadt 1831.) S. 204.

94) Glück a. a. O. §. 910. S. 584. Thibaut a. a. O. §. 257. Schweppe a. a. O. 4. Bd. §. 653. S. 56 fg. *Mühlenbruch* l. c. §. 569. Marezoll in dem nachstehend angez. Hefte. S. 409 fg. 95) Morezoll in der angez. Revision (Zeitschr. VIII, 3). S. 427. 96) In der oft angez. Zeitschr. für Civilrecht und Proc. 13. Bd. 2. Heft. S. 178. 97) Multa in fraudem fieri probaretur, fr. 50. D. ad SCtum Trebell. (XXXVI, 1). 98) Thibaut a. a. O. Glück a. a. O. §. 910. S. 587 fg. Schweppe a. a. O. S. 58. 99) c. 13. §. 2. C. de sententiam passis (XLIX. 51).

1) Gegen Göschen a. a. O. §. 733. I, 4. 2) *Weber* l. c. §. 13. p. 76. 3) Marezoll angez. Revision (Zeitschr. VIII, 1). S. 81 fg. 4) Schweppe a. a. O. *Mühlenbruch* l. c. §. 569. Wippermann a. a. O. S. 168 fg. 5) Die Gründe für und wider, rücksichtlich dieses letzten Gegenstandes s. bei Thibaut und Mühlenbruch a. a. O. Rücksichtlich der Grundsätze über die Existenz dieses Sondergutes im Allgemeinen s. bei diesen beiden und bei Schweppe, Glück, Wippermann, Morezoll a. a. O. Bei Letzterem (Zeitschr. VIII, 3). S. 423 fg.

Digitized by Google

ter, und zwar, wie sich von selbst versteht, ohne Nießbrauch, administrirt, die Grundsätze des regulären Sondergutes; ist Ersteres nicht der Fall, so kann der großjährige Sohn selbst administriren und hat dann auch freies Veräußerungsrecht [6]), nur bedarf er zu Processen die Zustimmung des Vaters; und es hat der Sohn auch nicht Testirfähigkeit, sei es durch förmliche Testamente oder Codicille. Unter Zustimmung des Vaters gestattet man dem Kinde Schenkungen für den Todesfall [7]). Administrirt der Vater nicht — während der Minderjährigkeit ist der Vater dazu berechtigt [8]) und wird dann blos als Vormund angesehen — und das Kind ist noch minderjährig, so muß ihm der Richter einen Vormund setzen. Auch können nicht gleiche Geschäfte, wie beim Peculium militare (s. w. u.) zwischen Vater und Sohn über dieses irreguläre adventitische Sondergut stattfinden [9]).

Rücksichtlich des Peculium militare im Allgemeinen (s. S. 396) finden wir im römischen Rechte den bemerkenswerthen Umstand, daß Letzteres die beiden castrensischen Peculien auf dieselbe Weise, mit denselben Worten wie die Adventitien zu umschreiben pflegt [10]). Man versteht jetzt darunter alles das, was ein filius familias durch die militia togata oder sagata. oder bei Gelegenheit derselben erwirbt [11]). War nun Miles, in dem vorliegenden Verhältnisse filius familias militans, bei den Römern ursprünglich derjenige Militair, welcher den Fahneneid geschworen hatte, also auch der dimissus militia (daher dieser durch ein Rescript Hadrian's rücksichtlich des occasione militiae erworbenen Vermögens der Rechte des Peculium castrense genoß), bezeichnet Militia. castra den wirklichen Kriegsdienst, nicht den bloßen Militairdienst in Friedenszeiten [12]): so wird nach diesem Allen sich der Begriff des Peculium castrense insonderheit und der Charakter der Bestandtheile desselben, sowie er ursprünglich war, von selbst ergeben. Man begreift darunter Alles, was der filius familias durch seinen Soldatenstand, oder bei Gelegenheit desselben erworben hat und nicht würde erworben haben, wenn er nicht Kriegsdienste geleistet hätte [13]). Seiner ersten Bestimmung nach gehörte zum Peculium castrense unstreitig nur das, was ein Haussohn, als Miles im obigen Sinne, in dem wirklichen Kriegsdienste (castra) erwarb — Peculium castrense [14]). Späterhin rechnete man dazu nicht nur, was er in castris per militiam. sondern auch, was er occasione militiae erworben hatte. Daher nennen die Gesetze so: 1) Alles, was er irgend woher an beweglichen, unmittelbar zu seiner Ausrüstung gehörigen Sachen, geschenkt erhält (militares res), z. B. Waffen, Kriegspferde ꝛc., und Alles, was von res castrenses angeschafft ist. 2) Diejenigen beweglichen Sachen, welche dem filius familias beim Abmarsch in den Krieg (eunti in militiam) zum Geschenke gegeben werden, indem von ihnen, wenn sie auch nicht ihrer Natur nach militares res sind, oder, daß sie zu Anschaffung solcher Gegenstände (ad comparandas res militares) bestimmt wären, ausdrücklich gesagt ist, dies Letztere und sonach castrensische Peculiennatur vermuthet wird. 3) Alles, was der filius familias in castris per occasionem militiae erwirbt, z. B. Sold und Beute, namentlich was er von seinen Kriegskameraden oder solchen Personen unter den Lebendigen, oder auf den Todesfall zugewendet erhält, mit denen er durch den Kriegsdienst in das diese Begünstigung erzeugende Verhältniß gekommen ist. Dafür, daß das Testament erst nach eingetretener Kameradschaft errichtet sei, soll im Zweifelsfalle die Vermuthung streiten. Andere Erbschaften und Legate, falls er sie auch während seines Kriegsdienstes erhielt, werden nicht peculium castrense, wenngleich dabei, daß er sie als solches erhalten solle, bedungen wäre. Aber gar nicht aus Vorstehendem fließend, sondern ein reiner Act der Willkür des Kaisers Hadrian [15]) ist die Verordnung, 4) daß der filius familias miles unbedingt und allgemein die testamentarische Erbschaft — nicht gültige Schenkungen, nicht Legate — von seiner Frau als Peculium castrense erwirbt [16]). Bei dem sonstigen Zustande des Kriegs- und Lehenwesens konnte allerdings auch noch die Behauptung aufgestellt werden, daß Lehengüter zum Peculium castrense gehörten [17]), während bei der jetzt ganz veränderten Natur des Erstern, und da die militairische Qualität der Lehengüter jetzt nur noch der Geschichte angehört, die gedachte Behauptung blos dann angenommen werden kann, wenn einer der eben erwähnten, das Peculium castrense charakterisirenden, Fälle bei ihnen eintritt [18]). Ein Curiosum der alten Zeit ist auch, daß Einige das Pathengeld (s. S. 398) zum castrense oder quasi castrense rechneten, weil es quasi in castris. im Kampfe mit dem zu exorcisirenden Teufel erworben sei [19]). Dem Haussohne gehört das volle Eigenthum am Pec. castrense, sodaß ihm auch das unbeschränkte Veräußerungsrecht daran zusteht [20]) und er in Bezug darauf ganz eine selbständige Person (sui juris) ist. Bei der väterlichen Erbschaft braucht der Sohn dies Peculium nicht zu conferiren, und die Gläubiger des Vaters haben keinen Anspruch daran. Der Vater hat nicht das Ademtionsrecht, er hat das einzige eigenthümliche Recht hier, daß ihm das Pec. castr. bleibt, wenn das Vermögen des Sohnes confiscirt wird [21]). Auch ist der Vater,

6) Lauk a. a. O. S. 7. Thibaut u. Schweppe a. a. O. 7) Thibaut a. a. O. Gebrüder Overbeck a. a. O. 9. Bd. (Hanover 1802.) S. 32. 8) c. 8. §. 1. C. de bonis quae lib. (VI, 61). Glück a. a. O. §. 911. S. 390. 9) Schweppe a. a. O. §. 653 a. E. S. 60. 10) Marezoll in der oft erwähnten Revision (Zeitschr. VIII, 1). S. 78. 11) Glück a. a. O. 2. Th. §. 136. S. 248. 12) Wippermann a. a. O. S. 148. 13) Schweppe a. a. O. §. 650. *Calvinus* l. c. p. 684. 14) Marezoll a. a. O. S. 78.

15) Fr. 13 et 16. pr. D. de castrensi peculio (XLIX, 17). 16) Marezoll a. a. O. S. 106 fg. Wippermann a. a. O. S. 145 fg. Schweppe u. Glück a. a. O. Thibaut a. a. O. §. 250. Göschen a. a. O. §. 730. Nr. I. 17) *Walch* l. c. §. 15. p. 78. 18) Thibaut a. a. O. 19) Marezoll angez. Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 277. Not. t. 20) Lauk a. a. O. S. 6. Man vergl. übrigens was darüber v. Löhr sagt: Einige Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien eines filius familias in dem Archiv für die civ. Praxis. 10. Bd. 2. Heft. Nr. VII. S. 161 fg. 21) Thibaut a. a. O. §. 251, besonders Note l.

wenn der Sohn eines Curators rücksichtlich dieses Sondergutes bedarf, dazu ausersehen, und wenn Letzterer eine in das Peculium castrense gehörige Erbschaft ausschlägt, so kann sie der Vater, wie wenn er selbst dazu berufen wäre, antreten. Errichtet der filius familias miles ein privilegirtes Militairtestament, so stehen ihm auch rücksichtlich des castrensischen Peculiums die Privilegien eines solchen Testamentes zu. Sind aber die zu einem solchen Testament erfoderlichen Voraussetzungen nicht vorhanden, so unterliegt auch das Pec. castr. ganz den gewöhnlichen Testamentsvorschriften [22]). So z. B. darf der Vater darin nicht übergangen [23]), es muß ihm wenigstens der Pflichtteil gelassen werden [24]). Ein mit Verlust der Ehre cassirter filius familias miles kann gar nicht über sein castrensisches Sondergut testiren, wogegen die Rechte des castrensischen Sonderguts auch dann nicht aufhören, wenn der Haussohn nicht mehr miles [25]), oder wenn er in die väterliche Gewalt eines Andern übergegangen ist. Er muß alle seine Gläubiger aus dem Peculium castr. bezahlen, wobei die creditores castrenses, d. s. diejenigen Gläubiger, welche mit der privilegirten Erwerbsart dieses Sondergutes im Zusammenhange stehen, den Vorzug haben, daß die vor Erwerb desselben gewirkten Schulden und die gegen den Vater dem Sohne obliegenden Verbindlichkeiten ihnen nachstehen. Da bei diesem Sondergute die väterliche Gewalt nach alle dem ganz aufgehoben ist, so können Vater und Sohn mit einander alle Rechtsgeschäfte in Betreff desselben, selbst Schenkungsverträge, sowie Fremde, schließen, ja sogar gegen einander Proceß führen [26]).

Was unter dem Ausdrucke Peculium quasi castrense (neuerlich auch castrense extraordinarium genannt) in vielen Pandektenstellen zu verstehen sei, wird in den Gesetzen selbst nirgends gesagt; daher sind mehre Conjecturen darüber aufgestellt worden [27]). Es entstand dieses Peculium dadurch, daß mehre nicht unter die Kategorie des Peculium castrense gehörige Gegenstände diesem ohne ein bestimmtes Princip gleichgestellt wurden. Als jetzt noch anwendbar kann die Lehre über das Pecul. quasi castr. wol blos angenommen werden in Bezug auf 1) allen Erwerb durch Ausübung eines öffentlichen nicht militairischen Amtes. Es kann dies Privilegium nicht ausgedehnt werden auf Erwerb durch Privatdienst beim Fürsten, oder durch Ausübung einer Wissenschaft, auch nicht auf das, was man zum Behuf eines öffentlichen Amtes oder der Wissenschaften erhält. Die Studienkosten gehören also nicht dahin; sie werden in den Gesetzen [28]) nicht zu diesem Sondergute gerechnet, sondern es wird rücksichtlich ihrer nur verordnet, daß sie nicht conferirt werden sollen, wenn nicht bewiesen wird, daß der Vater sie blos in der Absicht eines Darlehens gab. Zu diesem Peculium gehört aber 2) der Erwerb durch Advocatur, 3) jeder Erwerb eines Geistlichen, wenn er nicht Peculium profectitium ist, 4) Geschenke des Regenten oder der Gemahlin desselben [29]). Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, daß auf das Peculium qu. castr. alle Grundsätze des castrensischen Peculiums anwendbar sind [30]).

Es ist rücksichtlich der Peculien oft die Frage aufgeworfen worden: für welche Vermögensart im Zweifel die Vermuthung streitet, wenn sich Sachen in den Händen des Vaters, oder des Hauskindes finden, deren Natur und Eigenschaft in jener Beziehung nicht ganz klar ist? So stellt sehr richtig diese Frage Marezoll [31]) und beantwortet sie in der Hauptsache dahin: Eine allgemeine Rechtsvermuthung darüber existirt gar nicht. Ist ungewiß, ob die Sache extrinsecus oder ex patris substantia herrührt, so ist sie als zum Vermögen des Vaters gehörig anzusehen, daher — fügen wir hinzu — auch zunächst, wenn sie einmal als Peculium constatirt ist, für Peculium profectitium zu halten. Ist zwar gewiß, daß sie der Sohn extrinsecus bekommen hat, aber ungewiß, woher und auf welche Veranlassung? so ist für die Adventitiennatur, nicht für die castrensische zu präsumiren. Wir stimmen dieser Ansicht aus den von Marezoll umständlich entwickelten Gründen bei. Ein Gegenstand häufiger juristischer Streitigkeiten ist die Frage gewesen, ob die Peculien als universitates juris anzusehen seien? Die verneinende Meinung möchte indessen wol als die jetzt allgemein anerkannte anzusehen [32]) und daher wol auch die Behauptung, daß in Bezug auf sie Universalklagen nicht stattfinden [33]) und die Succession in sie nicht als eine Universalsuccession zu behandeln sei [34]), die Oberhand gewonnen haben. Zu den schwierigern Fragen, worein die Peculienlehren eingreifen, gehört auch die über den Einfluß der, von dem Activvermögen der Haussöhne geltenden, besondern Grundsätze auf die Schulden derselben [35]) und über das damit zusammenhängende

22) Auf eine merkwürdige Paraderie dabei macht aufmerksam v. Löhr, Civilistische Bemerkungen, in dem oft angezogenen Archiv f. d. civ. Prax. 7. Bd. 2. Heft. Nr. XV. S. 266. 23) Gebrüder Overbeck a. a. O. 2. Bd. (1786.) S. 158. 24) Gegen Glück a. a. O. S. 255. 25) Vergl. darüber auch Löhr, vorstehend allegirt. 26) Schweppe, Thibaut a. a. O. Wippermann a. a. O. S. 154 fg. Göschen a. a. O. Nr. II. 27) v. Löhr in den oben angezogenen Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien, Archiv f. d. civ. Praxis. 10. Bd. 2. Heft. Nr. VII. §. 3. S. 175. 28) Fr. 50. D. fam. ercisc. (X, 2)

29) Irrig ist wol die Meinung, welche solche Geschenke zum Pecul. adventitium extraord. rechnet, bei *Walch* l. c. §. X. p. 74. 30) Über die Entstehung dieser Art von Sondergut und wie sich die Materie nach und nach ausgebildet hat, vergl. Wippermann a. a. O. S. 149 fg. Über die vorgetragenen Grundsätze vergl. *Calvinus* l. c. p. 684. Thibaut a. a. O. §. 252. Schweppe a. a. O. Göschen a. a. O. §. 731. *Valkenaer*, De peculio quasi castr. vet. JCtis incognito (Lugd. Bat. 1780). 31) In der Revision (Zeitschr. VIII, 2). S. 280. 32) Hesse, über Universitates juris und rerum, und über Universal- und Singular-Succession, im Archiv f. d. civ. Praxis. 5. Bd. 1. Heft. Nr. I. S. 11 fg. Mühlenbruch, über die sogenannte juris und facti universitates, ebendas. 17. Bd. 3. Heft. Nr. 12. S. 338 fg. 354 fg. *Idem* obs. juris rom. Spec. I. (Regenesburg 1818.) S. 2. 33) Zeitschrift für Recht und Gesetzgebung in Kurhessen. 1. Heft. (Cassel 1836.) S. 247. 34) Hesse a. a. O. S. 26 fg. Man vergl. übrigens die Geschichte der Succession in das Peculium vor der Novelle 118 in Gralmann, Magazin für die Philosophie und Geschichte des Rechts ꝛc. 4. Bd. (1820—1825.) 7. Abh. 35) Vergl. die diesfallsige Abhandlung von Fritz im Archiv f. d. civ. Praxis. 11. Bd. 1. Heft. Nr. II. S. 21 fg.

Digitized by Google

angebliche Separationsrecht für die Gläubiger der Peculien, namentlich des caſtrenſiſchen und quaſicaſtrenſiſchen [36]). Wir können indeſſen, ohne die Grenzen dieſes Artikels zu überſchreiten, darüber nur bemerken, daß dieſe für andere Artikel füglich aufzuſparenden Fragen, inwiefern ſie nicht aus Vorſtehendem von ſelbſt erhellen, nicht blos nach den allgemeinen Grundſätzen der Peculien zu beurtheilen ſind, ſondern auch nach den Geſetzen, welche in den angeführten Schriften beſonders herausgehoben werden. Übrigens hat kein gemeines teutſches Geſetz die Peculienlehre weſentlich geändert, wol aber ſind durch einige Partikulargeſetze dergleichen Veränderungen eingetreten, z. B. durch das preußiſche Landrecht [37]), die kurheſſiſchen Geſetze [38]), durch das altpfälziſche Landrecht [39]) ꝛc. (*Buddeus.*)

PECUNIA. Daß dies lateiniſche Wort von pecu ausgegangen ſei und zunächſt ein in Vieh beſtehendes Beſitzthum und Vermögen, dann jedes Vermögen, zuletzt beſonders den Theil des Vermögens, welcher in Geld beſteht, bezeichnet habe, iſt aus dem Wörterbuch bekannt. Daß die Römer auch eine Göttin dieſes Namens (dea Pecunia) verehrt hätten, melden nur einige Kirchenväter, wie Arnobius (IV. p. 166. *Har.* [132]), Auguſtin (C. D. IV, 21); Juvenal aber (I, 113): etsi funesta Pecunia templo nondum habitas, nullas Nummorum ereximus aras" bedeutet nicht, daß Pecunia zwar als Göttin verehrt werde, aber nur keinen eignen Tempel habe, ſondern überhaupt, daß ſie kein öffentlich anerkannter Gegenſtand des Cult ſei; eine Stelle des Seneca aber (de provident. V, 3) beweiſt vollends nichts dafür, daß Pecunia als Gottheit verehrt worden ſei, was allerdings von der Moneta richtig iſt. (*H.*)

PECZEL, Dorf in Niederungarn, Kreiſes diesſeit der Donau, peſther Comitats, liegt öſtlich von Peſth, hat 1600 meiſt reformirte Einw. und ein Schloß, auf welchem ſich eine große und beſonders durch eine reiche Sammlung von Bibeln ausgezeichnete Bibliothek befindet. (*A. Keber.*)

PECZKA, 1) ein großer Marktflecken in Oberungarn, Kreiſes jenſeit der Theiß, arader Comitats, am Maros, hat über 14,000 Einw. und beſteht eigentlich aus zwei neben einander liegenden Flecken, Magyar P., mit magyariſchen Einw. und einer katholiſchen Kirche und Olah P., mit wlachiſchen Einw. und einer griechiſchen Kirche. 2) ein Marktflecken in Böhmen, Kreiſes Bidſchow, dem Religionsfonds gehörig, mit 160 Häuſern, einer Stiftskirche und einem Bergſchloſſe. (*A. Keber.*)

Peczori, ſ. Petschori.

PECZYNISZYNE, Marktflecken und Kameralherrſchaft im Königreiche Galizien, Kreiſes Kolomea, liegt am Soplowka, einem kleinen Nebenfluſſe des Pruth. (*A. Keber.*)

Peda, ſ. Pedum.

PEDACE, Caſale in der neapolitaniſchen Provinz Calabria citeriore. Sie gehört zu Coſenza und zählt 3000 Einw., welche Seiden- und Weinbau treiben, auch mehre Jahrmärkte unterhalten. (*Fischer.*)

PEDÄOS, ein Fluß auf der Inſel Cypern, deſſen Mündung Ptolemäus (V, 14) auf die Oſtſeite der Inſel, zwiſchen das Vorgebirge Pedalium und Salamis ſetzt. Einige Ausleger des Ptolemäus wollten Pediäus leſen, welche Lesart auch Mannert (Th. VI, 1. S. 574) vorgezogen hat. (*Krause.*)

PEDAEOS, der uneheliche Sohn des Antenor, den aber Theano, aus Rückſicht für ihren Gatten, wie ihre eignen Kinder erzog; er fiel vor Troja, erlegt von Meges (*Homer.* Il. V, 69 sq.). (*H.*)

PEDAL, was die Füße angeht, hat in der Muſik zwei Hauptbedeutungen: erſtlich verſteht man darunter eine Claviatur für die Füße und zweitens Züge, die mit dem Fuße zur Veränderung der Töne getreten werden. Als eignes Fußtasteninſtrument gehört es zunächſt und vorzüglich für die Orgel; als ſolches wollen wir es zuvörderſt behandeln.

Das Orgelpedal, alſo eine Taſtatur für die Füße, wurde, nach allgemeiner Annahme, von Bernhard dem Teutſchen, Organiſten an S. Marco zu Venedig, erfunden; das Jahr der Erfindung wird von den Allermeiſten auf 1470 und von Einigen um zehn Jahre ſpäter geſetzt. In einer von beiden Angaben liegt ein Fehler. Entweder muß unter Bernhard dem Teutſchen ein anderer als der in Venedig angeſtellte Organiſt zu verſtehen ſein, oder die Zeit der Erfindung muß früher geſetzt werden. Denn nach dem Organiſtenverzeichniſſe, was den Archiven der Marcuskirche entnommen und von uns in der Leipz. allg. muſik. Zeitung mitgetheilt wurde, kann der Erfinder kein anderer ſein, als Maeſtro Bernardino, welcher am 3. April 1419 erwählt wurde und auf welchen ſchon am 15. April 1445 Bernardo Mured folgte. Seine Pedaltaſten wurden, wie ausdrücklich gemeldet wird, mit Stricken befeſtigt und mit dem Manuale verbunden, was auch in Italien lange vorherrſchend blieb. So berichtet noch Mattheſon in ſeinem „vollkommenen Kapellmeiſter" (Hamburg 1739) S. 466: „durch ganz Welſchland ſoll gebräuchlich ſein, das Pedal nur mit Draht an's Manual anzuhängen, ſodaß eigentlich nur ein einziges Clavier vorhanden iſt. Z. E. die Orgel in der St. Marcuskirche zu Venedig hat neun Stimmen: Sub-Principal-Baß, das F im Geſichte, 24 Fuß (mit dem gemeinen Mann zu reden). Tiefer geht es nicht. Principal 16 Fuß. Octava 8 F. Decima nona 3 F., iſt eine Quinte. Quintadecima 3 F. iſt eine Super-Octava. Vicesima secunda 2 F. (iſt eine Octave bis-composita). Vicesima sexta 1½ F. (ein Quintlein). Vicesima nona 1 F. (Octava ter composita). Flauto 8 F. Das iſt alles, und kein ander Clavier; ſondern

36) Frey, über Fr. 1. §. 9. D. de separationibus, im Arch. f. d. civ. Praxis. 12. Bd. 3. Heft. Nr. XVII. S. 328 fg. 37) Th. II. Tit. 2. Vergl. darüber Wippermann a. a. O. §. 99. S. 176. 38) Pfeiffer, Von dem Nießbrauche des Vaters und der Mutter an dem eigenen Vermögen der Kinder nach teutſchem, und inſonderheit kurheſſiſchem, Rechte, in des Verf. praktiſchen Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswiſſenſchaft. 2. Bd. Nr. IV. S. 189 fg. 39) Über die älterliche Nutznießung an dem Vermögen der Kinder, beſonders nach altpfälziſchem Landrechte ꝛc. in v. Hohnhorſt Jahrbücher des großherzogl. badiſchen Oberhofgerichtes zu Mannheim (Mannheim 1823—1834). 2. Bd. S. 69.

Digitized by Google

das Pedal ist am Manual befestigt und gibt ebendiefelben Töne von sich." — An der Verbesserung des für die Orgel so wichtigen Pedals wurde bald am lebhaftesten und glücklichsten in Teutschland gearbeitet. Nur eins war auch in unserm Vaterlande lange nicht wegzubringen, das war die sonderbare Untereinanderwerfung der Töne in der tiefsten Octave, wenn auch die Weglassung der halben Töne (Cis, Fis, Gis) in der Geldersparniß ihren Grund gehabt haben könnte. Dennoch hielt die Untereinanderwerfung der Tonfolge, und zwar auf verschiedene Art ausgeführt, bis in das 19. Jahrhundert an; ja in den allermeisten Orgeln Österreichs und Böhmens findet sich das Übel noch, was man wiederholt als einen Hauptfehler an den Orgeln verwarf. Um der verschiedenen Tonweglassungen willen wurde die Contra-Octave gewöhnlich die kurze genannt, was nicht selten noch geschieht. Ganz alte Orgeln fingen ihre Tonreihe auch wol noch mit dem großen A an, wie im System der Griechen, die aber doch wenigstens das G noch hinzugethan hatten. Diese alten, lange hartnäckig beibehaltenen Seltsamkeiten sind nun in neuern Orgeln weggefallen und gehören nun zu den Antiquitäten.

Da das Orgelpedal zur Führung des Grundbasses bestimmt ist, muß es natürlich auch größtentheils aus den tiefsten Stimmen bestehen, die aber einer möglich schnellen und deutlichen Ansprache wegen von höhern Stimmen unterstützt werden müssen. Die Hauptstimmen sind demnach 32-, 16-, 10⅔-, 8-, 6⅔füßig, welche von 5⅓-, 4-, 3⅕-, 2⅔-, auch wol von 2füßigen Stimmen unterstützt werden. Der Grundton eines jeden Pedals muß 16füßig sein, da der Grundton in den Manualen 8füßig ist. Eine 32füßige Stimme muß daher mit den übrigen Pedalstimmen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß sie dem 16füßigen Grundtone nur mehr Körper, Kraft und eindringende Würde gibt, ohne jenen zu unterdrücken.

Das Pedal kann gebunden oder frei sein, oder auch Beides zugleich. Gebunden ist es, wenn es seine Töne aus einem oder mehren Manualen entnimmt, entweder durch Verbindung der Pedal- und Manualtasten, oder durch solche Windkoppeln, bei denen sich an einer Windlade einander gegenüber zwei Windkasten befinden (s. Koppeln). In beiden Fällen sprechen nur diejenigen Stimmen an, welche im Manuale registrirt sind, und das Pedal hat dann weder eigne Registerzüge noch eigne Pfeifen, wenn ihm nicht noch nebenbei eine eigne Lade zur Benutzung einiger weniger Pedalstimmen, die ausschließlich für dasselbe sind, gegeben worden ist. Frei ist es, wenn es einzig und allein aus eignen Windladen spielt, in welchem Falle es seine eignen Pfeifenchöre und Registratur hat, also nach Freiheit und Wahl für sich registrirt werden kann. Gebunden und frei zugleich ist es, wenn es zwar seine Töne aus den beiden tiefsten Octaven der Manualpfeifen entnimmt, jedoch seine eigne Registratur hat, vermöge welcher es nach Wahl frei registrirt werden kann.

Wenn es der Raum zuläßt, werden die Pedalladen in den Flügeln der Orgel gelagert, nicht nur damit die Außenseite ein schöneres Ansehen durch die großen zinnernen Principalpfeifen gewinne, sondern auch des Tones wegen, der freilich wirksamer wird, als wenn diese Pfeifen im Hintergrunde der Orgel stehen, welche Stellung unvermeidlich ist, wenn es an Breite des Raumes gebricht.

Jedes Pedal, auch an der kleinsten Orgel, soll einen Umfang von zwei Octaven in chromatischer Tonfolge, also von C, Cis u. s. w. bis c̄, oder noch besser bis d̄ haben; auch darf ihm wenigstens eine 16füßige Labialstimme nicht fehlen, weil der Grundton des Pedals 16füßig ist. An größern Orgeln sind zwei derselben, eine gedeckte und eine offene, nöthig; noch größere erhalten zu diesen noch eine solche Zungenstimme, bei stärkerem Pedale Unterfatz und Contrapofaune. Kleinere als 4füßige Stimmen dürfen im Pedale nur zum vollen Werke benutzt werden, weil sie zu jung sind, als daß ihre Töne ohne widrigen Eindruck hervorstechen könnten. Bei mittelstarker Registrirung runden schon 8- und 4füßige, besonders wenn 5⅓ dabei ist, die tiefen Töne hinlänglich ab.

Um größerer Tonstücke willen ist es zweckmäßig, den Pedalpfeifen eine weitere Mensur als den Manualpfeifen zu geben. Für größere Orgeln ist es wohlgethan, dem Pedale eigne Bälge und stärkern Wind als den Manualen zu geben, um der schnelleren, sicherern und vollerern Ansprache willen, die in so großen Pfeifen mit stärkeren Mitteln gewonnen werden muß. Den ersten glücklichen Versuch der Art machte der Orgelbauer Zacharias Tayßner 1700 an der Orgel zu Naumburg.

Endlich muß die Tonstärke des Pedals mit der Tonstärke der Manuale in einem solchen Verhältnisse stehen, daß zu jeder Registrirung sich ein Entsprechendes vorfindet. Ein gutes Pedal muß also nicht blos starke Stimmen zum vollen Werke, sondern auch verschiedenartig sanftere haben. Es ist daher besser, wenn das Pedal mehr Stimmen hat, als zum vollen Werke nothwendig sind. Man gebraucht die dazu überflüssigen für schwächere Registrirungen, um Übereinstimmung des Pedaltons mit dem Manualton hervorzubringen und verschiedenartige Tonfarben zu gewinnen. Musikdirector Friedrich Wilke in Neu-Ruppin, einer der ersten Kenner des Orgelwesens, dem auch ich, wie die Welt, Vieles über Orgelbau u. dergl. zu verdanken habe, erklärt es für zweckmäßig, wenn Bombarde 16 Fuß mit freischwingenden Zungen neben Posaune 16 Fuß mit aufschlagenden Zungen gesetzt würde, weil eben beide sehr verschiedene Tonfarben haben, die erste sich mehr einer mittelstarken Registrirung anschließt, die letzte dagegen im vollen Werke besser wirkt.

Die Pedalclaviatur oder Pedaltastatur, auch wol schlechtweg Pedal genannt, deren chromatisch geregelten Tonumfang wir schon angegeben haben, wird aus Eichenholz gearbeitet. Die Länge der Fußtasten beträgt zweckmäßig 1½ bis gegen 2 Fuß, ihre Breite und Stärke 1½ bis gegen 2 Zoll. Die Obertasten (die Ordnung ist wie im Manual) erhalten dicht am Vorsatzbrete einen ungefähr 4 Zoll langen, 1½ bis 2 Zoll breiten und 3 bis 3½ Zoll hohen Aufsatz, der ungefähr 1½ Zoll, auch

Digitized by Google

wol 2 Zoll über die Untertasten hervorragt und eine nach dem Vordertheile hin ein wenig abwärts laufende Richtung erhält, wodurch das Spielen derselben erleichtert wird. Dieser Aufsatz darf der Dauerhaftigkeit wegen nicht aufgeleimt sein, sondern die Taste muß aus einem Stück gearbeitet werden. Ihr Fall beträgt etwa einen Zoll. Unter ihnen sind gehörig starke Federn angebracht, damit sie nach der Entfernung des Fußes schnell wieder in die Höhe gehen; besonders bedürfen sie noch einer vorzüglich weichen und starken Ausfütterung, damit sie beim Gebrauche kein störendes Geräusch verursachen. — Die Anlage jedes Pedals muß so sein, daß die mittelste c-Taste unter der Manualtaste c perpendicular zu liegen kommt; die Tasten dürfen nicht weiter von einander entfernt werden, als daß ein mittelgroßer Mann von der Mitte des Organistensitzes aus, ohne zu rutschen, sowol die unterste als die oberste Taste mit seinen Füßen bequem erreichen kann. Eine solche Tastatur steht mit den Spielventilen (s. Ventile) auf gleiche Weise, wie die Manualtasten mit ihren Spielventilen (sie haben ein Druckwerk), oder auch so in Verbindung, daß sie auf Winkelhaken geschoben wird, an deren äußerem Arme die Abstracten (s. d. Art.) befestigt sind. Da das Pedal mit den Füßen gespielt wird, so ist eine öftere Reinigung desselben nöthig, damit der sich sammelnde Schmuz den gehörig tiefen Tastenfall nicht hemme und die Scheiden, in denen die Tasten laufen, sich nicht verstopfen.

Das Pedaltastenbret oder Pedalbret ist die auf der Pedaltastenleiste aufrecht stehende Füllung, die dazu da ist, die von den Pedaltasten auslaufenden Abstracten und Wellen zu bedecken und sie gegen unnüze Hände zu schützen.

Die Pedaltastenfedern oder Pedalfedern sind aus gehärtetem und starkem Messingdraht verfertigte und mit 1½ mal gewundenem Auge versehene Sprungfedern, welche unter die Pedaltasten gelegt werden, der schnellern Hebung derselben wegen, wie oben berührt wurde. Sie müssen in einer Federleiste laufen und ihre Schenkel in einer Vertiefung stehen, damit sie sich nicht seitwärts bewegen können und fest stehen. Von schwächerem Drahte, auch mit 1½ mal gewundenem Auge versehen, werden sie in die Pedalwindkasten (Pedalladen) gesetzt; diejenigen, welche unter die Spielventile der Manuale gesetzt werden, sind von noch schwächerem Drahte und mit 2½ mal gewundenem Auge versehen.

Die Pedalkoppel verbindet das Pedal mit einem oder mit mehren Manualen. Von den Pedalregistern ist nichts zu erklären; jede Pedalstimme muß ihr Manubrium haben. Alle übrigen Benennungen, z. B. Pedalkanzellen, Pedalmixtur u. s. f., werden unter ihren Hauptartikeln erklärt.

Nur das Pedallager mag noch beschrieben werden. Es ist das aus Kreuzholz gehörig in einander gefügte Gestelle, worauf eine Pedalwindlade mit ihren Pfeifen und ihrem Zubehör gelagert wird oder liegt. Das erste Erforderniß ist Festigkeit. — In unsern Tagen sollte darauf Rücksicht genommen werden, daß auch die kleinste Orgel ihr Pedal erhalte. Es gibt aber doch noch Gegenden, wo die Pedale oft genug fehlen, z. B. in den Ostseeprovinzen des russischen Reiches.

Man hat auch Pedalclaviere, solche Clavierinstrumente, denen eine ordentliche Pedaltastatur angehangen worden ist. Es wird unter dem Clavier ein eigner Körper mit eigner Besaitung angebracht. An diese starken Saiten schlägt beim Niedertritt jeder Taste ein bekleideter und gehörig fester Hammer. Die Töne sind 16füßig, also um eine Octave tiefer, als die 8füßigen. Dieser Pedalunterfatz dient zur häuslichen Übung angehender Organisten.

Bei dem Pianoforte (s. d. Art.) nennt man noch die Züge, deren nur zwei nöthig sind, ein Forte- und Pianozug, Pedal, weil sie mit den Füßen getreten werden. Die Fußtrittbreter oder Messingarme stehen mit etwas starken Drahtstangen, die zwischen einer Lyraform wie Saiten einer Lyra bis an den Körper des Instruments laufen und durch ihren Druck die im Instrumente angebrachten Vorrichtungen in eine andere Lage bringen zur Veränderung des Klanges. Vorzugsweise wird der Fortezug, welcher die über den Saiten liegende Dämpfung aufhebt, Pedal genannt und die Aufhebung der Dämpfer wird auch in allen neuern Clavierfätzen mit diesem Worte bezeichnet, bis das Zeichen eines Sternes die Aufhebung der Dämpfer untersagt. Ein geschickter Gebrauch des Pedals gibt dem Pianofortespiel Leben und Reiz und nur vor dem Misbrauch, der jezt häufig genug damit getrieben wird, hüte man sich. Anweisung zum rechten Gebrauche des Pedals ertheilt jede Pianofortefchule. (*G. W. Fink.*)

PEDALHARFE. Was darüber unter dem Artikel Harfe bemerkt worden ist, übergehen wir hier, nur noch Einiges hinzufügend. In neuerer Zeit hat man dem Teutschen Simon Hochbrucker, aus Donauwerth, die Erfindung der Pedalharfe (1720), vielleicht nur aus Unkenntniß abzusprechen gesucht und sie einem Simon von Brüssel um 1730 bis 1735 beigemessen. Es ist damit ebenso, wie mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; beide bleiben teutsche Erfindungen. Hochbrucker brachte an seiner vergrößerten Harfe zuerst fünf eiserne Fußtritte an, durch welche die Haken an die Saiten gedrückt wurden, um die zufälligen Halbtöne zu geben und in andere Tonarten umzustimmen. Cousineau fügte 1782 einen sechsten Tritt hinzu, wodurch forte und piano hervorgebracht wurde. J. B. Krumpholz, ein Böhme, vermehrte die Pedale mit zwei neuen, um die Töne an- und abschwellen zu lassen nach Belieben, bis zum fortissimo und bis zum Gelispel. Im J. 1797 erbaute C. W. Ferd. Binder in Weimar Harfen mit sieben Tritten. Diese sieben Tritte behielt der Teutsche Seb. Erard, der sich in Paris niedergelassen hatte, bei in seiner neuen Harfe à double mouvement (doppelte Bewegung, sodaß jede Saite zweimal um einen halben Ton erhöht werden kann). Auch dies wurde noch verschiedentlich verbessert. Mit diesen Verbesserungen ging Erard fort. F. J. Nadermann in Paris erklärte sich gegen diese Doppelbewegung in seiner Harfenschule: allein seit 1812 behielt die erstere

Digitized by Google

die glänzendste Theilnahme unter den Franzosen und Engländern. Diese Harfen sind aber zu theuer, als daß sie sich auch in Teutschland, wo überhaupt das Harfenspiel nicht so beliebt ist, als in den genannten Ländern, weit verbreiten könnten. In London wurde eine Erard'sche Harfe mit 110 bis 160 Guineen verkauft.

(*G. W. Fink.*)

PEDALION, ein zwischen Ost und Süd die Grenze bildendes Vorgebirge der Insel Kypros, dessen Lage Strabon (XIV, 6, 682. *Casaub.*) von Ost nach Süd sich wendend, folgendermaßen bestimmt: „Dann folgt Arsinoe (Stadt und Hafen); dann ein andrer Hafen Leukolla, dann das Vorgebirge Pedalion, auf welchem sich ein rauher, hoher, trapezförmiger, der Aphrodite geweihter Rücken erhebt, bis zu welchem von dem Vorgebirge Kleides aus die Entfernung 680 Stadien beträgt." Dieser hohe Rücken ist jedenfalls der celebrirte Ort, welchen griechische und römische Dichter mit dem Namen Idalion (Idalium) bezeichnen. Er erscheint bald als waldige Höhe (in altos Idaliae lucos), bald auch als Stadt, das letztere bei spätern Auslegern (Vgl. *Theokrit.*, Id. XV, 100 dazu d. Schol. *Catull.*, Pel. et Thet. nupt. 96. *Virg.* Aen. I, 681 dazu *Servius*. *Lucan*, Phars. VIII, 716). Unleugbar ist es ein Irrthum, wenn Meurs und mit ihm Cellarius (orb. ant. III, 7. p. 271 Vol. I.) Idalium für das Vorgebirge selbst hält und den Namen Pedalium für nichtig erklärt. Die alten Geographen, namentlich Strabon (l. c.) und Ptolemäus (V, 13), nennen nur Pedalium, die Dichter nur Idalium: ganz natürlich, jene bezeichnen das Vorgebirge, diese den der Aphrodite geweihten Gipfel, jene halten das Geo- und Topographische fest, diese fassen den Cult und die Beziehung auf die Göttin der Liebe ins Auge. Wenn Strabon (l. c.) die Entfernung vom Promontorium Kleides bis zur bezeichneten Spitze des Pedalion 680 Stadien betragen läßt, so hat er die Messung der Küstenfahrt mit allen ihren Krümmungen in Anschlag gebracht. Der mathematische Ptolemäus dagegen (V, 13) gibt das Maß der geraden Linie, welches nur 500 Stadien enthält. Gegenwärtig führt dieses Promontorium den Namen Cap Grega, wie Pococke (Reise in d. Morgenl. ꝛc. II, 318) berichtet. (Vergl. Mannert Th. VI, 1. S. 575 fg.)

(*Krause.*)

PEDALIUM. So nannte van Royen eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Sesameen. Char. Der Kelch fünftheilig: die unteren Fetzen lang, der oberste sehr kurz; die Corolle fast rachenförmig, mit dreikantiger Röhre und fünflappigem Saume: die oberen Lappen sind kleiner, der unterste groß; die Staubfäden an der Basis drüsig-behaart, der fünfte schlägt fehl: die herzförmigen Zwillings-Antheren tragen an der Spitze eine Drüse; der Griffel fadenförmig, mit gespaltener Narbe; die saftlose Steinfrucht vierkantig, unregelmäßig oktaedrisch, die vier Ecken der Mitte laufen in starke Dornen aus; die Nuß knochenhart, vierflügelig, mit harten, verwirrten Fasern bedeckt, dreifächerig: die beiden oberen Fächer enthalten je zwei in ein Häutchen gehüllte Samen, das untere Fach ist leer. Die einzige bekannte Art, P. Murex *L.* (*Gärtner* de fruct. t. 58. *Lamarck* ill. t. 538. Pedalium *Burmann* fl. ind. 139. t. 45. f. 2. Caca-Mullu *Rheede* hort. malab. 10. p. 143. t. 172), ist ein ostindisches, stark nach Moschus riechendes Sommergewächs mit aufrechtem, filzigem Stengel, eiförmigen, buchtig-gezähnten Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten, gelben Blüthen. Die grünen Blätter, mit Wasser geschüttelt, machen dies schleimig; sie werden von den Hindu-Ärzten gegen Dysurie, Gonorrhöe und Wechselfieber angewendet. Adanson bezeichnete mit Pedalium (welcher Name sich zuerst bei dem Pseudo-Apulejus de herbarum virtutibus findet) eine ganz andere Gattung (Atraphaxis spinosa *L.*).

(*A. Sprengel.*)

PEDALMASCHI, ein türkischer Beamter, welcher die Rechte des Kaisers bei Erbschaften wahrzunehmen hat. Der kaiserliche Fiscus bezieht durch ihn 10 p. C. von jeder Erbschaftsmasse, zu welcher sich männliche Erben melden. (*G. M. S. Fischer.*)

PEDANEUS bedeutete bei den Römern theils, was das Maß eines Fußes enthält, theils hieß bei den classischen Juristen pedaneus judex der Richter, der nur über kleinere Sachen zu entscheiden hatte (vgl. *Ulpian* in Pandect. III, 1, 1. §. 6. *Paul.* XLVIII, 19, 38. §. 10). In den Zeiten des Gellius sprachen manche fehlerhaft auch pedanei senatores statt pedarii (*Gell.* III, 18. 10). (*H.*)

PEDANIUS, ein namentlich auf Inschriften häufig vorkommender römischer Männer-, wie Pedania ein Frauenname; im Gruter'schen Index finden sich Pedania Crescentina, P. Fortunata, P. Hedone. P. Julina, Pedanius Eucaristus, P. Euphron, P. Clemens, P. Latinus. P. Saturninus. (*H.*)

PEDANTERIE oder PEDANTISMUS nennt man einen geselligen Fehler, der nicht aus Mangel oder Schwäche der geistigen Kraft, sondern aus einer falschen Leitung derselben hervorgeht, der in aufgeblasener Anmaßlichkeit und Hochmuth, in einem versteiften Wesen, das eine gewisse äußere Würdigkeit sucht, besteht, einseitige und beschränkte Bildung verräth und der philistrigen Natur ziemlich nahe steht. Es ist ein Fehler, der nicht der Verachtung, wol aber wegen seiner Lächerlichkeit der Verspottung und höchstens der freundlicher Denkenden dem Mitleiden ausgesetzt ist. Er ist nicht erst in den letzten Jahrhunderten entstanden, auch die früheren Zeiten haben ihn gekannt, nur der Name ist neueren Ursprungs. Wir wollen uns auf den Gebrauch dieses Namens beschränken und auf geschichtlichem Wege die wesentlichen Umgestaltungen des mit demselben verbundenen Begriffs während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts verfolgen und namentlich die literar-historische Seite der Untersuchung hervorheben.

Die schwankende Orthographie (man findet noch jetzt zuweilen Pädanterei, Pädantismus) zeigt schon die Verschiedenheit der Ansichten über den Ursprung des Wortes an, für welches eigentlich erst in dem laufenden Jahrhundert die hier befolgte Schreibweise allgemeiner geworden ist. Ältere Gelehrte hielten das Wort Pedant bald

Digitized by Google

für einen Mischling von griechischem Stamme mit französischer Flexion; andere waren der Meinung, es sei im Mittelalter aus einem lateinischen Worte gebildet, dessen rechter Stamm nicht mit Gewißheit ausfindig gemacht werden könne, wie z. B. Adelung; wieder andere glaubten den lateinischen Stamm entdeckt zu haben, nahmen zu einem Nomen proprium ihre Zuflucht, oder aber begnügten sich mit der einfachen Angabe, es sei französischen oder auch italienischen Ursprungs. Daß diejenigen, welche das Wort bis ins Mittelalter hinaufführen, ganz irren, ergibt sich theils daraus, daß keiner der fleißigen Sammler über mittelalterliche Latinität den Gebrauch desselben nachgewiesen oder nur angemerkt hat, daß weder du Fresne und seine Fortsetzer oder Bearbeiter noch der grundgelehrte G. J. Vossius in seinem Buche de vitiis sermonis dasselbe erwähnen, theils daraus, daß die zahlreichen Satyriker des 16. Jahrhunderts, die Verfasser der epistolae obscurorum virorum, Ulrich Hutten, Erasmus und andere dasselbe nie gebrauchen. Reimmann in der schätzbaren Historia vocabulorum latinorum p. 122 sagt ausdrücklich, es sei neueren Ursprungs und erst im 17. Jahrhundert geprägt worden (vergl. *Noltenii* lexic. antibarb. p. 645). Da nun mit jenem Namen zuerst und hauptsächlich Schulmeister bezeichnet wurden, so lag es nahe an das griechische παῖς zu denken, einen Kinderlehrer als ursprüngliche Bedeutung anzunehmen und dadurch die ehemals übliche Orthographie zu sichern. Der neckersche Jurist Ulrich Huber[1]) hält es für unzweifelhaft, daß Pädantismus aus paedagogismus durch Zusammenziehung und Verderbung entstanden sei, wobei es nur schwierig ist zu begreifen, durch welchen sprachlichen Proceß eine solche Umwandlung habe geschehen können. Ferrarius leitet es von pedaneus ab und meint, es bedeute eigentlich magistrum pedaneum, einen Unterlehrer, der stehend, nicht auf dem Katheder sitzend, zu lehren die Verpflichtung gehabt habe, wie denn auch in den römischen Rechtsquellen judex pedaneus für einen Unterrichter und causa pedanea für eine vor diesem zu behandelnde Rechtssache gebraucht werde. Die wahre Ableitung glaubte endlich Chr. Aug. Heumann gefunden zu haben und entwickelte dieselbe in einem Briefe an den Literarhistoriker Stolle in Jena (Poecile Tom. II. P. I. p. 80—84). Weil nämlich Joh. Jovianus Pontanus in seinem Dialoge Charon (p. 1168) einen zu seiner Zeit in Italien sehr berühmten Grammatiker Pedanus erwähnt, den der Vorwurf des später mit dem Namen Pedantismus bezeichneten Fehlers getroffen habe, so meint er, sei der Name des Individuums auf die ganze Classe übergetragen und der Fehler selbst Pedantismus genannt worden; etwa in derselben Weise, in welcher der eheliche Orbilius bei Horaz seinen Namen für alle an der Prügelsucht leidenden Schulmeister hat hergeben müssen. Allein jedermann sieht leicht ein, wie mislich es ist, um der eingebildeten Etymologie willen die hergebrachte Form des Wortes zu verwerfen, und begreift nicht, auf welchem Wege sich jenes T so fest habe einnisten können. Des Scherzes wegen möge Feisch erwähnt werden, der in seinem teutsch-lateinischen Wörterbuche (2. Th. S. 43) das lateinische pedere als Wurzel annimmt, grade als ob in solchen Unflätherein die Pedanterie sich zeige, aber man sich erlauben könnte, das Verstoßen gegen gute Sitten überhaupt mit dem gröbsten Verstoße zu bezeichnen und so gleichsam a potiori den Namen herzuleiten. Die Meisten stimmen darin überein, daß es ein französisches Wort ist; Ruhnken (Opusc. Tom. I. p. 119) sagt: utamur Gallico vocabulo, cum in lingua latina satis aptum huic rei nomen non invenimus, während unter den Franzosen selbst Einige, z. B. Roquefort (T. II. p. 192), es von dem italienischen pedante herleitet und dies auf das griechische παῖς zurückführt. Die Franzosen haben die ganze Wortfamilie am weitesten ausgebildet, da sie nicht blos in Übereinstimmung mit dem Teutschen pédanterie und pédantisme, sowie das Adjectivum pedantesque (pedantisch), sondern auch ein Zeitwort pédanter gebrauchen, auf dessen Bedeutung wir nachher zurückkommen werden.

Nach diesem echt pedantischen Excurs über den Ursprung des Namens wenden wir uns zu einer chronologischen Aufzählung der Schriften, in welchen dieser Fehler ist behandelt worden. Michael Montanus ist der erste, welcher de paedantismo geschrieben hat[2]); aber seine Abhandlung beschränkt sich darauf, die Gründe zu suchen, warum die Gelehrsamkeit so häufig in Pedanterie ausarte, und erklärt diese Erscheinung daraus, daß nicht sowol Lust und Liebe zu den Wissenschaften, als vielmehr die gemeine Rücksicht auf zu hoffende Vortheile und sichern Gewinnst Motia wissenschaftlicher Bestrebungen geworden sei. Wie unzureichend solche Erklärung sei, bedarf keines Beweises. Als der Professor Ulrich Huber in Francker am 1. Juni 1678 das Rectorat niederlegte, that er dies mit einer oratio de pedantismo, welche theils in seine auspicia domesticarum exercitationum (Franeq. 1682) aufgenommen, theils hinter Chr. Thomasius' introductio ad philosophiam aulicam (Lips. 1688). p. 245—295 wieder abgedruckt und von ebendemselben in der „Hofphilosophie" ins Teutsche übersetzt worden ist. Huber geht darauf hinaus, zu zeigen, mit welchem Unrecht der Vorwurf der Pedanterie ohne allen Unterschied den Fürsten und Vornehmen, welche ein gründlicheres Wissen erstreben, ferner allen Gelehrten und besonders den Lehrern gemacht werde und beweist dann ziemlich umständlich, daß seine Definition des Pedantismus als doctrina fastu, ficta virtute ineptoque judicio corrupta auf alle Facultäten und alle Stände passe. Der Prediger, der auf der Kanzel die Stellen der h. Schrift nach dem hebräischen oder griechischen Urterte anführt und dazu gar Belege aus den classischen Schriftstellern des Alterthums häuft; der Jurist, der in seinen gerichtlichen Schriften immer mit den lateinischen Citationen der alten Rechtsquellen um sich wirft und jene durch lateinische Phrasen und Sätze

1) Paedantismi vocabulum ex paedagogismo corruptum esse nemini dubium videri potest. p. 264. ed. *Thomas.*

2) Quem unicum mihi locum de hoc argumento scriptum inter veteres atque recentes auctores videre contigit, sagt Huber. S. 263.

unverständlich macht; der Arzt, der am Krankenbette durch lateinische und griechische Namen und Sprüche sich den Anstrich eines tiefern Wissens zu geben trachtet, ist ebenso gut Pedant als es ein Philolog und Philosoph nur immer sein kann. Wer sein Wissen in unverständliche Formeln einhüllt und es dadurch dem Verständniß der größern Menge entzieht, ist ein Pedant; wer sich gegen jede abweichende Meinung auflehnt, mag dies durch vornehme Verachtung des anders Denkenden und Nichtbeachtung seiner Gründe oder durch lauten und heftigen Widerspruch geschehen, ist ein Pedant; wer sich auf gewisse Gegenstände erst geflissentlich vorbereitet, sie zur Sprache zu bringen sich abmüht und dann die kaum errungene Weisheit zur Schau trägt, ist ein Pedant. Man wird hieraus ersehen, daß der Begriff zu eng gefaßt und dabei nur an gelehrte Pedanterie gedacht ist — ein Fehler, an welchem auch alle übrigen Schriften leiden. Huber's Ansicht erhielt sich lange Zeit; denn Chr. Thomasius, der in seiner philosophia aulica das 16. Capitel de paedantismo überschrieben hat, begnügt sich in demselben Huber's Rede in 16 kurzen Paragraphen zu excerpiren und den Begriff des Pedantismus also zu definiren p. 242: imprudentia cum fastu et opinione prudentiae conjuncta. Ebenso hat Mich. Lilienthal in dem 1713 erschienenen Buche de Machiavellismo literario p. 80. 109. 125 nur Excerpte gegeben und mehr wird auch in Just. Christ. Böhmer's zu Helmstedt 1709 erschienener prolusio nicht stehen, obschon sie dem Verfasser nicht zugänglich war. Baillet in seinen Jugemens des Sçavans (Tom. I. P. I. §. 2) ist doch einen Schritt weiter gegangen, da er auch eine pédanterie cavalière aufstellt. Was le Clerk in den Parrhasianis (Tom. I. p. 250) und Stadel in der epistola de circumforanea literatorum vanitate [3]) geben, nützt wenig. Im J. 1725 erkannte Heumann als Pedanten an literatores, qui cum ingenio abundent et doctrina, virtute carent et prudentia, und hielt sich dabei von dem Fehler der Vorgänger, die nur einen Fehler der Gelehrten darin erkannten, ebenfalls nicht frei. Die Zedler'sche Universalencyklopädie (i. W. Pädanterey) theilt dieselbe schon ein „in eine gelehrte, die unter den Gelehrten oder doch wenigstens gelehrt sein wollenden herrschet, und in eine ungelehrte, womit diejenigen, die mit unfreien Künsten umgehen, behaftet sind." J. S. Brendel schrieb 1737 de pedantismo et galantismo utroque scholis noxio ein Programm, das einzusehen mir nicht vergönnt war. Als Ruhnken im J. 1761 zu Oudendorp's Nachfolger in der ordentlichen Professur der Geschichte und Beredsamkeit ernannt wurde, trat er sein Amt mit der viel gepriesenen und namentlich in stylistischer Hinsicht mit vollem Rechte bewunderten Rede de doctore umbratico an, mit welchem Petronianischen Ausdrucke er nichts anderes als einen Schulpedanten bezeichnen und in manchen Zügen namentlich den leydener Rector Augustin Staveren charakterisiren wollte [4]). Je bekannter dieses Meisterwerk moderner Latinität geworden, je leichter es jedermann zugänglich ist, um so eher können wir uns hier der Mühe einer genaueren Inhaltsangabe überheben. Im J. 1765 schrieb G. Chr. Harles zu Coburg de pedantismo philologico (sect. I.) ein Programm, das auch in seine opusc. aufgenommen ist, fand aber dieses Fehlers Gründe nur theils in nimia arrogantia und superbia, theils in dem nimio novi studio. Im J. 1780 erklärt der Verfasser des Artikels in der Diderot'schen Encyklopädie: un pédant est un homme d'une présomption babillarde, qui fatigue les autres par la parade, qu'il fait de son savoir, en quelque genre que ce soit, et par affectation de son style et de ses manières. Ce vice de l'esprit est de toute robe; il y a des pédans dans tous les états, dans toutes conditions, depuis la pourpre jusqu'à la bure, depuis le cordon bleu jusqu'au moindre bonnet doctoral und bestimmte damit das Wesen der Pedanterie in den bedeutendsten Zügen am besten. Joh. Georg Schlosser's kleine Schrift „über Pedanterei und Pedanten, als eine Warnung für die Gelehrten des 18. Jahrhunderts" (Leipzig 1787) und Christ. Gottl. v. Murr Satyra in pedantismum, thrasonismum et charlataneriam semieruditorum (Norimberg. 1789) beziehen sich auch blos auf die gelehrte Pedanterie. Seit jener Zeit ist dieser Fehler nicht Gegenstand einer besondern Untersuchung geworden, weil er immer mehr verschwunden ist und nur noch hier und da sich herausstellt. Eine neue Erörterung, die von gründlicher Kenntniß der Gelehrtengeschichte begleitet wäre und mit dem nöthigen Humor angestellt würde, dürfte ebenso verdienstlich als ergötzlich sein.

Zunächst kommt dieser Fehler häufig bei Schulmännern vor und Pedant ist bei ihnen ein Synonymum von dem nur etwas mehr Verachtung ausdrückenden Schulfuchs. Die Franzosen nennen pédants: ceux qui enseignent les enfants und gebrauchen das Zeitwort pédanter für enseigner dans les collèges. Den pedantischen Schulmann charakterisirt zunächst die Zurückgezogenheit von dem Verkehr mit der Welt, von dem geselligen Leben und Treiben; er bannt sich auf sein Studirzimmer und flieht die Menschen, die er verachtet. Die Abweichung von den socialen Sitten und Gebräuchen soll ihm Würdigkeit verleihen, ernste und strenge Mienen, steifer Gang, bestimmte Kleidung, ehemals der unvermeidliche Zopf, scheinen ihm unentbehrlich. Tritt er in die Gesellschaft, so weiß er sich nicht in dieselbe zu finden, seine Manieren sind linkisch, seine Bewegungen steif und unbeholfen, überall stößt er an. Die Abgeschlossenheit erzeugt Hochmuth und Dünkel. In seinem Amte und seinem Benehmen gegen die ihm anvertraute Jugend ist er difficilis, querulus, laudator temporis acti se puero. Der Prügel steht in hohem Ansehen, ein Verstoß gegen Grammatik ist schlimmer als eine Sünde, ein prosodischer Schnitzer unverzeihlich. Seine gelehrten Arbeiten beschränken sich auf Kleinigkeiten, in deren Erörterung er das Höchste geleistet zu haben vermeint. Solche Leute waren sonst sehr häufig, jetzt ist die Classe ausgestorben und nur selten finden sich Überbleibsel davon. Die Vernichtung der

3) Abgedruckt bei *Menken*. De charlataneria erud. p. 202 der 2. Ausg. 4) s. *Wyttenbach*. vita Ruhnken. p. 90. *Bergmann* Praef. opusc. *Ruhnken*. p. XVIII.

Digitized by Google

Perücken und Zöpfe, die Emancipation des Lehrerstandes von dem Joche geistlicher Ephoren und Inspectoren, die Bildung eines neuen Standes, der die Quälereien des Lehramtes nicht mehr als Durchgangsperiode zu der Ruhe eines geistlichen Amtes betrachtet, haben hier den wohlthätigsten Einfluß geübt. Dabei ist aber nicht zu leugnen, daß einige Anlage und Neigung zum Pedantismus von dem Charakter eines guten Schulmannes kaum getrennt zu denken ist; sie wird der Ordnungsliebe und strengen Zucht der Jugend höchst förderlich sein. Wenn Brendel ihn für schädlich erklärte, so steht dieser Ansicht theils die Erfahrung, theils die Auctorität eines ausgezeichneten Gelehrten und tüchtigen Schulmannes [5]) entgegen, der behauptet: „habe ich die Wahl zwischen einem reinen Pedanten oder einem reinen Humoristen, so wähle ich doch den ersteren: jener wird in puncto der Ordnung, dieser in puncto der Freiheit des Guten zu viel thun; nun ist's aber für den Übergang von pedantischer Ordnung zu genialer Freiheit bei Empfang des Maturitätszeugnisses gewiß noch nicht zu spät, dagegen nach frühgenossener Freiheit gewöhnt sich's schwer noch an Ordnung." Anstalten, die in klösterlicher Abgeschiedenheit ihre Zöglinge halten, bedürfen der Pedanten am meisten; der freier denkende, genialere Gelehrte wird sich immer schwer an die strenge Ordnung gewöhnen, sich durch dieselbe beengt fühlen und dadurch in eine Unzufriedenheit verfallen, die ihm und seinem Amte nur hinderlich ist. Solche Anstalten haben auch wesentlich die Pedanterie gefördert und namentlich die Unbeholfenheit im gesellschaftlichen Verkehr, die bei manchen Gelehrten sich findet, verschuldet. Der Name Schulfuchs ist jetzt außer Cours gekommen und kaum bedürfte es noch einer so gut gelaunten und gründlich durchgeführten Rechtfertigung, als sie bereits in dem Jahre 1614 von dem jena'schen Professor W. Heider in zwei langen Reden, de vulpeculis scholasticis (68 S. in 4.), geliefert worden ist.

Liegt nun das Wesen der Pedanterie in der Hochstellung von Kleinigkeiten, in dem Hochmuthe, der neben sich nichts will gelten lassen, in der damit verbundenen Entschiedenheit der Behauptungen und Geringschätzung der Widersprüche, so versteht es sich von selbst, daß auch in allen übrigen Classen der Gelehrten Pedanten sich finden. Man denke nur an die Theologen des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts zurück, die ihrer Anmaßung und ihrem geistlichen Hochmuthe keine Grenzen zu setzen wußten, die in zahllosen Schriften, deren Titel schon uns jetzt ein Lächeln abnöthigen, die undedeutendsten Dinge und überflüssigsten Fragen mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit behandelten und dazu jede Berührung mit weltlichen Freuden mieden wie Feuer. Und war es etwa mit den übrigen Fachgelehrten anders und besser? Die Zeit ist auch hier reformirend aufgetreten. Aber selbst Geschäftsmänner, Künstler, Krieger, Hofleute, Diplomaten und selbst Fürsten können Pedanten sein, wenn sie sich lange Zeit in einer und derselben Wirkungssphäre bewegt haben und nun auf alles, was darin vorkommt oder Brauch ist, ein ungemeines Gewicht legen, an Formen, Ceremonien, Etikettenbestimmungen mit ungebürlicher Festigkeit hangen und darnach allein alles abschätzen. Wer immer in dem eingefahrenen Gleise bleibt, nie sich aus demselben herauswagt, der ist ein Pedant, er mag sich in einem Lebenskreise bewegen, welcher es auch sei, ja man könnte gradezu behaupten, daß unter den Gelehrten jetzt nicht mehr Pedanten sich finden als unter den übrigen Gliedern der Gesellschaft. Sogar Frauen können pedantisch sein, obschon das weibliche Geschlecht von der Natur schon mit einem feinern Gefühl und richtigerem Takt begabt ist und namentlich in Bezug auf die geselligen Formen sie die besten Lehrerinnen sind. Eine kleine Pedanterie einer schönen Frau erhöht ihren Reiz. Reisen und Umgang werden die besten Mittel gegen den Pedantismus sein, der übrigens der moralischen Würdigung nur insofern unterliegt, als durch ihn Manches unterbleibt, was bei freierer, genialer Ansicht verfolgt und erreicht werden könnte. — Der Anführung von Beispielen haben wir uns absichtlich enthalten; die Masse des Stoffes würde bei dieser flüchtigen Darstellung uns überwältigt haben. (*F. A. Eckstein.*)

PEDANTERIE in der Malerei zeigt sich in Färbung, Gestaltung und Behandlung. Der Pedant legt zu viel Gewicht auf die eigenthümliche Farbe der Dinge. Er vergißt, wie gewöhnlich, das Ganze über dem Einzelnen; er faßt den Grundton, die Alles verschmelzende Beleuchtung, die durch wechselseitige Reflexe bewirkten Farbenähnlichkeiten gar nicht auf; er weiß, daß die Bäume braungrün sind, der Himmel blau, der Felsen dunt, das Fleisch blaßroth, und daß man Weiß und Schwarz vermeiden muß in Flächen anzuwenden, weil das unnatürlich ist. So steht sein Gemälde als eine Composition im eigentlichen Sinne des Wortes da, als eine Mosaik; jeder Gegenstand ist für sich, und Alles drängt sich todt und kalt an einander; die Farben zeigen eine gewisse Rohheit; Nichts ist weich, und Nichts hart, die Felswand und das Fleisch scheinen von gleicher Consistenz.

In der Gestalt ist Alles gemessen; sehr richtig gezeichnet, aber leblos, einförmig; Verkürzungen kommen vor, aber mehr in den hergebrachten Formen, ohne Bedeutung für die gegenwärtige Handlung; Alles Kühne, Auffallende ist ängstlich vermieden; die Gewandfalten liegen symmetrisch, oder in sehr künstlicher Unordnung: die Bäume sind einförmig, und je nach dem vom Maler lieb gewonnenen Musterbaume, wie Geranienblätter, wie Braunkohlstauden, mit sehr spitzem Gipfel auf tiefer, breiter Krone, oder mit hohem Stamme, spärlicher Belaubung und breiten, überhangenden Gipfeläßten. Die Gruppirung ist noch auffallender. Die Landschaften sind terrassenförmig oder coulissenartig angeordnet, im Mittelgrunde zeigen sich häufchenähnliche Gruppen; der Vordergrund bildet ängstliche Gitter, damit von dem Hinterliegenden so viel als möglich kund werde. Die Menschengestalten fügen sich sonderbar zusammen; wo möglich zu Dreien, indem die mittlere steht, die eine seitliche sitzt,

5) Es ist Ludwig Döderlein in Erlangen, in dessen pädagogischen Bemerkungen und Bekenntnissen S. 4. die angezogene Stelle sich findet.

und die andere sich anlehnt; oder indem die mittlere sitzt, die eine seitliche sich liegend anlehnt, und die andere sich bogenruinenartig über die dualistische Gruppe beugt. Diese Dreieinigen werden wo möglich von einem Baume beschirmt sein, doch so, daß sie ganz beleuchtet sind, während einige andere Gestalten in weiterem Hintergrunde sich im Schatten befinden. Ist der Maler genöthigt, ein Gedränge von Menschengestalten darzustellen, so werden sich die einzelnen Leibesglieder und Partien mosaikartig an einander setzen; in den Winkel eines gebeugten Armes wird ein Gesicht passen; unter dem Rande eines kurzen Rocks oder Mantels wird ein Kind stehen; sollte ja ein Gesicht querdurch halb verdeckt werden, so wird die Decke an Regelmäßigkeit einer Halbmaske gleichen.

Was die Behandlung betrifft, so sind hier besonders drei Fehler bemerklich. Entweder wird aller schroffe Abstand zwischen Licht und Schatten so sehr vermieden, daß alle Flächen geleckt (s. d. Art) erscheinen; oder eine unziemlich feine Schraffirung bringt trotz aller, oft sorgfältig vermiedenen Weichheit der Übergänge einen nicht unähnlichen, aber noch unangenehmeren Zustand hervor; oder endlich das Bestreben, jede Oberfläche in ihrer eigensten Erscheinung darzustellen, wirkt ebenso absondernd für alles Einzelne, wie wir es oben dem Colorit schuldgegeben haben.

Alle diese, hier als Fehler bezeichneten Eigenheiten können doch, unter Umständen, dazu beitragen, einem Gegenstande den Ausdruck einer gewissen Naivetät zu verleihen, und sich selbst als wohlgehörig und integrirend darstellen. Wir möchten etwas Ähnliches, wenngleich nicht vollkommen, in einigen Gemälden des Albrecht Dürer wiederfinden. Wir erkennen hier in Färbung und in der Zeichnung des Einzelnen die meisten der angeführten Dinge; die Behandlung aber, mit ihrem Anstreichen und Tünchen, und der durch schwarze Striche bewirkten räumlichen und perspectivischen Abgrenzung, macht einen so eigenthümlichen Eindruck, daß das Übrige fast überstimmt wird.

Am wenigsten kann die beschriebene Pedanterie in der Landschaftsmalerei ertragen werden, während der Historienmaler, wenn auch den Fehlern unterthan, solche Compositionen liefern kann, die zwar nicht den Anfoderungen der Kunst entsprechen, aber anziehend, und selbst in gewissem Sinne befriedigend sein können. Es hat oft mit diesen Gemälden eine ähnliche Bewandtniß, als mit den spießbürgerlichen Gedichten, von deren Verfassern Goethe sagte: „Wenn wir es als Vorzug des Menschen anerkennen, daß er mit Bewußtsein Mensch ist, so hat der Verfasser darin einen sehr großen Vorzug, daß er mit Bewußtsein ein nürnberger Philister ist."

Es läßt sich aus dem Angeführten abnehmen, daß die Eigenheiten, welche Pedanterie in der Malerei begründen, in gewissen Fällen, namentlich für manche, der Kunst nicht integrirend angehörige, aber doch nicht verwerfliche Zwecke sehr dienlich sind. Indem wir sehen, daß der Pedant nicht geneigt ist, das Einzelne dem Ganzen aufzuopfern, so begreifen wir, wie er nicht allein von aller skizzenhaften Darstellung fern bleibt, sondern auch eine große Idee nie gehörig verkörpern kann, indem eine solche die ihm habituellen Zusammensetzungsmethoden nicht verträgt. In den meisten derartigen Fällen ist aber nur ein extremes Urtheil möglich, und wir müssen, um nicht ungerecht zu werden, der altteutschen Baukunst gedenken, welche wol nicht ganz von Pedanterie freizusprechen ist, und doch so ungemein herrliche, ursprüngliche und trotz aller Zusammensetzung einfache, ganze, wie aus einem Samen gewachsene Riesengestalten geschaffen hat.

Die Pedanterie gehört heute zu den Seltenheiten in der Malerei; viel häufiger verfallen Künstler in den umgekehrten Fehler, daß sie über dem idealen oder räumlichen Ganzen das Einzelne über Gebühr vergessen. So sehen wir in einem Gemälde von Cornelius (gezeichnet), der „Entführung der Helena," den Unterschenkel der einen verfolgenden Eumenide ganz unziemlich zu kurz bestimmt, damit der Fuß nicht außerhalb des gegebenen Raumes gerathe. Wir können jedoch eine solche Rücksicht ebenso wol einer Pedanterie zuschreiben, weil sie das Wesentliche dem Unwesentlichen aufopfert, und die Abneigung des Künstlers bezeichnet, von der hergebrachten Form abzuweichen.

Die Alten stehen hier wieder ganz musterhaft vor uns. Der herrliche Kopf des Rosses der Nacht, welcher unter den Elgin'schen Marmoren gefunden wird, ragte höchst wahrscheinlich mit seinen Kiefern über den untern Rand des Frontispices heraus, und in einer Gruppe sehen wir noch, wie eine weibliche Gestalt mit ihrer Schulter an der Brust einer andern lehnend, anatomisch erwogen, den größten Theil des oberen linken Lungenflügels, sammt den Herzvorkammern mit ihrer Schulter verdrängt; dennoch ist die Gruppe unvergleichlich, und nur dem curiosen Kritiker kann das Fragliche vor Augen kommen, erweckt aber dann nur Bewunderung statt Tadel.

Über die Farben- und Gestalten-Pedanterie haben wir uns jetzt gar nicht zu beklagen, es scheinen vielmehr auch hier die Farben oft zu willkürlich ihrer Eigenthümlichkeit entzogen und einem allgemeinen Princip untergeordnet. Nicht minder sehen wir den Vordergrund ganz rücksichtslos sich vor die Augen drängen, wodurch wol in vielen Fällen, aber nicht in den meisten, der sehr löbliche Zweck, mehr vor die Phantasie zu stellen, als vor die Augen, erreicht wird.

Es ist noch eine Eigenheit des Pedanten, daß er sich in seinen Bestrebungen, Wahrnehmungen und ganzen Lebensverhältnissen von dem großen Haufen abzusondern trachtet. Daher kommt die oft ganz unnatürliche Darstellung. Es gehört hierher die Bemerkung von Goethe, daß junge Landschaftsmaler, wenn sie aus Italien kommen, ein außerordentlich grelles Colorit üben, das Grün maigrün und den Himmel kobaltblau malen. Wenn Goethe fragte, weshalb sie so malten, so erhielt er die Antwort, „sie hätten es so gesehen." Freilich lassen diese Facta noch eine andere Deutung zu, und erinnern uns, daß Manches, was als Pedanterie erscheint, diesen Namen nicht ganz eigentlich verdienen mag, weil die den Begriff bestimmende psychische Basis fehlt. Es kann nämlich vom Künstler der Gegenstand wirklich so gesehen

Digitized by Google

werden, wie er ihn darstellt, und wir können ihn dann nur einen Sub- oder Halb-Pedanten nennen, weil er sich von seiner subjectiven Ansicht, sei sie sinnliche oder geistige Anschauung, nicht gebürlich zu den nöthigen Abstractionen erheben kann. Wir sehen hier die Pedanterie etwas mit der natürlichen Subjectivität zusammenfallen, und erinnern uns der Goethe'schen Worte:

„Will ich euch aber Pedanten nennen,
„Da muß ich mich erst besinnen können.

„Wenn ich es recht bei Licht besah,
„Einer steht dem Andern so nah —
„Am Ende sind wir Alle Pedanten."

Wir haben wenigstens verschiedene Gattungen der künstlerischen Manier, so weit sie unangemessen erscheinen, unter eine nächst passende Kategorie bringen müssen.

(*G. O. Piper.*)

PEDARII. So hießen bei den Römern gewisse Senatoren, und zwar scheint das gewiß zu sein, daß man damit Senatoren von geringerer Stellung bezeichnet habe; nur das ist zweifelhaft, welcherlei Classe geringerer Senatoren damit gemeint waren, und weshalb sie diesen Namen hatten; aus Gellius (III, 18) sieht man, daß damals unter den römischen Juristen und Antiquaren selbst die Ansicht sehr getheilt war; die Einen meinten, es wären so die Senatoren, welche noch keine curulischen Würden bekleidet hätten und daher nicht auf einer sella curulis, sondern zu Fuß in den Senat gekommen wären; Andere, daß so die, welche durch ihre Ämter ein Recht auf einen Sitz im Senate gehabt hätten, aber noch nicht durch die Wahl der Censoren zu Senatoren erhoben worden wären; endlich Andere, es wären so die letzten im Senatorenverzeichniß (qui in postremis scripti erant) genannt worden, welche nicht speciell um ihre Meinung befragt worden, sondern nur berechtigt gewesen wären, einer der von den oberen Senatoren ausgesprochenen Ansichten beizutreten. Misbräuchlich nannte man später diese Rathsmitglieder pedanei senatores. (*H.*)

PEDASA, eine alte Stadt in Karien, welche jedenfalls schon zur Zeit des Herodot existirte, da er von Pedaseern redet. Nachdem Darius Hystaspis die Bewohner Milets hinweggeführt und am rothen Meere angesiedelt, jene Stadt hingegen mit ihren Ebenen persischen Ansiedlern übergeben hatte, ließ er die Gebirgsgegend daselbst von den karischen Pedaseern (*Καρσὶ Πηδασεῦσι*) in Besitz nehmen (*Herod.* VI, 20). Im Verlauf der spätern Zeit war diese Stadt mit mehren andern in die Gewalt der Makedonier gekommen. Als der Friede zwischen Rom und dem König Philipp von Makedonien zu Stande gekommen war, gehörte zu den Bedingungen auch die, daß mit sieben andern kleinasiatischen Städten auch Pedasa in den Stand seiner frühern Freiheit restituirt würde (*Liv.* XXXIII, 30. cf. *Polyb.* Leg. IX). Wie Strabon (XIII, 1, 611 *Cas.*) berichtet, lag diese Stadt mitten im Gebiete der Halikarnassier und hatte bereits vor seiner Zeit ihre Blüthe verloren. Sie führte dann den Namen „Pedason" und war nur noch ein kleines Städtchen im Bezirke der Stratonikeier, denen es während ihrer Glanzperiode zugefallen war. Die Landschaft selbst hieß Pedasis (*Strab.* l. c.). Plinius (H. N. V, 29) zählt Pedasa zu den sechs Städten, welche Alexander der Große mit dem Gebiete von Halikarnassos vereinigte. (*Krause.*)

Pedason, s. Pedasa.

PEDASOS (*Πήδασος*). 1) Ein Trojaner, Bruder des Äsepos, Sohn der Abarbaree und des Bukolion, wurde mit seinem Bruder von Eurýalos erlegt (*Homer.* Il. VI, 20 sq.). 2) Ein Pferd des Achill, der es dem Eetion abgenommen hatte, und zwar eins, was an der Leine ging; es war sterblichen Ursprungs, hielt aber gleichen Schritt mit den unsterblichen Pferden des Achill. (Ibid. XVI, 152 sq.) (*H.*)

PEDATA nennt man neuerdings diejenigen Holothurien, denen die gestielten ausstülpbaren Saugscheiben zukommen, welche als Bewegungsorgane benutzt werden und bald auf der ganzen Oberfläche, bald blos auf der unteren bemerkt werden. Sowol hiernach, als auch nach der Stellung der Saugscheiben in Reihen (Pentactes) oder in unbestimmter Ordnung (Holothuria), theilt man die Gruppe in mehre Sectionen (s. d. Art. Holothuria).

(*Burmeister.*)

PEDATRITÄ, sonst unbekannt, werden von Plinius (H. N. VI, 23) als kleines Völkchen in Indien aufgeführt. (*Krause.*)

PEDDA BELAPUR, eine der größern Städte in der seit 1799 von den Engländern errichteten Nabobschaft Mysore (Vorderindien, Präsidentschaft Madras), deren Häuser sich auf 2000 belaufen sollen. Da die Einwohner zum Theil aus Muhammedanern, zum Theil aus Hindu bestehen, so findet man zahlreiche Moscheen und Pagoden, und stehen Handel und Fabrikwesen hier gleich nicht so hoch, wie zu Bangalore, so sind sie doch nicht ganz unbedeutend und der erstere würde sich bald heben, sobald ihm die Regierung durch Anlegung von Verbindungswegen zu Hilfe kommen wollte. (*Fischer.*)

PEDDAPOOR, vorderostindische Stadt, welche vorzüglich durch den Sieg berühmt geworden ist, welchen die Engländer 1758 hier über die Franzosen davon trugen, indem sie sich durch denselben ihre Herrschaft in Ostindien sicherten. Sie liegt in den nördlichen Circars, Provinz Rajamundry, Präsidentschaft Madras, und zeichnet sich durch ihren Zuckerbau aus. (*Fischer.*)

Peddersinsel, s. Mulgravesinseln.

PEDDIG nennt man in einigen Gegenden im gemeinen Leben das innere Mark der Bäume, und analog auch den Eiterstock bei Geschwüren. (*Fischer.*)

PEDEE, Fluß in den vereinigten Staaten von Nordamerika, und zwar in Nord- und Südcarolina, entspringt in Ersterem unter dem Namen Yadkin auf den Alleghanygebirgen. Kurz vor seinem Austritte aus Nordcarolina nimmt er den Namen Pedee an. Er ergießt sich in Südcarolina unter 33° 10′ n. B. und 61° 20′ w. L. in die Winyahbai. Sein Lauf, eine kurze Strecke östlich, dann bis zu seinem Ausflusse südsüdöstlich, beträgt 55 Meilen. Er nimmt links den Second-Mill und den kleinen Pedee, rechts den Thomson, den Black, den Jef-

feries, den Lynch und den Wenee auf. Kurz vor seinem Ausflusse liegt an ihm Georgetown, weiter hinauf Cheraw, Greenville, Sneadsborough, Huntsville und Wilkesville. Bis Greenville trägt er Fahrzeuge von 70 Tonnen, in seinem obern Laufe ist er nur für kleinere schiffbar. (*A. Keber.*)

Pedell, Universitäts- und Gerichtsdiener, s. Universitäten.

PEDENA, illyr. Petinu oder Petina, teutsch Biben oder Piben und im krainerischen Dialekte Pitschem, eine kleine Stadt in dem alten Herzogthume Krain, jetzt im istrianer Kreise des Guberniums Triest im Königreich Illyrien gelegen, befindet sich unweit der Quelle des Flusses Arsa und wird südöstlich von einem hohen Berge gedeckt. Im 17. Jahrh. schon wird von der Stadt gerühmt [1]), daß sie reich an Wein, Oliven und Haselnüssen sei und in reizender Umgebung liege. Wann die Stadt entstand, ist ungewiß; wahrscheinlich aber war sie schon vor Constantin dem Großen, den die Sage als Stifter bezeichnet, vorhanden. Denn dieser zufolge [2]) soll Constantin der Große 324 die Reliquien des h. Nicephorus, eines Märtyrers unter Galienus, einem Schiffe übergeben und der göttlichen Vorsehung es überlassen haben, wo sie niedergelegt werden sollten. Nachdem das Schiff im slavonischen Busen gelandet, wären die Reliquien auf ein Roß geladen und dieses sei nach langem Laufe endlich nach göttlicher Leitung da still gestanden, wo jetzt Biben erbaut ist (vergl. die Sage von der Erbauung Carthago's und anderer Städte des Alterthums). Auf Constantin's Veranstaltung sei hier der Dom, in welchem die Reliquien des heil. Nicephorus niedergelegt wurden, erbaut, ein Bisthum gegründet und die Stadt ursprünglich Pentapolis genannt, um zu bezeichnen, daß dieses Bisthum das fünfte sei, das der Kaiser seit seiner Bekehrung gestiftet. Früher scheint Biben reichsunmittelbar gewesen zu sein; 1011 [3]), vielleicht 1012, nach dem Tode des Herzogs Konrad, schenkte Kaiser Heinrich II. die Stadt dem Patriarchen von Aquileja oder Aglar [4]). Wichtiger wurde der Einfluß des Patriarchats von Aquileja im heutigen Friaul unter dem Patriarchen Poppo, der den Patriarchatsitz zu Grad (Gradensis insula), der unter venetianischem Schutz seinen Einfluß auf Kosten Aquileja's zu erweitern suchte, eroberte, zerstörte und durch Gunst des Papstes Johann XIX. 1027 dieses Patriarchat dem seinigen unterwarf, doch mit stetem Widerspruch Venedigs und des Patriarchs zu Grado [5]). Seitdem war der Patriarchen von Aquileja Macht in Istrien von Belang, sowol in politischen als in kirchlichen Angelegenheiten; außer dem episcopatus Petenensis waren ihnen noch 16 andere Bisthümer untergeben. Biben scheint sich in dieser Zeit am meisten gehoben zu haben. Die Herrschaft der Patriarchen von Aquileja über Biben mag bis auf Kaiser Sigismund gedauert haben. Zur Zeit dieses Fürsten kämpften die Venetianer siegreich in Friaul, unterwarfen sich den Patriarchen von Aquileja und verlegten den Patriarchatsitz nach Venedig [6]), um den oberherrlichen Einfluß der Republik in kirchlichen Dingen zu sichern, ohne mit der Kirche selbst zu zerfallen. Seitdem hörte Biben auf, den Patriarchen von Aquileja anzugehören, ja selbst die bischöfliche Diöces, bestehend aus 2 Städten, 11 Dörfern und 14 Parochien [7]), war von dem Patriarchat getrennt. In späterer Zeit erhielt der Graf Albrecht von Görz, von dem Hause Habsburg, Biben, dann kam die Stadt im Anfang des 18. Jahrh., als zur Grafschaft Mitterburg gehörig, an den Fürsten von Auersberg [8]), endlich an den Marchese von Prie, röm. kaiserl. Statthalter in den Niederlanden unter K. Karl VI. Jetzt gehört Biben zu der Montecuculi'schen Herrschaft Mitterburg (ital. Pisino), liegt eine halbe Stunde von Fiume und zwei Meilen von Mitterburg, gehört in kirchlicher Beziehung unter den Erzbischof von Görz und zählt jetzt ungefähr 370 Häuser und 1650 Einwohner. (*Scharff.*)

PEDENO (Pizhan, zu teutsch Biben), ist durch Schenkung K. Heinrich's II. von 1011 an die Patriarchen von Aquileja, nachmals, als Lehen der Patriarchen, an die Grafen von Görz gekommen. Im Jahre 1305 wurde der Ort, als ein Bestandtheil der Grafschaft Mitterburg, von Albrecht, dem Grafen von Görz, besessen. Es ist derselbe, wie das überhaupt in Istrien hergebracht, auf einem mächtigen Felsen erbaut, sodaß die 48 Häuser zum Theil in den Felsenspalten stecken. Wunderlich contrastirt diese Lage mit der umliegenden, fruchtbaren Landschaft, in der die schönsten Weingebirge, reiche Saaten und Olivenpflanzungen mit Waldungen von Haselnußbäumen abwechseln, deren ungemein schmackhafte und ansehnliche Früchte in ihren Varietäten als eine Stapelwaare des istrianischen Bodens gelten. Ursprünglich nur als ein Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr für die Bewohner der umliegenden Gegend erbaut, und daher im Frieden meist menschenleer, war im J. 1808 Pedeno noch nicht vollständig bewohnt: mehre Häuser standen immerfort leer, und die Bevölkerung überschritt nicht sehr die Zahl von 500 Köpfen. Allein die Pfarrkirche des Orts, zu Marien Verkündigung, war eine Domkirche, und dieser ursprünglichen Bestimmung widerspricht keineswegs ihre äußere Gestalt; eine mit vielen Steinschriften in- und auswendig geschmückte, geräumige, schön und reichlich gestiftete Basilica, inmitten der kleinen Häuser, hat etwas Überraschendes. Daneben am Bischofshofe die prunklose Einfachheit des ursprünglichen Christenthums, und die Armuth der ersten Bischöfe. Das ganze bischöfliche Einkommen, wie es von dem Religionsfonds erhoben wurde, betrug zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht völlig 4000 Fl. und wie im Einkommen, so ist auch im Umfange des Sprengels Pedeno unter allen Bisthümern Teutschlands das geringste gewesen. Beschränkt auf die innern Bezirke des altösterreichischen Istriens, indem die Seeküste mit den Kirchspielen Berschetz, Moschenitza, Lou-

1) Valvassor, Ehre das Herzogth. Krain, herausgegeben von Fabrici. 2) D. Schönleben's Annalen. Annales Carneol. 216. 3) *Valvasor*, Crain. Tom. II. 4) Epistola I. de civitate Aquileja. 5) Dissertatio de Aquileja.

6) *Zeileri* Itinerarium Germanicum. 7) Valvassor, Ehre das Herzogth. Krain, herausgegeben von Fabrici. 8) *Lazius*, Chorographia etc.

Digitized by Google

rana, Kerschan, Bogliun, Paßberg und Sumberg dem Bisthum Pola, das westliche Land mit den Kirchspielen Mitterburg, Swing, Terviß und Vermo dem Bisthume Parenzo zugetheilt gewesen, enthielt das Bisthum Pedeno in den Kirchspielen Berdo, Carbun, Cerougle, Oberfikl, Galignana, Gollagoriza, mit dem ehemaligen Collegiatstift zu U. L. Frauen, St. Johann, Lindar, Neufaß oder Novaci, Pedeno und Zepitsch nur 25,000 Seelen. Der Domherren waren nur vier. Den Leichnam S. Nicephori des Märtyrers bewahret noch die Domkirche zu Pedeno, und wird sein Fest sub duplici ritu in dem Sprengel des Patriarchats von Aquileja den 30. Dec. begangen. Nach Valvassor wird an den meisten Orten der Diöcese die Messe in illyrischer Sprache celebrirt, wegen Wenigkeit der Priester und Unerfahrenheit in der lateinischen Sprache. Den Erzherzogen von Österreich stehet das Recht zu, den Bischof zu präsentiren: jedoch haben im 17. Jahrh. die Fürsten von Aursperg (als Besitzer der Grafschaft Mitterburg) die Begünstigung erhalten, den Bischof zu designiren und dem römischen Kaiser vorzustellen; der Kaiser präsentirt ihn dem Papst. Wiewol sonst der Bischof von Biben unter des Patriarchen von Aglar Direction stehet, als dessen Suffraganeus. Das Fest des ersten Bischofs von Pedeno, des heil. Bekenners Nicephorus, wird daselbst am 26. Sept. begangen. Marcianus, der Bischof zu Pedeno, besucht die Synode zu Aquileja, 580, gleichwie Ursinianus das römische Concilium, 680. Ein Bischof von Pedeno war gegenwärtig bei der Einweihung der Kirche zu Parenzo, 935. Fredebertus wird 965 genannt. Stephanus Stephanius mag um das Jahr 1015 den bischöflichen Stuhl eingenommen haben. Waldaricus, der Bischof, wird in des Patriarchen Otto Schreiben von 1031, Friedrich 1163, Peter 1186, Potto 1231 genannt. Otto verglich 1255 das Kloster Oberburg der mit Gebhard von Seuneck gehabten Streitigkeiten. Bernhard, der Bischof, besuchte 1281 die von dem Patriarchen Raimund zu Udine abgehaltene Synode. Odoricus lebte 1310, Enoch 1318, Domitor 1325. Wilhelm starb 1343, dessen Nachfolger, der Minorit Amantius, 1344. Stanislaus oder Ladislaus von Krakau starb 1348 und hatte den Demetrius zum Nachfolger, der früher zu Zara Erzpriester, dann zu Nona Bischof gewesen. Des Demetrius Nachfolger, Nicolaus, erw. 1353, war vorher Bischof zu Cervia gewesen. Laurentius, der Bischof in Pedeno, erscheint zugleich 1382 als des Bischofs von Triest Generalvicarius. Heinrich von Wildenstein, Augustiner-Ordens, ein Kärnthner von Geburt, mußte 1396 das Bisthum Pedeno gegen jenes von Triest eintauschen. Das scheint eine Strafe gewesen zu sein, darum er sich zu Tode grämte. Andreas, Bischof zu Caorle, wurde 1397 von da nach Pedeno, und zwei Jahre später nach der Insel Candia versetzt, wo er 1411 sein Leben beschloß. In Pedeno hatte er zum Nachfolger den Paulus de Nostero, 1400. Dieses Nachfolger, Bischof Johann, starb 1418, und wurde in dem nämlichen Jahre an dessen Stelle gesetzt Bruder Georg von Kärnthen, aus dem Orden der Augustiner-Eremiten. Der Bischof Peter, ebenfalls ein Ordensmann, wurde 1434 ernannt. Martin kommt 1449 zugleich als des Patriarchen von Aquileja Generalvicar zu Laibach vor, und starb 1456. Pasqualinus lebte 1485, Georg Maninger von Kirchberg, ein Edelmann aus Kärnthen, 1490. Dieser, auch Beneficiat in dem Hospitale zu Laibach, starb 1501. Georg von Slatkoina regierte namentlich 1520 das Bisthum, doch nur in der Eigenschaft eines Administrators, denn er war seit 1514 Bischof zu Wien; er starb 1523. Nicolaus Kreuzer, wurde zum Bischof in Pedeno ernannt 1524; dessen Nachfolger, Johann Barbo, früher Domherr zu Triest, erbaute zu Ehren St. Annen und Johannis des Täufers in dem Bischofshofe eine Kapelle und starb 1549, der Nachfolger, Johann Zacharias, um 1557. Jacob von Kronberg wurde 1557 ernannt. Gregor besuchte 1596 die von dem Patriarchen Daniel Barbaro angeordnete Provinzial-Synode. Georg Rütgalter erscheint bereits 1597 im Amte, erweiterte die bischöfliche Residenz und erbaute 1600 das bischöfliche Grabgewölbe. Antonius Zara, von Aglar, wurde 16 .. zum Bischof erwählt und von Papst Clemens VIII. bestätigt. Seiner Priesterschaft ein strenger, zuweilen harter Oberhirt, ist Antonius um 1620 gestorben; sein Werk, Anatomia ingeniorum et scientiarum, 1615, hat er dem Erzherzoge Ferdinand zugeeignet. Karl Weinsberger, ein Minorit, wohnte 1622 der Weihe des Bischofs Reinold von Triest bei und starb 1625. Pompejus Coronini von Cronfeld, Domdechant zu Laibach, wurde auf den Bischofsstuhl zu Pedeno erhoben den 21. April 1625, dann 1630 nach Triest versetzt. Kaspar Woberk, Dompropst zu Laibach, wurde in Pedeno des Bischofs Pompejus Nachfolger, starb 1634 und wurde zu Rattmannsdorf in seiner Vaterstadt beerdigt. Anton Marenzi aus Triest, ernannt den 17. Aug. 1634, wurde am 10. Sept. 1646 nach Triest versetzt. Er war bei K. Ferdinand's III. Heeren Generalvicarius gewesen, folgte auch dem Erzherzoge Leopold Wilhelm in allen seinen Kriegszügen als Feldkaplan. Franz Maximilian Vaccano, aus Görz, studirte zu Rom im Collegio germanico, wurde 1633 Archidiakon in Unterkrain und Pfarrer zu Reiffnitz, dann, mit Beibehaltung des Archidiakonats, 1641 des Bischofs Otto Friedrich von Laibach Generalvicar. Zum Bischof in Pedeno 1646 erwählt, residirte er gar wenig, denn nicht nur blieb er Generalvicar, sondern er wurde 1654 auch zum Vicarius generalis in pontificalibus, und 1657 zum Dompropst in Laibach ernannt. Endlich 1663 mit dem Bisthum Triest bekleidet, resignirte er zu Pedeno, und an seine Stelle trat ein Krabat, Paul Janschiz de Tauris, vom Orden fratrum minorum de observantia, in welchem er vielen Klöstern Guardian, in unterschiedlichen Landschaften Provinzial und zuletzt Generalcommissarius gewesen. Als Bischof wirkte er sehr nützlich durch Wort und Beispiel: dem windischen Volke mußte ein Bischof, der in windischer Sprache predigte, und häufig den Predigtstuhl einnahm, eine ebenso erfreuliche als ungewohnte Erscheinung sein. Paul hat den Bischofshof erneuert, und das kärgliche Einkommen verbessert, indem er aber in der Hoffnung zu einem ungarischen Bisthum eine Winterreise vorgenommen, wurde er zu Laibach von einer katarrhali-

schen Schlafsucht befallen, die 1667 seinem Leben ein Ende machte. Sein Nachfolger, Paul Budimir, ein Bosniak, und ebenfalls Observantenminorit, Guardian und Provinzial, wurde von dem Grafen Wolfgang Engelbert von Auersberg, als Herrn zu Mitterburg, ernannt, genoß aber in seiner Würde der gesunden Augenblicke nur wenige und starb 1670. An dessen Stelle wurde 1670 ein Domherr von Laibach ernannt, Andreas Daniel von Raunach. Dieser starb im Christmonat 1686, und am 20. April 1687 wurde Johann Marcus Freiherr Rosetti, Domdechant und Generalvicar zu Laibach, eingeführt. Der letzte Bischof, Aldrag Anton von Piccardi, ernannt 1766, consecrirt am 22. Febr. 1767, wurde im J. 1785 in der gleichen Eigenschaft nach Zeng versetzt, behielt jedoch das Bisthum Pedeno, das er durch einen Provicar regierte, bei, und starb zu Zeng im Herbst 1789. Seitdem ist das Bisthum Pedeno erloschen, sein Sprengel jenem von Triest zugetheilt. Jahrhunderte hindurch Suffragan des Patriarchen von Aquileja, war der Bischof von Pedeno nach Aufhebung des Patriarchats, 1751, dem Erzbischof von Görz, nachmals von Laibach, unterworfen. (*v. Stramberg.*)

PEDENOS, PEDENUCCI. Pfarrdorf in der bis 1796 Graubündten angehörigen Landschaft Bormio (Worms), die jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreiche, Delegation Sondrio, gehört. Der Name wird Pes nucis erklärt und von einem ehemals am Wege befindlichen großen Nußbaume hergeleitet. Von diesem Dorfe hat der Val di Pedenos seinen Namen, ein Thal, das zwei Meilen lang ist und sich vom Berge Trepall bis zur Vereinigung der vom Norden kommenden Adda mit dem Flüßchen Valviola, von dem das Thal durchströmt wird, erstreckt. Dieses Flüßchen ergießt sich nahe bei Premaglia in die Adda, und wird unrichtig in einigen geographischen Werken (Leu Lexikon und Fäß Erdbeschreibung) Isolaccia genannt, was der Name eines in diesem Thale liegenden Dörfchens ist. Die ganze Gegend ist Alpenland mit schönen Viehweiden. Die Adda entspringt zwischen dem genannten Thal und dem Thal Furba. (*Escher* und *Keber.*)

PE DE PERDIZ, Rebhuhnfuß, auch Alcamfora und Cocallera wird in Brasilien eine Art der Pflanzengattung Croton (Cr. perdicipes *Aug. de St. Hilaire* pl. us. du Brés. 59) genannt, welche kräftig diuretisch wirkt und im Aufguß gegen Syphilis angewendet wird. (*A. Sprengel.*)

PEDERNACH. Gleich unterhalb Boppard nöthigt der sogenannte bopparder Berg den Rhein zu einer mächtigen Krümmung nach Osten hin. Die Heerstraße muß dieser Krümmung in der Tiefe folgen, der Fußgänger aber, dem das Bergsteigen nicht unbequem, kann auf kürzerem Pfade, quer über den Berg nach Rhense gelangen, indem er an ihrer Wurzel die von der großen Rheinkrümme gemachte Halbinsel durchschneidet. Grade wo dieser Pfad die Berghöhe erreicht, links vom Wege, weithin vom Rheine aus sichtbar, steht der Jacobsberg, gegenwärtig ein bedeutender Maierhof des coblenzer Gymnasiums, vordem aber unter dem Namen Pedernach ein selbständiges Kloster. Die Stelle, „ubi latronum aliquando conventus erat," war übel berüchtigt, als K. Friedrich I. „locum quendam in allodio regni situm, qui Phedernache dicitur, ab omni saeculari functione" entfremdete, und „divinis omni tempore obsequiis" widmete. Es hatten sich nämlich auf der Stelle „devote mulieres et fratres tam clerici quam laici" zu einer religiösen Gesellschaft vereinigt. Diesen Ort, und die daselbst dem Herrn dienenden Brüder und Schwestern, auch alle ihre Besitzungen, gegenwärtige oder zukünftige, nimmt der Kaiser in seinen Schutz: allen Freien soll es vergönnt sein, dahin ihre Allodien oder sonstige Habe zu verschenken. Es soll ferner die Klostergemeinde S. Augustini Regel befolgen, auch in Bruder Heinrich, „vir bone conversacionis," ihren ersten Procurator und Rector verehren, auf Heinrichen demnächst in der gleichen Würde Gebhard folgen. Nach der Zweien Tod mögen Brüder und Schwestern sich nach Wohlgefallen einen Procurator wählen, selbst aus einem fremden Kloster, wenn dieses anders S. Augustini Regel befolgt. Endlich sollen Konrad von Boppard, oder dessen Erben, die Voigtei des Klosters haben, ohne jedoch mit Foderungen und andern Belästigungen dasselbe bedrücken zu dürfen. Also verordnet K. Friedrich zu Cöln, den 15. April 1157. Es scheint nicht, nach den Ausdrücken, deren die Urkunde sich bedient, als habe in Pedernach ein Doppelkloster bestanden, vielmehr wird es wahrscheinlich, daß hier Männer und Frauen unter einem Dache lebten. Ein solcher Zustand ist allein verträglich mit den Satzungen, so die schwedische Brigitta ihrem Orden, so der sel. Robert von Arbrissel dem Institut von Fontevrault gegeben haben; in Pedernach mag er von vielen Unbequemlichkeiten begleitet gewesen sein, und die Männer mußten zuletzt den Ort verlassen. Die Zeit solches Ereignisses ist nicht zu ermitteln, aber in K. Richard's Urkunde für Pedernach, vom 28. Sept. 1262, findet sich, daß das Kloster durch eine Meisterin regiert wurde, und dient diese Benennung der Oberin zum Beweise, daß die ihr unterworfene Gemeinde dem Orden der Canonici regulares S. Augustini angehörte. Solchen Ordens wichtigster Vorsteher war in hiesiger Gegend der Abt von Springiersbach, und diesem Abte gehorchte in allen geistlichen Angelegenheiten Sr. Jacob's Kloster auf pedernacher Berg, als dessen Meisterin am 24. März 1397 Ludgardis von Liebenstein genannt wird. Funfzig Jahre später bot das Kloster das Schauspiel klägtichen Verfalls. Zugleich mit Zucht und Regel war das Besitzthum verschwunden, die wenigen noch übrigen Klosterfrauen zogen von dannen, und das verödete Haus ließ der Pater-abbas in Besitz nehmen. Ein Chorherr von Springiersbach, ein Weltgeistlicher oder auch ein Laie stand abwechselnd daselbst der Verwaltung vor, bis der Abt Johann Print von Horcheim, genannt Broël, 1496 Pedernach an den trierschen Kurfürsten, Johann von Baden, aufgab. Dieser, quia ob sexus imbecillitatem, latronum horrorem et loci desertionem existimamus ad moniales reductionem fructuosam fieri non posse," führte in demselben Jahre Canonicos regulares ordinis S. Crucis daselbst ein, als deren erster Prior, Heinrich Huls, am 4. April 1500 von dem Kurfürsten auch noch das Hospital in Rhense erhielt. Das Hospital und das

Digitized by Google

bei demſelben beſtehende Beneficium ſollten für immer dem Kloſter einverleibt ſein. Des Hoſpitals Zwecke mögen zumal unter dem Prior, Johann Bolen (1545), verkannt worden ſein; die Bürger von Rhenſe, bei denen die Reformation frühzeitig Eingang gefunden, nahmen das Haus in Beſitz und verweigerten dem Kloſter die Verabfolgung der davon erſcheinenden Weine und Gelder. Auch in Pedernach ſelbſt wollten die Kreuzbrüder, trotz aller darauf verwendeten Bemühungen, nicht recht gedeihen, davon gibt der Ordensgeneral als Urſache an „loci solitudinem ad religionis nostrae observantiam ineptam. belligerorum incursum. vinearum et agrorum sterilitatem, agricultorum infidelitatem, animalium et personarum mortalitatem. monasticae affectionis diminutionem et extinctionem. locique magnam ab nobis et ordinis nostri domibus distantiam.“ Als die Kreuzbrüder den Entſchluß, das entfernte Beſitzthum aufgeben zu wollen, verkündigten, meldeten ſich um ſolches mehre Bewerber, „ſehendt, daß das Clöſterlein uff Peternacher Berg einen zimlichen guten Fruchthoff, auch etliche Weingarten hat.“ Der Prior des Karmelitenkloſters hatte ſich bereits eine Ceſſion von dem Ordensgeneral, in Hun, verſchafft, die nur noch der Genehmigung des Erzbiſchofs bedurfte, allein es trat den Carmeliten entgegen die über Boppard belegene Abtei Marienberg, ſo gar gerne dieſelbe Erwerbung gemacht hätte, und die für ſolchen Zweck an Pfalzgraf Johann II. von Simmern einen mächtigen Fürſprecher fand. Darum wurde den Karmeliten die erbetene Genehmigung verſagt, und vielmehr in des Erzbiſchofs Namen mit dem Orden der Kreuzbrüder eine neue Unterhandlung angeknüpft. Am 30. Dec. 1552 überließen der General, fratr. Theoderich von Ubach und die vier Definitoren das Kloſter St. Jacoben des Apoſtels auf dem Berge Pedernach an den Kurfürſten von Trier, Johann von Iſenburg, und Johann, indem er am 11. Jan. 1552 more Trev. die Reſignation annahm, verpflichtete ſich, den einzigen in Pedernach noch vorhandenen Conventual, den fratr. Matthias, zeitlebens zu verpflegen, auch nach des Hauſes Herkommen, einem jeglichen neuerwählten Abte in Springiersbach ein ſilbernes Kreuz oder ein Corporal darzubringen, als Anerkenntniß des vormaligen Beſitzes von Springiersbach. Eine Zeit lang wurde das Kloſter für Rechnung der kurfürſtlichen Rentkammer verwaltet, dann an das Hoſpital zu St. Banthus binnen Trier, oder das erzbiſchöfliche Seminarium pro educandis choralistis überlaſſen. Auch das Seminar wurde des wenig lohnenden Beſitzes bald überdrüſſig, und veranſtaltete, deſſen ſich zu entäußern, eine Licitation. Dem letztbietenden, dem von Löwenſtein oder Liebenſtein, wurde 1599 das verfallene Kloſter um die Summe von 4833 Fl. 8 Alb. Trieriſch zugeſchlagen. Hiervon übernahm der Anſteigerer, ein Akatholik, die Verzinſung, dann verwandelte er das Kirchenſchiff in eine Scheuer, den Chor in einen Schweinſtall, die Kloſtergebäude ließ er abtragen, um aus den Materialien ſich ein Haus ſammt Kuhſtall zu erbauen. Die Verzinſung des Kaufſchillings ſtockte aber bald, 1613 war bereits ein Rückſtand von 1728 Radergulden 17 Albus erwachſen, und die bald darauf eingetretenen Kriegszeiten mögen in immer tiefere Verlegenheit den jüngern Löwenſtein, den Sohn des erſten Erwerbers, geſtürzt haben. Er nahm Kriegsdienſte bei den Schweden, und fand den Tod im Felde in denſelben Tagen, wo gelegentlich der Belagerung von Coblenz (1636) Dorf und Kloſter Pedernach eine beinahe gänzliche Zerſtörung erlitten. Weil des von Löwenſtein Erben zahlungsunfähig, ſah ſich das Seminarium gemüßigt, den Grund und Boden der Hypothek an ſich zu nehmen. Von dem Seminarium erkaufte der Hof das Jeſuitencollegium in Coblenz am 23. April 1643 um 4800 Gulden Trieriſch, oder 2133 Thaler 18 Alb., und er iſt den Jeſuiten geblieben, ungeachtet die von Löwenſtein ihn als ein Stammgut angeſprochen haben, ungeachtet das Seminarium ſelbſt den Verkauf umzuwerfen ſuchte. Dieſer letzte Anſpruch iſt durch Vergleich vom 19. Sept. 1658 getilgt worden, und haben ſeitdem die Jeſuiten eine vollſtändige Erneuerung des Gutes in allen ſeinen Theilen vorgenommen. Von ihnen rührt namentlich das Hofgebäude ſammt der Kapelle her, und diente ihnen der Jacobsberg als Tusculanum. Das Dorf Pedernach aber, ſo ſich die Schlucht abwärts nach dem Rheine hin erſtreckte, wurde nicht mehr aufgebaut, vielmehr als eine Räuberhöhle nach dem weſtfäliſchen Frieden gänzlich geſchleift. In dieſem Dorfe beſaß Johann von Boppard, genannt under den Juden, Ritter, freieigene Güter, ſo er am 7. Nov. 1331 dem Erzbiſchof Balduin von Trier zu Lehen auftrug. Dieſes Dorf hatte auch ſeine eigene Kapelle, ſo nach des Erzbiſchofs Boemund Entſcheid vom 1. Dec. 1386 von den Chorherren des St. Severusſtiftes zu Boppard vergeben wurde. Mit der Zerſtörung des Dorfes iſt ſogar der Name Pedernach verſchwunden, denn der Jeſuiten Hof heißt ſeitdem der Jacobsberg; wie es ſcheint wollten die neuen Beſitzer mit dieſem, von dem Schutzheiligen des vormaligen Kloſters entlehnten Namen ſich gegen jeglichen Antheil an dem böſen Rufe von Pedernach verwahren.

(*v. Stramberg.*)

Pedernales, ſ. Paria und Orenoco.

PEDERNEC, großes Gemeindedorf im franzöſiſchen Departement der Nordküſten (Bretagne), Canton Bégard, Bezirk Dinan, liegt zwei Lieues von Guingamp entfernt und hat eine Succurſalkirche und 2586 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEDERNEIRA, Marktflecken in der portugieſiſchen Provinz Eſtremadura, Bezirk Leiria, hat, am Meere liegend, einen guten Hafen, welcher jedoch nicht ſehr beſucht wird, mehre Kirchen und Klöſter, und zählt 1500 Einwohner, deren Hauptbeſchäftigung Fiſchfang iſt. (*Fischer.*)

PEDERNES, Stadt im franzöſiſchen Nordküſtendepartement mit einer Kirche, einer lateiniſchen Schule, 400 Häuſern und 2000 Einwohnern. (*Fischer.*)

PEDEROBA (Pier Maria da), hieß Niccolo Grippia, ehe er zu Baſſano in den Orden der Minori Riformati trat. Seine Ältern gehörten dem Bauernſtande an und lebten zu Pederoba im Trevisaniſchen. Er kam den 3. Febr. 1703 zur Welt und ſtarb dem 6. Nov. 1785 in einem Kloſter ſeines Ordens zu Treviſo. Der Pater

Pederoba war einer der größten italienischen Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts; weswegen ihn auch der Papst Benedict XIV. Concionator Concionatorum zu nennen pflegte. Noch jetzt werden seine zu Vicenza 1778 in zwei Quartbänden gedruckten Fastenpredigten (Quadresimale) und seine Panegirici für Muster der Kanzelberedsamkeit gehalten. (Vergl. *Gamba*, Galleria di uomini illustri della provincia austro-veneta nel secolo XVIII. Quaderno V. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

PEDEROBBA, ein großes Gemeindedorf in dem nach dem Flecken Montebelluna benannten Districte VIII. der venetianischen Provinz Treviso, im Gebirge, mit einem Gemeindevorstande, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthum Treviso gehört, einer den heil. Aposteln Peter und Paul geweihten katholischen Kirche, 19 Oratorien und den Frazioni: Vigna, Vittipan, Pieve d'onigo und Costa. Zu dieser Gemeinde gehören auch die Villaggi: Onigo, Covolo und Rovigo und die Luoghi d'Abitazione: Caverlea, Curogna und Levada.

(*G. F. Schreiner.*)

PEDERSBORG, ein Kirchspiel auf der dänischen Insel Seeland, Amts Soröe, Alsted Harde, ¼ Meile nördlich von Soröe. Zur Mutterkirche gehört Kindertofte als Filial, in der Harde Slagelse, eine Meile von Soröe. In alter Zeit war hier ein festes Schloß, Pedersborg.

(*v. Schubert.*)

PEDERSEN (Christian), geboren um 1480, zum Magister promovirt zu Paris; Kanonikus beim Bischof Birger zu Lund, dänischer Reichshistoriograph, Christian III. ergeben und auf dessen Flucht ihn begleitend, einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, wissenschaftlicher und praktischer Theolog, aber auch erfahren in der Pädagogik, in der Geschichte, in der Philologie, in den schönen Wissenschaften, ja in der Arzneigelahrtheit. Nachdem er in der katholischen Kirche Licht zu verbreiten sich bemüht, trat er in Verbindung mit dem eifrigen Freunde der Reformation, Jürgen Münter, zu Malmö. Er wird genannt bald als Verfasser, bald nur als Herausgeber der Jertegus (Wunder) Postill, gedruckt zu Paris 1515 in dänischer Sprache, also benannt, weil sie die Erklärung der Sonn- und Festtagsepisteln und Evangelien mit Erzählung von Wunderlegenden begleitet, die zur Einprägung des Vorgetragenen dienen sollen. Mehre Auszüge des Bessern dieser Postille hat P. Wieselgren im ersten Bande seiner gründlichen Schrift: Sveriges sköna Litteratur (Lund 1833. S. 109—118) geliefert. Pedersen starb als Landpfarrer 1554. (*v. Schubert.*)

PEDERSEN (Gable), ein norwegischer Bischof zu Bergen im 16. Jahrh., der in den Niederlanden, erst zu Alkmaar, dann zu Löwen seine Studien gemacht hatte, worauf er Schulrector und Kanonikus zu Bergen ward. Späterhin wurde er nach Rom gesandt, um für den erwählten Bischof Olof Thorkildsen die Bestätigung auszuwirken. Als er selbst, nach Olof's Tode 1533 zum Bischof erkoren wurde, bedurfte es dieser Bestätigung nicht mehr, deren Aufhören der Reichstag zu Odensee schon beschlossen hatte. Pedersen war ein der Reformation, wie es scheint, sehr erg[illegible] für die Kirche thätiger und uneigennütziger Bischof, der alle seine Habe zur Aufrichtung einer Schule, zur Erbauung eines Pfarrhofes und zur Ausbesserung der Domkirche verwandte, und nicht heirathete, um dem Allgemeinen nützlicher zu werden. Täglich ertheilte er in der Schule eine Lection und wirkte eifrigst zur Bildung tüchtiger Geistlicher und Schullehrer. Er starb 1551. (Nach Schröckh.) (*v. Schubert.*)

PEDERSKER, ein Kirchspiel mit 130 Höfen und 800 Einwohnern in der Süderharde der dänischen Insel Bornholm. (*v. Schubert.*)

PEDERSÖRE, finnisch Pietarsaars, eine Pfarrei im nordwestlichen Finnland, landesherrliches Patronat, — Län Wasa, welches sich in einer bedeutenden Länge von Südwest nach Nordwest an den bothnischen Meerbusen erstreckt, wo es eine Menge von Inseln (die größern sind Larsmo und Lugmo) einschließt, annoch, nachdem im J. 1812 die Pfarrei Lappajärvi mit sieben Kapellgemeinden abgezweigt worden, von sehr bedeutendem Umfange. Denn als Birger Jarl um die Mitte des 13. Jahrhunderts das südliche Österbotten für die Krone Schweden eroberte und nun dort das Christenthum gegründet wurde, auch viele schwedische Ansiedler sich niederließen, die ihre Sprache beibehalten haben, theilte er die ganze Landschaft in nur zwei Pastorate, Pedersöre und Mustasaari, und die Pfarrer von Pedersöre hießen seitdem und lange Generalpröpste über Österbotten, dessen Nordhälfte allmälig bevölkert und bekehrt wurde.

Von der zum Pastorat Pedersöre gehörigen Seestadt Jacobsstad (gegründet 1653, in der Nähe der Mutterkirche von der Witwe des Reichsmarschalls Jacob de la Gardie, geborenen Ebba Brahe, und nach ihrem verstorbenen Gemahl benannt) trägt die Propstei, unter welche Pedersöre sortirt, den Namen von Jacobstads Propstei; doch ist Propst jetzt der Pastor zu Wörå.

Außer dieser Stadt bilden die Pfarrei, jetzt die untere Hälfte des ungetheilten Pastorats, die Muttergemeinde und die Kapellgemeinden Larsmo, Öfver-Purmo und Esse.

Die Geistlichkeit besteht aus einem Pastor und fünf Kapellanen, deren zwei an der Mutterkirche stehen. Da die herrschende Sprache die schwedische ist, so wird nur in der Mutterkirche, nach vollendetem schwedischen Gottesdienste, eilf Mal jährlich Finnisch gepredigt. Der Hausverhörsstellen sind 22; denn die Einwohnerzahl des getheilten Pastorats überstieg im J. 1815 wahrscheinlich noch 8000, wovon 3536 auf die Mutterkirche, 1103 auf die Stadt, 1148 auf Larsmo und 1254 auf Esse kamen. Die in der Kapellgemeinde angestellten Geistlichen verrichten auch die Confirmation. Der Confirmandenunterricht dauert in der Muttergemeinde nur drei Wochen nach der Frühlingssaatzeit.

Larsmo entstand als eigne Kapellgemeinde in Folge königlichen Briefes an das Domcapitel vom 27. März 1787, nachdem den Bewohnern der Insel Larsmo unterm 24. Juli 1783 die Erbauung einer Kirche verstattet, diese alsbald vollendet, auch ein eigner Prediger an dieser Kirche stationirt worden.

Öfver-Purmo bildete sich als besondere Kapellgemeinde ein Jahrzehent früher, indem nach vollendeter Erbauung

Digitized by Google

der Kirche Öfver-Purmo der König erlaubte, daß der von ihnen gewünschte Student, Anders Aspegres, ihr erster Geistlicher sein sollte; worüber unterm 28. Jan. 1774 das königliche Schreiben an das Domcapitel verlesen wurde; seitdem hat Öfver-Purmo einen eigenen Prediger und eigenen Gottesdienst. Auch ein Theil von Ytter-Purmo ist der neuen Kapellgemeinde beigetreten.

Öfver- und Ytter-Esse, drei bis vier schwedische Meilen von der Mutterkirche entfernt, erbaute schon um 1700 ein Predigthaus, welches, in Folge der vom Könige unterm 12. Juni 1732 ertheilten Genehmigung, späterhin als Kirche eingeweiht wurde; jedoch ward nur von Zeit zu Zeit von der Mutterkirche aus durch einen Adjuncten des Pastors Gottesdienst gehalten. Erst 1735 den 11. August vereinigten sich die Einwohner zu hinlänglicher Löhnung eines besondern Kapellans, der ihnen nun unterm 19. Sept. 1739 vom Domcapitel bewilligt wurde.

Somit haben jetzt die Kapellgemeinden nur ihre eigenen Kapelláne und den Pastor des gesammten Kirchspiels zu lohnen.

Bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren in Pedersöre auch zwei Kirchspielsadjuncten angestellt, dann ward der eine zur neugegründeten Kapelle Alajärvi (jetzt zum Pastorat Lappajärvi gehörig) versetzt; das Amt des andern ging in Folge der königlichen Entscheidung vom 12. Febr. 1760 ein, nachdem der finnische Gottesdienst zu Jacobstad nicht mehr für nothwendig erkannt worden.

Der Pfarrhof Rosenlund liegt der Mutterkirche, wie der Stadt, nahe; das Pfarrhaus ist eines der schönsten und ansehnlichsten Gebäude des Landes; der vom frühern Propste Gabriel Aspegres auf einem steinigen Berge mit vielen Kosten angelegte Garten, wo aber die Obstbäume das Klima nicht ertragen konnten, ist jetzt Pfarreigenthum. Im Kirchdorfe befinden sich die beiden Amtshöfe der an der Mutterkirche fungirenden Kapelláne, Bodnäs und Nygärdea. Auf dem Pfarrlande sind zehn, auf dem Kapellanslande zwei Büdner angesiedelt.

Die Kapellaneien Larsmo, Purmo und Esse sind von den Gemeinden mit Amtshöfen, Acker ꝛc. ausgestattet worden.

Die Mutterkirche ist von Stein, ihr hoher Thurm dient den Seefahrern zum Merkzeichen. Im russischen Kriege zu Anfange des 18. Jahrhunderts, als alle Kirchglocken geraubt wurden, blieben die Glocken von Pedersöre unberührt, weil in dem Augenblicke, wo man sie herabnehmen wollte, eine Erderschütterung eintrat, die die Feinde mit Schrecken erfüllte. Die am Meere belegenen Theile von Pedersöre sind vorzugsweise bevölkert und angebaut. (*v. Schubert.*)

PEDERSTRUP, 1) ein schön gelegenes, gut cultivirtes, ansehnliches Gut auf der dänischen Insel Laaland, Amts Mariboe, Norderharde, eingepfarrt nach Westerborg in der Süderharde, unter der Grafschaft Christiansfäde, mit Stuterei und einem Hospitale; 2) Kirchspiel in Jütland, Amts Wiborg, Harde Norder-Lyng, am Rödsee, nordnordöstlich von Wiborg, Filial von Rödding. (*v. Schubert.*)

PEDESTRES nannte Gravenhorst die ungeflügelten Ichneumonidae, welche der Gattung Cryptus am nächsten stehen, und sich von ihr besonders durch den Mangel des Flugorganes unterscheiden. Er hat sie in einer besondern Schrift: Monographia Ichneumonum pedestrium (Lips. 1815) monographisch behandelt. In seiner späteren Ichneumonologia europaea. 3. Voll. (Vratisl. 1829) sieht er sie ebenfalls als Untergattung von Cryptus an und nennt sie Pezomachus. Vergl. diesen Artikel und Cryptus. (*Burmeister.*)

PEDETES, nannte Illiger eine neue Gattung der Nagethiere (Glires), welche Fr. Cuvier ziemlich gleichzeitig mit dem Namen Helamys belegt hatte. Sie gehört zu den merkwürdigsten Formen unter den Nagethieren und ist eine der vielfachen singulären Gestalten, deren Afrika, dieser äußerlich so bestimmt abgeschlossene Welttheil, mehre hervorgebracht hat, und die alle durch ganz abnorme Eigenheiten den Beobachter überraschen. Bei Pedetes, der in seinem Kopfe wie Rumpfe die Gestalt und Größe des Kaninchens besitzt, besteht die Eigenheit ganz besonders in dem langen, die Länge des Rumpfes übertreffenden Schwanz und in den ebenfalls sehr langen kräftigen Hinterbeinen, deren Zehenzahl sich nur auf vier beläuft, während die vorderen kleinen Füße fünf Zehen tragen. Durch dieses Misverhältniß zwischen den vordern und hintern Gliedmaßen wird Pedetes genöthigt, sich hüpfend, nach Art der Springmäuse und Kängurus, zu bewegen, welche Ähnlichkeit die ältern Naturforscher veranlaßte, unsern Pedetes mit den Springmäusen (Dipus) generisch zu verbinden. Allein diese Ähnlichkeit der äußern Formen, welche noch dazu viel geringer ist bei näherer Besichtigung, als man nach der ältern Annahme vermuthen sollte, konnte die spätern Zoologen nicht mehr binden, und man ist daher neuerdings zu dem Resultat gelangt, daß Pedetes mit Dipus nicht einmal in dieselbe Familie der Nager gehören könne. Zur Begründung dieser Behauptung läßt sich vor allen die etwas abweichende Bildung des Schädels und Gebisses eines Theils, sowie andern Theils der Unterschied im Bau der Hinterbeine anführen, welche letztere bei Dipus manches Eigene und Absonderliche darbieten. Offenbar liegt nämlich die auffallende Länge dieser Extremität bei Dipus in der Verlängerung des Plattfußes, welcher hier, wie bei Vögeln, nur aus einem einzigen Knochen besteht und an seinem mit drei Gelenkköpfen versehenen Ende stets drei ziemlich gleich große Zehen trägt, während vorn immer nur vier größere Zehen mit Krallen vorhanden sind und ein kleiner rudimentärer unter der Haut versteckter Daumen. Pedetes dagegen hat an den zwar kurzen Vorderpfoten fünf gleich große, mit sehr langen, spitzen, stark gebogenen Krallen bewehrte Zehen, und weist durch diesen Bau auf eine Benutzung dieser Pfoten zum Graben hin. Die vierzehigen Hinterfüße sind dagegen so gebildet, daß der Fuß vom Haken an wenigstens während der Ruhe den Boden ganz berührt, und der eigentliche Plattfuß viel kürzer ist als die enorm langen kräftigen Zehen, deren jede einen länglich gestreckten breiten hufartigen Nagel trägt. Es versteht sich von selbst, daß der kurze Plattfuß hier nach der bei Säugethieren allgemeinen Regel ebenso viele Knochen enthält, als wie viele Ze-

hen er trägt, welche Knochen sogar kürzer sind als das Grundglied der großen Zehe. Pedetes verdankt also die Länge seines Fußes, welche, ganz wie bei Dipus, die Länge des Unterschenkels zu übertreffen pflegt, der Ausdehnung seiner Zehen; Dipus dagegen der Ausdehnung des Plattfußes, wodurch denn beide Gruppen in einen sehr natürlichen Gegensatz treten. In dieser Beziehung steht keine Nagethiergruppe dem Pedetes näher als die der Hasen, mit denen ja auch sein Körperbau im Ganzen eine so große Ähnlichkeit hat; doch scheinen die Hasen in der Länge der Zehen, zumal des zweiten und dritten Gliedes derselben, noch beiweitem von Pedetes übertroffen zu werden. Rechnen wir nun noch den Unterschied in der Länge des Schwanzes, wie im Bau des Kopfes hinzu, welcher zwischen Pedetes und Lepus obwaltet, sowie auch den Umstand, daß die Hasen vorn nur vier Krallen tragende Zehen haben, so ergibt sich uns bald die Unmöglichkeit, Pedetes für etwas mehr als eine den Hasen ähnliche Nagethierform anzusehen. Dahin gelangt, richtet sich unsere Aufmerksamkeit auf eine den Hochebenen Südamerika's eigene Nagethierfamilie, welche mit der gesammten Hasenbildung den langen buschig behaarten Schwanz von Pedetes verbindet, und die man, weil bei mehren ihrer Mitglieder die Ohren kürzer und fast nackt, also rattenartig gebildet sind, mit dem Namen Hasenmäuse sehr passend belegt hat. Diese Familie stimmt ferner noch mit Pedetes in der Bildung des Schädels so genau überein, daß die meines Wissens zuerst von Wiegmann ausgesprochene Ansicht, Pedetes als afrikanische Form der Hasenmäuse anzusehen, vollkommen richtig erscheint und in der Natur selbst ihre Begründung hat. Diese Übereinstimmung im Schädel kann ich freilich nur nach Abbildungen beurtheilen, und beziehe mich dabei auf Meyen's Abbildung des Schädels von Lagidium peruanum in den Nov. act. phys. med. soc. Caes. Leop. Carol. T. XVI, 2. t. 42. f. 1—3. auf Bennet's Abbildung desselben Thieres und der Eriomys chinchilla (Chinchilla lanigera) in den transact. of the zool. society, Vol. I., sowie auf d'Alton's genaue Darstellung des Schädels von Pedetes in seinen und Pander's Skeletten der Nager. 2. Abth. Taf. 7. a. b., zu welcher die Zeichnung des Gebisses bei Cuvier, dents des Mammif. pl. 49 als Ergänzung diente. Hauptpunkte für die Vergleichung, worauf es bei Abwägung von Verwandtschaften der Nagethiere ankommt, sind aber das foramen infraorbitale, welches bei allen dreien auffallend groß ist und der Augenöffnung wenig nachsteht. Diese Bildung, welche den Hasen ganz abgeht, ist eine, wie es scheint, ziemlich allgemeine Eigenheit der Amerika eigenthümlichen Nagethierformen, und findet sich außerhalb Amerika meines Wissens nur noch bei Hystrix und auch bei Dipus; denn die bei den echten Mäusen, Hamstern und der zu ihnen gehörigen Gattung Hydromys vorkommende Bildung derselben Öffnung ist, bei ziemlicher Weite doch eine ganz andere. Mit dem Typus der zuletzt genannten drei Gattungen harmonirt übrigens vollkommen die Bildung von Gerbillus, was uns beweisen kann, daß diese Gattung, wenn sie gleich ebenfalls verlängerte Hinterbeine besitzt, doch mit zur Rattenfamilie gehört, also die größere oder geringere Länge dieser Extremität keinen Grund für Familienverwandtschaft hergibt, sondern vielmehr blos analoge Formen in verschiedenen Familien hervorruft. Dipus dagegen zeigt besonders in der Gruppe, aus welcher Fr. Cuvier seine Gattung Alactaga gebildet hat (vergl. transact. of the zool. soc. Vol. II. p. 2), eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit dem Schädelbau von Pedetes, nicht blos in der Bildung des foramen infraorbitale, sondern auch in der Gestalt und Kürze des Nasentheiles, der auffallend breiten Stirn, dem kurzen Hinterhaupt und den enorm weit abstehenden Jochbogen. Indessen ist Dipus nicht blos durch den Zahntypus verschieden, dessen Wesenheit in der Ungleichheit nach Zahl und Größe der Zähne liegt, sondern auch durch die unvollkommene Wurzelbildung, welche bei Pedetes fehlt. Das Auftreten eines dem os superciliare analogen Vorsprungs am Thränenbein macht diese Gattung noch merkwürdiger, und harmonirt sie darin ebenso auffallend mit dem Vogeltypus, wie durch den schon erwähnten einzigen Plattfuß- oder Laufknochen. Hiernach kann Dipus nicht gut, wie dies schon oben sich ergab, mit Pedetes verbunden werden, sondern muß wol bei der Rattenfamilie verbleiben. Wenigstens paßt diese aberrante Gattung nirgends besser hin. Kehren wir nun zum Schädel des Pedetes zurück, so ist außer dem großen foramen infraorbitale wenig allgemeine Ähnlichkeit zwischen ihm und den Schädeln von Eriomys und Lagidium oder Lagotis, denn beide neigen zu einer schlanken gestreckten Form, Pedetes dagegen zu einer kurzen und gedrungenen. Aber der Zahntypus aller drei Gattungen scheint derselbe zu sein. Wir finden nämlich bei ihnen vier gleichgroße wurzellose Backzähne an jeder Seite in jedem Kiefer und einfache glatte Schneidezähne. In Bezug auf die Bildung des einzelnen Backzahns aber zeigt sich der Unterschied, daß derselbe bei Pedetes aus zwei dreieckigen in der Mitte unvollständig getrennten Platten besteht, während bei den Amerikanern gewöhnlich 2—3 dünne, flache parallelseitige, durch Schmelz völlig getrennte, aber doch dicht an einander gefügte Platten vorhanden sind.

Durch diese Charaktere glaube ich die Gattung Pedetes genügend bezeichnet und ihre Verwandtschaft zu den übrigen Nagern in das gehörige Licht gestellt zu haben; ich begnüge mich also hinzuzufügen, daß die einzige bekannte Art: P. caffer, oben rothgelbbraun ist, mit dunklern Haarspitzen, unten aber weiß. Die starken Lippen-, Augen- und Backenborsten sind schwarz, gleichwie die Spitze des Schwanzes; die großen spitzigen Ohren erscheinen inwendig fast nackt, und außerhalb an der Endhälfte sehr kurzhaarig. Die breiten Backen haben einen sehr starken abstehenden Haarwuchs. Das Thier lebt in selbstgegrabenen Erdlöchern, hüpft auf den Hinterbeinen, kriecht aber auch beim Grasen mit den vordern, und frißt, wie alle Nager, blos Vegetabilien. Eine gute, völlig naturgetreue Abbildung ist mir nicht bekannt, die in meinem zoologischen Handatlas Taf. 5. Fig. 14 gegebene, ist zwar richtig, aber zu steif, da sie nach einem ausgestopften Exemplare entworfen werden mußte. (*Burmeister.*)

Digitized by Google

PEDIA LEX. So hieß eine Art Gesetz, das etwa im August des J. 711 d. St., 43 v. Ch. Geb., vom Consul Q. Pedius (s. d. Art.) auf Veranlassung seines mächtigen Amtsgenossen und Vetters, des 20jährigen Octavian, beantragt worden war; dieser wird daher von Livius (Epit. I, 120), Dio Cassius (XLVI, 48), Appian (De bell. civil. III, 95) gradezu als Urheber jener lex genannt, da er nur, um den gehässigen Schein auf den Collegen zu wälzen, durch diesen hatte den Antrag machen lassen. Diese lex, wenn man anders Bestimmungen, die eines allgemein gesetzlichen Charakters ganz entbehrten, so nennen darf, verfügte, daß eine Untersuchung gegen alle die, welche an der Ermordung Cäsar's Antheil oder doch von ihr Mitwissenschaft gehabt hätten, auch in ihrer Abwesenheit eröffnet und geführt, und daß die Überführten mit der schweren Verbannung, die man aquae et ignis interdictio nannte, bestraft werden sollten. Auch enthielt diese lex Bestimmungen über das bei der Untersuchung zu beobachtende Verfahren. (*Vellej. Paterc.* II, 69. *Sueton.* Ner. 3. Galb. 3.) (*H.*)

PEDIAEER, PEDIASIER oder PEDIEIS, Name einer politischen Partei in Athen vor und unter Peisistratos, welche die aristokratischen Interessen vertrat, wie die Diakrier das demokratische Element und die Paraler das Juste milieu repräsentirten (s. d. Art. Peisistratos). Es war diese Partei gebildet aus den Bewohnern der Ebene (*πεδίον*) nach Megara zu. (*H.*)

PEDIAKRATES (*Πεδιακράτης*), wurde von den Sikanern noch in den Zeiten des Diodor von Sicilien als Heros verehrt, und man fabelte, daß er einer der Anführer der Sikaner beim Kampfe des Herakles mit denselben gewesen und von jenem dabei getödtet worden sei (*Diodor.* IV, 23). (*H.*)

PEDIANUS, ein ebenso aus Pedius, wie Octavianus aus Octavius gebildeter römischer Name, der auch auf Inschriften vorkommt, C. Pedianus Eucharistus (vgl. *Gruter* 987, 15). (*H.*)

PEDIANUS (Quintus Asconius). Über diesen Grammatiker und Rhetor hat zwar schon 1821 im sechsten Theile dieser Encyklopädie (S. 63) der seitdem verstorbene Professor Wellauer in Breslau einige Nachrichten zusammengestellt, aber die Untersuchungen über das Leben und die Schriften des Mannes sind inzwischen so erweitert und vervollständigt, daß wir die nöthigen Nachträge und Berichtigungen hier zusammenzufassen uns genöthigt sehen. Im J. 1828 gab Johann Nicolai Madvig zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde eine disputatio critica de *Q. Asconii Pediani* et aliorum veterum interpretum in Ciceronis orationes commentariis zu Kopenhagen heraus und ließ ihr noch in demselben Jahre eine appendix critica, Emendationen zu Asconius und die nöthigen Register zu dem ganzen Werkchen enthaltend, folgen. Ihm gebührt das Verdienst, die Unechtheit des angeblichen Asconius bis zur Evidenz nachgewiesen, dem echten Theile des Commentars zu Cicero's Reden seinen gebührenden Platz angewiesen und die literarhistorische Untersuchung über des Rhetors Leben, Schriften und die Ausgaben seines Werkes so gründlich geführt zu haben, daß nur einzelne Berichtigungen und Nachträge in unwichtigeren Dingen als Nachlese übrigbleiben. Die Resultate seiner Forschungen sind auch in die literarhistorischen Werke von Bähr (§. 260) und in Pauly's Real-Encyklopädie (I. S. 853), von Bernhardy (S. 298), Westermann (Geschichte der römischen Beredsamkeit S. 177 fg.) u. a. übergegangen, und selbst der neueste Herausgeber des Commentars, Joh. Georg Baiter, hat sich begnügt, die betreffende Partie aus Madvig's Werke abdrucken zu lassen.

1) Name. Den Vornamen Quintus hat die St. Galler Handschrift überliefert, ihn führt auch Hieronymus in der nachher zu besprechenden Stelle an. Das Cognomen aber ist bei Suidas *Παιδιανός*, in den meisten alten Ausgaben Paedianus geschrieben, wogegen theils die Kürze der ersten Sylbe bei Silius Italicus (XII, 212), theils die übrigen Zeugnisse, theils die auch anderweitig bestätigte Namensform Pedianus (z. B. bei *Gruter* p. 987, 15) und dessen wahrscheinliche Ableitung von der gens Pedia spricht.

2) Zeitalter. Das entschiedenste Zeugniß hierüber gibt Hieronymus, der bei dem siebenten Jahre des Vespasian (Ol. CCXIII, 3. a. u. 829) bemerkt: Q. Asconius Pedianus scriptor historicus clarus habetur, qui LXXIII aetatis suae anno captus luminibus, XII. postea annis in summo omnium honore consenescit. A. Mai[1]), auf eine gar nicht existirende Abweichung der Handschriften gestützt, behauptete nicht nur die Unzuverlässigkeit jener Angaben, sondern dachte auch an einen ganz andern Gelehrten. Nimmt man dazu sein eignes Zeugniß (in Scaurianam p. 27. ed. *Baiter.*), wo er von dem Hause des Scaurus spricht und hinzufügt: possidet eam nunc Largus[2]) Caecina, qui consul fuit cum Claudio, so ergibt sich, daß des Claudius zweites Consulat gemeint ist, jene Worte nach 795 und zwar dem ganzen Zusammenhange nach etliche Jahre später geschrieben sein müssen, was sich mit dem des Hieronymus Angabe sehr wol vereinigen läßt. Größere Schwierigkeit macht Philargyrius (ad *Virgil.* Eclog. III, 105): Item Asconius Pedianus ait, se audisse Virgilium dicentem, in hoc loco se grammaticis crucem fixisse u. s. w. Daß sich beide Nachrichten leicht vereinigen lassen, wie Wellauer meint, kann ich nicht finden. Denn von Virgil's Tode bis zum siebenten Regierungsjahre des Vespasian sind 94 Jahre, über 100 Jahre müßte also Asconius wenigstens alt geworden sein, ja seine Schriften in hohem Alter verfaßt haben, wofür wenigstens das Vorhandene keine Spuren darbietet. Diese Hindernisse wurden daher Veranlassung, daß Scaliger[3]) zwei Asconius annahm und diese Ansicht auch Joh. Gerh. Vossius mit wesentlicher Modification weiter verpflanzte[4]), obschon Scaliger in der zweiten Ausgabe (p. 200) seine frühere Meinung aufgab und lieber dem Hieronymus

1) Praef. ad *Cic.* sex oratt. part. 35. (p. XL. der Beier'schen Ausgabe.) 2) So hat *Lips.* ad *Tac.* Ann. XI, 33 emendirt für Longus. 3) Animadvers. ad *Euseb.* chron. p. 183 (der ersten Ausgabe). 4) De Histor. Lat. I, 27.

Digitized by Google

einen Irrthum in der Zeitangabe aufbürdete. Das ist lange Zeit die verbreitetste Meinung gewesen, bis Madvig mit siegenden Gründen vielmehr einen Irrthum jenes obscuren Scholiasten des Virgil nachgewiesen und durch scharfsinnige Combination einiger andern Notizen bei Quintilian (I. O. I, 7, 24) und Plinius, desgleichen aus Eigenthümlichkeiten der Sprache, welche der silbernen Latinität, nicht der früheren Augusteischen Periode angehören, dargethan hat, daß seine Geburt kurz vor Christi Geburt falle und daß er vielleicht noch des Titus und den Anfang der Regierung des Domitianus erlebt habe.

3) Lebensumstände. Daß er zu Padua geboren, ist eine seit Manutius und Sigonius ziemlich allgemein angenommene Meinung, obschon Scaliger (ad *Euseb.* p. 184) und Anna le Fèvre (ad *Aurel. Vict.* p. 5. ed. *Arntz.*) daran zweifelten. Nur durfte man dies nicht aus Silius (XII, 212 sq.) beweisen und den dort verherrlichten Jüngling, der in den Künsten des Krieges und des Friedens gleich ausgezeichnet geschildert wird, für unsern Grammatiker halten. Als Silius schrieb (es geschah nach seinem Consulate 821) war Asconius schon ein hochbejahrter Mann, den als rüstigen Jüngling darzustellen und noch dazu durch poetische Leistungen sich auszeichnend, mindestens eine Unschicklichkeit, wenn nicht eine Abgeschmacktheit, gewesen wäre. Möglich, daß der Dichter einen Sohn des Grammatikers meinte, worauf Madvig hinausgeht; sicher, daß es ein Pedianisches Geschlecht gab, dem, nach einzelnen Spuren, auch unser Asconius als Patavíner angehörte. Über sein übriges Leben sind nur Vermuthungen gestattet. Ein öffentliches Amt hat er nicht bekleidet; als Privatmann hat er seine Muße den Wissenschaften gewidmet und sein Leben bald in Rom, bald in Padua [5]) zugebracht.

4) Schriften. Nach den Zeugnissen der Alten schrieb er ein liber contra obtrectatores Virgilii, welchen Titel Donatus (c. 16. §. 64) anführt; desselben gedenkt er auch c. 5. §. 21 und *Servius* ad Eclog. 3. 105. 4, 11. und nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß Philargyrius und Probus (ad *Virg.* Bucol. p. 349. Lion) ebendieselbe Schrift vor Augen gehabt haben. Wenn Madvig zweifelt, ob Donatus wirklich jenes Buch eingesehen habe und vielmehr meint, die Nachrichten seien ihm durch die dritte Hand zugeflossen, so sieht man schon an und für sich keinen hinreichenden Grund des Zweifels und muß es überdies bedenklich finden, da zu zweifeln, wo eine bestimmte Angabe des Titels und wiederholte Berufungen auf des Verfassers Zeugniß nicht fehlen [6]). Daß er aber einen eigentlichen Commentar zu Virgil geschrieben, hat gegen Fabricius und dessen neuere Nachtreter schon Heyne [7]) gezeigt. Ein Leben des Sallustius Crispus führt Acro und ziemlich gleichlautend der Scholiast des Cruquius zu Horaz (Satyr. I, 2, 41) mit den Worten an: hoc de Sallustio videtur dicere: Sallustius enim Crispus in Faustae, filiae Sullae, adulterio deprehensus, ab Annio Milone flagellis caesus esse dicitur, quemadmodum Asconius Pedianus in vita ejus significat. Eine andere Notiz gibt es nicht. Doch ehe wir uns zu der Besprechung des erhaltenen Werks wenden, muß noch erwähnt werden, daß Ausonius Popma die abenteuerliche Ansicht, Asconius sei der Verfasser des Buches de origine gentis romanae, aufgestellt hat [8]) und daß im Anfang des 16. Jahrhunderts die Nachricht von der Auffindung einer Handschrift, die zwölf Bücher elegantiae von Asconius enthalte, verbreitet, aber wenig geglaubt war. Sein Hauptwerk sind die Commentare über Cicero's Reden, die theils wegen der correcten Darstellung, theils wegen der reichen Aufschlüsse über die historischen Verhältnisse für unsere Zeit den größten Werth haben und daher bei den Bearbeitern Cicero's die verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben. Poggius Bracciolini (geb. 1380, gest. 1459) hat neben seinen schriftstellerischen Verdiensten ein viel größeres um die classische Literatur durch Aufsuchung und Entdeckung von Handschriften sich erworben, über welche seine eignen Briefe [9]) ausführliche Auskunft geben. Den glücklichsten Fund machte er in St. Gallen, wo er in einem Thurme des Klosters einen vollständigen Quintilian, einen Theil von Valerius Flaccus, endlich unsern Asconius entdeckte und im December des Jahres 1417 in dem 26. Briefe den Verlauf also erzählte: erant in bibliotheca libri — in teterrimo quodam et obscuro carcere, fundo scilicet alicuius turris, quo ne capitalis quidem rei damnati retruderentur. — Repperimus praeterea libros tres primos et dimidiam partem quarti C. Valerii Flacci Argonauticon et expositiones tamquam thema quoddam [10]) super octo Ciceronis orationibus Q. Asconii Pediani, eloquentissimi viri, de quibus ipse meminit Quintilianus. Haec mea manu transcripsi et quidem velociter, ut ea mitterem ad Leonardum Arretinum et Nicolaum Florentinum. Die Abschrift des Asconius ist noch jetzt in der Riccardiana zu Florenz [11]); auch andere Zeitgenossen gedenken der Sache [12]); die Zahl der Handschriften vermehrte sich schnell, aber des Originals zu St. Gallen vergaß man. Sorgfältige Nachsuchungen, durch voreilige Gerüchte von dem Vorhandensein veranlaßt, haben zu dem traurigen Ergebnisse geführt, daß jener Codex, den Poggius abschrieb, weder in St. Gallen vorhanden, noch auch mit andrer Beute nach Zürich gebracht ist [13]). Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß alle vorhandenen Handschriften auf diese Quelle zurückzuführen und des Poggius Abschrift, obschon sie rasch gemacht ist, als Grundlage für die kritische Gestaltung des Textes zu betrachten ist. Nach jener Abschrift ist die erste Ausgabe besorgt, welche wol 1477 zu Venedig in

5) s. *Madvig* p. 18. 6) s. *Weichert*, Poetarum latinor. reliq. p. 274. 7) De antiquis Virgilii interpr. p. CCXLV.

8) s. *Fabric.* Bibl. lat. II. p. 69. *Funccius* de immin. aenect. Ling. Lat. p. 320. 9) *Poggii* epistolae, editas collegit et emendavit, plerasque ex codd. MSS. eruit, ordine chronologico disposuit notisque illustravit Equ. *Thomas de Tonellis.* Vol. I. (Florent. 1832.) Eine Übersicht seiner Entdeckungen gibt *Mehus.* Praef. Vit. Ambros. Traversarii, p. XXXIII. sq. 10) Der Ausdruck ist ungeschickte Reminiscenz aus Quintilian (V, 9, 10.) 11) *Bandini* Catalog. codd. Lat. bibl. Laur II. p. 503. 12) *Madvig.* p. 25 sq. 13) s. *Orelli* epistola critica ad *Madvigium* (vor den rhetorischen Schriften Cicero's) p. XII—XIV.

Folio erschien [14]) und einen treuen Abdruck des vorliegenden Textes mit allen Lücken darbietet. Es folgten eine Ausgabe zu Padua und eine ex felicissima Hagenoia per *J. Secerum*, von Ph. Melanchthon [15]), der auch einige Lücken herzustellen versuchte, die Juntine 1519 (von Ant. Francinus besorgt), die pariser arte Petri Vidoae 1520, von Beraldus [16]) herausgegeben, die Aldina von Fr. Asulanus 1522. Auf diese älteren Drucke, in denen für die Kritik nichts Bedeutendes ist geleistet worden, folgte die pariser von 1536 in 4., deren Herausgeber, Joannes Lodoicus Tiletanus, nicht nur die handschriftlichen Hilfsmittel zu Rathe zog, sondern auch eigne Vermuthungen anbrachte und, wo dies alles nicht ausreichte, durch G. Budäus und Ludw. Alvarez unterstützt ward. Bei der Ausgabe des Paulus Manutius (Venedig 1547) konnten zahlreiche Verbesserungen von Danesius zu den Verrinen benutzt werden; seine Ausgabe von 1553 ist an Seitenzahl völlig gleich [17]), die dritte von 1563 ist wesentlich verbessert. Fr. Hotomannus besorgte eine Ausgabe Lugduni apud Tornaesium et Gazeium 1551, deren Werth, nachdem man ihn lange Zeit sehr hoch angeschlagen hatte, jetzt durch Madvig (p. 46) richtiger dahin bestimmt ist, daß es eine Wiederholung der Ausgabe von Manutius mit einer Menge leichtsinniger und willkürlicher Änderungen und Interpolationen ist. Die leydener Drucke von 1644 und 1675 gehören zu der Sammlung der Ausgaben cum notis variorum, und enthalten wirklich die Anmerkungen der früheren Herausgeber, ohne Plan und Urtheil zusammengestellt; die von 1698 hat außer einem neuen Titel zu der von 1675 Manutius' Vorrede und hinter dem Register wortreiche und unnütze Anmerkungen von Th. Crenius als Zusatz erhalten. Seit jener Zeit erschien des Asconius Commentar nur in den größeren Ausgaben der Werke Cicero's, z. B. bei Grävius, Verbourg und Schütz, ohne daß man ihm größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Erst in unsern Tagen ist eine sehr brauchbare Ausgabe zwar nicht durch J. C. Orelli selbst, wie er einst versprochen hatte [18]), aber doch unter seiner Leitung und mit seiner Hilfe von J. Georg Baiter unter dem Titel: *M. Tullii Ciceronis* scholiastae, pars altera (Turici MDCCCXXXIII) erschienen. Zwar sind keine handschriftlichen Hilfsmittel zur Hand gewesen, wol aber die alten Ausgaben mit großer Gewissenhaftigkeit verglichen und eine genaue Zusammenstellung des kritischen Apparats gegeben. Ob Wunder noch an eine neue Ausgabe denkt, ist mir unbekannt.

Der Gedanke, Cicero's Reden und besonders die historischen Beziehungen derselben zu erläutern, lag etwa 60 Jahre nach dem Tode des Redners nicht sehr fern. Auf solche Verhältnisse bezieht sich Asconius hauptsächlich [19]); er spricht über die Zeit der einzelnen Rede, gibt ihren Inhalt, ihre Veranlassung umständlich an (man denke nur an das wichtige Argument der Miloniana), geht dann zur Erklärung einzelner schwierigen Stellen über, die bald zu weitläufiger historischer Untersuchung Veranlassung geben, bald mit wenigen, aber ausreichenden Worten abgethan werden; zum Schlusse erwähnt er den Erfolg des Proesses und einzelne damit zusammenhängende Umstände. Überall zeigt er eine bis in die kleinsten Details genaue Kenntniß der Personen und Zustände, die er theils aus den damals vorhandenen Schriften der Zeitgenossen Cicero's, theils aus den acta diurna und den acta senatus, theils aus Sallustius, Livius, Fenestella und Andern mit reiflicher Prüfung geschöpft hatte. Die Sprache ist einfach und schmucklos; manches Verdorbene mag dem Abschreiber und späteren Verderbern aufzubürden sein. Aber die hier erwähnten Vorzüge gelten nur von den Commentaren zur Pisoniana, Scauriana, Miloniana, Corneliana, zur oratio in toga candida; die Erklärungen zu den Verrinen, die sich über die divinatio, die actio prima, das erste und einen Theil des zweiten Buches der actio secunda erstrecken, sind nicht sein Werk. Die großen Abweichungen in Inhalt und Form, die groben Irrthümer in geschichtlichen und antiquarischen Angaben waren schon vielen aufgefallen; man glaubte sie aus Interpolationen genügend erklärt zu haben. Niebuhr sprach zuerst Bedenken über die Gleichheit des Verfassers aus, aber sie gingen spurlos vorüber, bis endlich Madvig (S. 84 fg.) aus der Sprache sowol, als aus dem Inhalte, die Verschiedenheit so überzeugend erwiesen hat, daß seitdem Niemand mehr in diesem Theile der Commentare den echten Asconius erkennen kann, vielmehr alles in die Zeiten der Donate und Servius, in die Zeiten des Verfalls der alten Literatur hinabweisen muß. Die genauere Beweisführung desselben hier mitzutheilen, würde zu weit führen. Endlich hat Mai seit 1814 aus Ambrosianischen oder vielmehr Bobbio'schen Palimpsesten Scholien zur Rede pro Scauro, dann zu den Reden in Clodium et Curionem, de aere alieno Milonis, de rege Alexandrino, darauf zur Archiana, Sullana, Planciana und Vatiniana, endlich zur vierten Catilinarischen, zu den Reden pro Marcello, Dejotaro, Ligario herausgegeben und dieselben, trotz Niebuhr's Erinnerung, für Asconius' Werk oder wenigstens für Excerpte aus demselben gehalten [20]), ohne durch die innere Verschiedenheit der von ihm entdeckten Sachen auf eine gründlichere Untersuchung geführt zu sein. Auch diese hat Madvig angestellt; es sind Producte späterer Grammatiker, die also hier, wo blos von Asconius zu reden ist, keine weitere Berücksichtigung verdienen. (*Eckstein.*)

PEDIAS (*Πεδιάς*), nach Apollodor (III, 14, 5) die Tochter des Menys aus Lacedämon, Frau des Kranaos, Mutter der Kranae, Kranaechme und Atthis, vorausgesetzt, daß die Stelle Apollodor's nicht verdorben ist. (*H.*)

PEDIASIMUS (Johannes), ein Geometer, der um das Jahr 1300 unserer Zeitrechnung lebte, und ein Lehrbuch der Geometrie *), sowie auch ein anderes über Feld-

14) Beschädigungen der Princeps, die nicht grade selten ist, geben *Maittaire*. Ann. typogr. IV, 1. p. 375. Schweiger 1. Bd. S. 16. 15) Von ihm auch Argentor. 1535. 16) Ebert und andere sagen Beroaldus, im Buche steht wiederholt Beraldus. 17) *Renouard*. Annales de l'imprimerie des Aldes. I. p. 334. 376. 18) *Cicero*. Opera. Vol. I. p. XV. 19) s. *Madvig*. p. 61 sq.

20) s. *Madvig*. p. 142 sq.

*) So gibt Gerh. Joh. Vossius in seiner Chronologia Mathe-

meßkunſt ſchrieb, welche beide bis jetzt nicht gedruckt, aber auf mehren Bibliotheken im Manuſcript vorhanden ſind. Pediaſimus war *Χαρτοφύλαξ*, d. i. geheimer Archivar oder Siegelbewahrer des Patriarchen zu Conſtantinopel. (*Gartz.*)

Pediastrum *Meyen*, ſ. Micrasterias.

PEDICELLARIA nannte O. F. Müller gewiſſe thieriſche Gebilde, welche er für eine eigene Polypengattung hielt, die aber nach neuerer Anſicht und Unterſuchung blos abgeriſſene Fragmente der Seeigel (Echinus, ſ. d. Art.) ſind, und daher aus dem Syſtem der Thiere mit Recht verſchwanden. — Denſelben Namen hat J. V. Thompſon in ſeinen zoologic. researches. Cork. 8. nr. V. einer wirklichen Polypengattung beigelegt, die nach ihm Darm und After beſitzt, alſo zu Ehrenberg's Bryozois gehört, und unter ihnen, wegen des veräſtelten hornigen Polypenrohrs und der zelligen Erweiterung deſſelben am Ende zur Aufnahme der Thiere, eine eigne Familie bilden hilft, welche im äußeren Anſehen manchen Sertulariis ſehr nahe kommt. Die Anweſenheit des Darms und Afters aber unterſcheidet ſie beſtimmt von dieſen (ſ. d. Art. Polypina). (*Burmeister.*)

PEDICELLATA, oder franz.: Pédicellés, nannte Cuvier diejenigen Echinodermen, welche ſich durch den Beſitz geſtielter Saugſcheiben, die als Bewegungsorgane benutzt werden und gewöhnlich Füßchen heißen, vor den nicht mit ſolchen Organen verſehenen auszeichnen. Er zog dahin die Seeſterne (Asterias), Seeigel (Echinus) und Holothurien. Die Künſtlichkeit dieſes Eintheilungsprincipes, welches heterogene Formen verbindet und verwandte trennt, hat das Aufgeben ſeiner Gruppe in der neueren Syſtematik zur Folge gehabt. (*Burmeister.*)

PEDICELLIA. So nannte Loureiro (Fl. cochinch. ed. *Willd.* p. 805) eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe (oder aus der zweiten Ordnung der 23. Claſſe) und verwandt mit der natürlichen Familie der Sapindeen. Char. Die Blüthen polygamiſch-diöciſch; der Kelch fünftheilig, mit eiförmigen, zugeſpitzten Fetzen; die Corolle fehlt; unterhalb des Fruchtknotens befindet ſich eine fleiſchige, gekerbte Scheibe; die Staubfäden ſind fadenförmig, zurückgeſchlagen; die Antheren zweifächerig, aufrecht; auf dem geſtielten Fruchtknoten ſitzen drei pfriemenförmige, zurückgeſchlagene Narben; die Kapſel iſt geſtielt, rundlich, dreiklappig, einſamig: das Samenkorn geſtielt, in ein Häutchen gehüllt. Die einzige Art, P. oppositifolia *Lour.* (l. c. p. 806), wächſt in den Wäldern von Cochinchina, als ein kleiner Baum mit abſtehenden Zweigen, gegenüberſtehenden (bei den echten Sapindeen ſind ſie abwechſelnd), lanzettförmigen, ganzrandigen, unbehaarten, geſtielten Blättern und gipfelſtändigen, weißlichen Blüthenriſpen. (*A. Sprengel.*)

Pediculares *Juss.*, ſ. Scrofularinae.

PEDICULARIS (Läuſekraut). Eine von Tragus zuerſt ſo benannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Rhinantheen der natürlichen Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch meiſt bauchig und blattartig, geſpalten oder zweilippig, oft ungleich fünfzähnig und mit Stützblättchen verſehen; die Corolle rachenförmig: die Oberlippe helmartig gewölbt, entweder ſchnabelförmig vorgeſtreckt, an der Spitze abgeſtutzt und ausgerandet, oder ſtumpf, unter der Spitze zweizähnig, niedergedrückt, oder gerade, oder zurückgebogen; die Unterlippe abſtehend, dreilappig, mit faſt gleichen Lappen; die Antheren geſpalten, aufliegend; der Griffel fadenförmig, mit knopfförmiger Narbe; die Kapſel ablang, oft mit einem zweiſchneidigen Schnabel gekrönt, zweifächerig, zweiklappig: die Scheidewand den Klappen entgegengeſetzt; die Samen eiförmig, eckig. Es ſind gegen 50 Arten dieſer Gattung bekannt, welche als perennirende Kräuter (ſelten als Sommergewächſe) mit halbgefiederten oder zweimal halbgefiederten Blättern und gipfelſtändigen rothen, gelben oder weißen Blüthenähren (oder Trauben) in der gemäßigten Zone auf ſumpfigen Wieſen, vorzüglich häufig aber auf hohen Gebirgen, auf den Sudeten, Karpathen, Alpen, Apenninen und Pyrenäen, dem Altai und Himalaya, ſowie auf den Cordilleras, auch bis in den höchſten Norden, in Kamtſchatka, Labrador, Grönland und auf der Melvillesinſel (75° nördl. Br.) vorkommen. Im nördlichen Teutſchland finden ſich drei Arten: 1) P. palustris *L.* (*Gärtner* de fruct. t. 53, Engl. bot. t. 399, Schkuhr, Handb. T. 171., Hayne, Arzneigew. 8, 33), mit einjähriger oder perennirender Wurzel, aufrechtem, glattem, äſtigem, oft mehr als fußhohem Stengel, doppelt halbgefiederten Blättern, deren Abſchnitte ablang, gekerbt-lappig ſind, lockeren Blüthentrauben, eingeſchnittenen Stützblättchen, faſt zweilippigem, gefranztem, punktirtem Kelche und roſenrother Corolle, deren Helm ſtumpf und an beiden Seiten ſtumpf gezähnt iſt. Dieſes Kraut, welches früher unter dem Namen Herba Pedicularis aquaticae s. Fistulariae officinell war, wächſt faſt überall in Europa auf ſumpfigen Wieſen. Es hat einen widerlichen Geruch, einen ſehr ſcharfen Geſchmack und wurde innerlich als harntreibend, äußerlich gegen Ungeziefer, auch wol als Wundmittel, angewendet; das Vieh ſoll davon Durchfall, Blutharnen und Darmentzündung bekommen. Nach einem alten Volksglauben, welcher auch der Pflanze den Namen gegeben hat, ſollen ſich auf dem Viehe, welches davon gefreſſen hat, Läuſe erzeugen. Vielleicht trägt hiervon aber die Pedicularis keine Schuld, ſondern es iſt die Erſcheinung, wenn ſie überhaupt Grund hat, den ungeſunden Weideplätzen, auf welchen ſie wächſt, beizumeſſen. 2) P. sylvatica *L.* (Fl. dan. t. 225., Engl. bot. t. 400., Svensk bot. t. 358., Schkuhr a. a. O., Sturm, Teutſchl. Fl. 4, 13., Hayne a. a. O. 34), wie die vorhergehende Art, aber der Stengel nur einige Zoll hoch, die Seitenäſte niederliegend, die Blattabſchnitte eirundlich, der Kelch ungleich fünfzähnig, der Helm der großen roſenrothen Corolle ſpitzgezähnt. Auf feuchten Waldwieſen; ſonſt unter dem Namen Pediculus minor

---

maticorum p. 330 und nach ihm Heilbronner (Hist. Mathes. p. 485) an, dagegen nennt Montucla ſtatt dieſes Lehrbuchs einen Commentar über Kleomedes (Hist. des mathématiq. T. I. p. 345. Nouv. édit.). Gerh. Joh. Voſſius nennt auch ein Werk de musices harmoniis von Pediaſimus.

Digitized by Google

officinell. 3) P. Sceptrum Carolinum *L.* (Fl. lapp. t. 4. f. 4, Fl. dan. t. 26, Svensk bot. t. 505, Sturm a. a. O. 30), ein perennirendes Kraut mit mehr als fußhohem, einfachem Stengel, halbgefiederten Blättern, deren Fetzen stumpf und gezähnelt sind, unterbrochener, mit Stützblättchen versehener Blüthenähre, fünfspaltigem Kelche und großer gelber Corolle, deren Helm stumpf ist und die Unterlippe bedeckt. Diese schöne Pflanze kommt auf Sumpfwiesen im Großherzogthume Mecklenburg, bei Königsberg in Pr., bei München, Augsburg und Salzburg und in Skandinavien vor. (*A. Sprengel.*)

PEDICULI war der Name eines italischen Volkes. Strabon (VI, 3, 282. *Cas.*) bezeichnet sie als Theil der Peucetier und nennt sie *Ποιδίκλους*, Appianus hingegen *Ποδίκλους*. Im Kriege mit den Bundesgenossen fiel der römische Feldherr Cosconius in das Gebiet der Pediculi ein und bemächtigte sich desselben binnen zwei Tagen (*Appian.* de bell. civ. I, 52). Plinius (H. N. III, 6) führt die Pediculi neben den Salentini und Apuli auf und nennt als Städte derselben Rudiä, Egnatia, Barium (H. N. III, 16). (*Krause.*)

PEDICULUS, französisch pou, englisch louse, teutsch Laus, eine Gattung parasitischer Insekten, welche zu den allgemein verbreiteten Thieren gehört, da mehre Arten derselben sich den Leib des Menschen zum Wohnsitz erwählt haben. Den ältesten Naturforschern sehr wohl bekannt, scheinen dieselben, zumal die Griechen und Lateiner, doch mit den eigentlichen Läusen alle Hautparasiten des Menschen, nur nicht den Floh (*ψύλλος* griechisch, pulex lateinisch), verwechselt und unter den Collectivnamen *φθεῖρ* und pediculus begriffen zu haben, wäheend man schon seit Entdeckung der Mikroskope wenigstens die parasitischen Milben (Acari, s. d. Art.) von den Läusen trennte. Allein auch diese Trennung, über welche Linné und Fabricius in ihren systematischen Arbeiten nicht hinausgehen, hat die neuere Naturforschung, eigentlich schon seit de Geer (Mém. pour serv. à l'hist. natur. des Insectes), als ungenügend dargethan, und wir verdanken den genauen Untersuchungen des erwähnten schwedischen Naturforschers die Erfahrung, daß die meisten der sogenannten Läuse der Vögel und Säugetiere nicht, wie die des Menschen, Blutsauger sind, sondern sich beißend und kauend von den Federn und Haaren ihrer Wohnthiere ernähren. Durch diese Entdeckung de Geer's, welche von Nitzsch vollkommen bestätigt wurde (in Germar's Magaz. der Entomologie. 3. Bd.), hat die bis dahin an Arten höchst zahlreiche Gattung Pediculus eine andere Gestalt gewonnen, und ist auf diejenigen Species beschränkt worden, welche nach Art der menschlichen Läuse blos Blut saugen. Dieselben sind meistens von kleiner Statur, häufig kleiner als die Läuse des Menschen und besitzen einen ei-, herz- oder geigenförmigen Kopf, dessen Hinterhaupt bald abgerundet, bald zugespitzt ist und der am allermeist etwas verjüngten Vorderrande einen weichen, einziehbaren Rüssel umschließt, der das Saugorgan des Blutes ist. Dieser Rüssel bildet eine fleischige, am Ende trompetenartig erweiterte Röhre, deren Rand hier mit einer doppelten Reihe kleiner Häkchen besetzt ist. Indem nun die Laus vermittels der Häkchen den Rüssel an der Haut befestigt, schiebt sie aus der Höhle desselben eine feine hornige Nadel hervor, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus viee sehr zarten Borsten besteht, und treibt diese Nadel in die Haut hinein, bis Blut quillt, das dann von ihr durch die Höhle des Rüssels aufgesogen wird. Dies ist die Nahrungsweise aller echten Läuse. Bald hinter dem Rüssel, da wo der Kopf sich erweitert, sitzen an jeder Seite desselben die kurzen fünfgliedrigen, fadenförmigen Fühler, und auf diese folgen dicht an den hintersten Kopfecken die Augen, welche blos aus einem einzigen Äugelchen zu bestehen scheinen und manchen Arten, z. B. denen der Nager, fast ganz fehlen. Auf den Kopf folgt der Brustkasten, immer ein kleiner vierseitiger ungetheilter Körperabschnitt, welcher an jeder Seite drei Beine trägt. Außerdem bemerkt man an ihm zwischen dem eesten und zweiten Bein jeder Seite ein Luftloch. Der Hinterleib, welcher nunmehr folgt, ist an seinem Grunde immer so breit, wie das hintere Ende des Brustkastens, und besteht bald aus sieben, bald aus acht, bald aus neun bis zehn Ringen, in welchem letztern Falle der erste und letzte Ring nur klein sind. Die ersten sechs Ringe tragen an jeder Seite ein Luftloch, das jedoch in dem Falle, wo der erste Ring sehr klein ist, nicht an ihm, wol aber am siebenten Ringe vorkommt; zum deutlichen Beweise, daß der erste kleine Ring kein eigenthümlicher ist, sondern blos eine vordere Abschnürung des scheinbar zweiten, in der That abee ersten Ringes. Der letzte Ring ist beim Männchen abgeeundet, beim Weibchen ausgeschnitten. Ersteres hat die Geschlechtsöffnung auf der obern Seite dieses Ringes und verräth sich nicht selten durch den aus ihr hervorragenden hornigen hakenförmigen Penis; bei Letzterm findet sich die Scheide am Rande des letzten und vorletzten Ringes, ist also etwas mehr nach Unten gewendet. Den After dagegen bemerkt man bei beiden Geschlechtern an dee äußersten Grenze des letzten Ringes, ganz am Ende des Körpers. Charakteristisch für die Läuse ist übrigens noch ihre Fußbildung. Bis zum Ende des Schenkels völlig wie bei allen Insekten der Hauptsache nach gebildet, folgt auf letzteren ein kurzes, dickes, am Ende nach Innen in einen Zahn vorspringendes Schienbein. An diesem Zahne bemerkt man bei den größeren Arten zwei fleischige Ballen. Darauf folgt der kurze, dicke, eingliedrige, bisweilen etwas gebogene Fuß (Tarsus), der eine einzige sehr große Kralle trägt, welche sich gegen den Zahn am Schienbeine nach Innen zurückbiegt und mit diesem also einen Kreis beschreibt, der zum Umklammern der Haare, an denen die Laus kriecht, bestimmt ist. Durch stärkeres oder schwächeres Andrücken der Kralle gegen die beschriebenen Ballen kann dies Festhalten bald inniger, bald loser sein. Auf diese Weise bewegen sich die Läuse an den Haaren kletternd. — Von ihrem innern Baue wissen wir durch Swammerdam's Anatomie (Bibel der Natur. S. 31. Taf. 1—2), daß sie einen gewundenen Darm besitzen, dessen chylopoetischer Theil einen sehr großen Umfang hat, und durch die dünne Körperhaut hindurchschimmert, wenn er mit Blut angefüllt ist. Ein eigentlicher Kropf fehlt,

Digitized by Google

aber der chylopoetische Darm besteht aus zwei Abtheilungen, indem auf den weiten vordern ein viel engerer, aber ebenso langer zweiter Abschnitt folgt; in das Ende dieses senken sich die vier freien Gallengefäße. Der kurze ovale dünne Darm ist durch eine Strictur vom vorigen wie folgenden Darmstück gesondert; letzterer, der Mastdarm, ist keulenförmig und wenig länger. Die Genitalien bestehen beim Männchen aus zwei Hoden an jeder Seite und einem Eierstock für jede Körperhälfte beim Weibchen. Letzterer pflegt aus fünf Eierröhren zusammengesetzt zu sein. Das Nervensystem hat außer dem Gehirn nur noch drei Brustknoten, die unmittelbar an einander grenzen und durch den Hinterleib blos Radien bis zum Körperende aussenden. Übrigens ist die Körperoberfläche der meisten Läuse weich, blos häutig, hier und da mit hornigen Flecken. Auf der Haut zeigen sich viele zarte Linien, wie an der Handfläche des Menschen. Hier und da erheben sich steife Borstenhaare, besonders am Rande der Segmente. In Bezug auf die Lebensweise ist es bekannt genug, daß die Läuse durch ihre Stiche beim Blutsaugen ihrem Wohnthiere lästig werden, sonst aber kaum Schaden zufügen können; nur eine allzugroße und dann meist krankhafte Vermehrung bringt Nachtheile. Alle haben eine sehr starke Productivität und können nach drei Wochen schon ihre Geschlechtsfunctionen erfüllen. Das trächtige Weibchen, welches auf die Weise befruchtet wird, daß das Männchen unter dasselbe kriecht, und in dieser Stellung seinen Penis in die Vulva bringt, legt seine birnförmigen Eier an den Grund der Haare. Nach acht Tagen kriechen die jungen Läuse aus und ähneln ihren Ältern vollkommen, haben aber weniger Fühlerglieder. Sind sie erwachsen, wozu 14 Tage erfoderlich sein sollen, so ist auch ihre Beschäftigung blos zwischen Nahrung und Fortpflanzung getheilt; welche letztere, wenn sie vollbracht worden, den Tod des Individuums nach sich zieht. Übrigens sind die Männchen bei allen Arten kleiner als die Weibchen, sonst aber ihnen ähnlich, bis auf den Unterschied im letzten Hinterleibsringe.

Man kennt gegenwärtig etwa 25 genau unterscheidbare Läusearten, von denen vier den Körper des Menschen bewohnen. Außer dem Menschen scheint nur das Rindvieh noch mehr als eine Lausart bei sich zu beherbergen, die übrigen Säugethiere deren blos eine. Säugethiere sind nämlich die alleinigen Ernährer von wahren Läusen; die parasitischen Bewohner der Vögel ähneln den Läusen zwar, sind aber von ihnen nicht blos generell, sondern auch als eigene Ordnung noch weit stärker verschieden, insofern sie blos beißende Mundtheile zum Kauen besitzen. Eine solche beißende Gattung von Parasiten findet sich übrigens auch bei Säugethieren (Trichodectes, s. d. Art.), aber nicht beim Menschen, und daher mag es kommen, daß bei den Mammalien echte Blut saugende Läuse nur in je einer Art angetroffen werden. Sie verbreiten sich übrigens wol über alle Hauptgruppen dieser Thierclasse, sind indessen noch nicht bei allen entdeckt worden. Den nackten und schwach behaarten Säugethieren dürften sie fehlen, weil bei diesen ihr Gang behindert und ihr Festhalten am Körper erschwert ist; aber selbst der Aufenthalt im Wasser schreckt die Läuse nicht zurück, da der Seehund eine echte Laus in seinem Pelze ernährt. — Die erwähnten 25 Arten bilden am zweckmäßigsten zwei Gattungen, nicht drei, wie solche Leach (Zool. miscellany. III. 65) annimmt; und selbst diese beiden sind nur theilweise von einander verschieden. Ich habe sie in meinen genera Insectorum fasc. 4. monographisch behandelt, und genau nach Nitzsch' vortrefflichen Zeichnungen abbilden lassen. Sie unterscheiden sich auf folgende Art.

1) Phthirius *Leach.* Kopf geigenförmig, hinten stumpf. Brustkasten breiter und größer als der Hinterleib, dieser achtgliedrig, aber die drei ersten Ringe innig unter sich und mit dem Brustkasten verwachsen; die vier folgenden mit einer Fleischwarze an jeder Seite neben dem Rande. Beine ungleich, die zwei vorderen ohne Zangenbildung, die vier hinteren auffallend dick und groß. Nur eine Art ist bekannt, nämlich die Filzlaus: Ph. inguinalis *Leach.*, Pedic. pubis *Linn.*, *Fabr.*; sie ist kaum ½ Linie lang, gelblich mit bräunlichen Hinterfüßen und findet sich in der Leistengegend und Achselhöhle unreinlicher Menschen.

2) Pediculus *Linn.*, *Fabr.* Kopf verschieden geformt; Brustkasten stets kleiner als der Hinterleib, und von ihm deutlich getrennt; alle drei Fußpaare gleich und zum Klettern gebildet. Nach der Anzahl der Hinterleibsringe gibt es:

a) Siebengliedrige. Dahin drei Arten des Menschen. P. capitis, kleiner als die anderen, weißgelb, mit schwarzen Randzeichnungen und kürzeren dickeren Beinen wie Fühlern; ⅔—1 Linie lang. Blos auf dem Kopf zwischen den Haaren. P. vestimenti, lehmgelb, ohne Randzeichnungen, mit stark abgesetzten Hinterleibsringen und sehr schlanken Beinen wie Fühlern; 1—1½ Linie lang. Blos am Rumpf und den Gliedmaßen des Menschen. P. tabescentium, weißgelb, sehr blaß, ohne alle Zeichnungen, mit längerem Brustkasten und schwach abgesetzten Hinterleibsringen und dünnen Fühlern; 1⅓ Linie lang. Entsteht nur krankhaft bei der Läusesucht, und wurde in neuerer Zeit nur selten beobachtet. Vergleiche *Alt.*, Dissert. inaugur. de phthiriasi (Bonn. 1824. 4. c. fig.). Einige Naturforscher, z. B. Fabricius (Syst. Antliator.) erwähnen noch eine fünfte Menschenlaus vom Neger, die schwarz sein soll; sie scheint indessen den fabelhaften Thieren beigesellbar.

b) Achtgliedrige, der erste Hinterleibsring sehr lang. Hierher gehören wenige sehr kleine Arten, die alle kleine Füße haben, augenlos zu sein scheinen, und auf Nagethieren angetroffen werden. Bei Einigen ist das Hinterhaupt abgerundet, z. B. bei der Laus des Eichhörnchens, des Myox. Nitela, der Feldmaus und der Hausmaus; bei Anderen dagegen zugespitzt und in den Brustkasten hinein verlängert. Dahin die Laus der Wanderratte und Wasserratte.

c) Neun- bis zehngliedrige, der erste Hinterleibsring in zwei aufgelöst, wovon der vordere nur klein ist. Hier treten dieselben beiden Gruppen nach der Form des Hinterhauptes auf. *a*) Spitzköpfige. Diese haben bald zarte dünne Beine, und bewohnen Nage-

thiere, z. B. den Hasen, die Waldmaus; bald dicke plumpe Beine und bewohnen theils Raubthiere, z. B. den Hund, Seehund; theils Hufthiere, z. B. Hirsch, Rindvieh, Pferd, Esel, Ziege u. dgl. β) Stumpfköpfige. Sie haben blos dicke, plumpe, große Beine und bewohnen ebenfalls Hufthiere, z. B. das Schwein, den Büffel und den Klippdachs (Hyrax). Auch die einzige genauer bekannte Art der Affen (von Simia sinica) scheint dieser Gruppe anzugehören.

Was die Stellung der Läuse im System betrifft, so rechnet man sie allgemein zur Classe der Insekten (Insecta). Linné brachte sie in die achte Ordnung: Aptera; die Franzosen und Engländer bilden aus ihr, im Verein mit den beißenden lausartigen Gattungen, eine eigene Ordnung, welche sie Anoplura, nach Latreille's Vorgang, nennen; die Teutschen dagegen folgen der von Nitzsch besonders vertheidigten Ansicht, daß die Parasiten blos unvollkommene Darstellungen anderer Typen, keine eignen Haupttypen sind, und bringen Pediculus zu den Rhynchotis *Fabr.* oder Hemipteris *Linn.*, *Latr.*; die beißenden Anoplura dagegen zu den Orthopteris, meinen Gymnognathis. (*Burmeister.*)

Pedikrates. s. Pediakrates.

PEDILA (*Πέδιλα*), heißen bei den Griechen die Schuhe oder Sohlen, insbesondere die Flügelschuhe (talaria), die sich Hermes unter die Füße bindet, mittels derer er leicht über Meer und Erde schwebt. (*H.*)

PEDILANTHUS. Unter diesem Namen begriff Necker (Elem. bot. n. 1156) eine Pflanzengattung, welche frühere Botaniker mit Euphorbia vereinigt hatten und welche Haworth später Crepidaria nannte. Sie gehört, wie Euphorbia, zu der ersten Ordnung der 21. Linné'schen Classe (nach älteren Ansichten zu der dritten Ordnung der eilften Classe) und zu der natürlichen Familie der Trikocken (Euphorbieae) und unterscheidet sich von Euphorbia nur dadurch, daß die androgynische Blüthenhülle schuhförmig (daher der Name *ἄνθος* Blume, *πέδιλον* Schuh), gefärbt, innen drüsig ist und an der Spitze einen gewölbten Fetzen trägt, welcher die Mündung schließt; dann dadurch, daß der Griffel einfach ist und drei gespaltene Narben trägt. Es sind vier Arten dieser Gattung bekannt, welche, wie die Euphorbien, einen brennend scharfen Milchsaft enthalten: 1) P. tithymaloides *Poiteau* (Annal. du Mus. 19. p. 388. t. 19. Bot. reg. t. 837. Euphorbia tithymaloides *L. Jacquin* amer. 149. t. 92. Euph. myrtifolia *Lamarck* enc. Crepidaria tithymaloides *Haworth* succ. 136., syn. 67), ein Strauch mit abwechselnden, gestielten, eiförmig-ablangen, an beiden Enden verschmälerten, wellenförmig gebogenen, glatten Blättern und röthlichen, gipfelständigen Blüthen. In Westindien, wo dieses Gewächs von den spanischen Creolen dictamno real und ponopinilo genannt wird, gebraucht man es auf Art und auch unter dem Namen der Ipecacuanha als drastisches Arzneimittel. 2) P. padifollus *Poit.* (l. c. Euphorbia tithymaloides *β. L.* Euph. anacampseroides *Lam.* l. c. Crepidaria padifolia *Haw.* l. c.). mit umgekehrt eiförmig-ablangen, stumpfen, glänzenden Blättern. Ebenda. Wird von den Engländern auf den westindischen Inseln unter der Benennung jew-bush (Judenstrauch) oder milkplant (Milchpflanze) in einer Abkochung der frischen Pflanze gegen Syphilis und gegen Unterdrückung der Katamenien angewendet (*Hamilton* prodr. fl. Ind. occ. 43). 3) P. carinatus *Spreng.* (Syst. veg. 3. p. 802. Euphorbia carinata *Donn.* cat. hort. cantabr. Crepidaria *Haw.* l. c.), die Blätter eiförmig, lang zugespitzt, mit einem rauhen Kiele versehen. 4) P. cordatus *Spr.* (l. c., Crepidaria cordellata *Haw.* l. c.) mit herzförmigen, rückwärts gekrümmten, ungestielten, kleinen Blättern. Das Vaterland der beiden letztgenannten Arten ist unbekannt. (*A. Sprengel.*)

PEDILAVIUM, oder das Fußwaschen, nennt man diejenige an katholischen Höfen gebräuchliche Sitte, nach welcher Könige und Fürsten, mit Beziehung auf Evang. Joh. 13. V. 4 fg., gewöhnlich zwölf alten Greisen (nach der Zahl der Apostel) am grünen Donnerstage die Füße zu waschen und sie zu beschenken pflegen. (*G. M. S. Fischer.*)

Pedilea *Lindl.*, s. Dienia.

Pedilonum *Blum.*, s. Dendrobium.

PEDINA, ein von Agassiz errichtetes Genus fossiler Echinideen, von Cyphosoma dadurch verschieden, daß die Hübel durchbohrt sind. Zur Trennung wird hauptsächlich der geologische Umstand geltend gemacht, daß Pedina nur in Jura- oder Oolithgebilden, Cyphosoma dagegen nur in der oberen Kreide vorkomme. (*H. v. Meyer.*)

Pedineuralgie. s. Pedionalgia.

PEDINUS, Käfergattung aus der Gruppe Mela(no)soma (s. d. Art.), welche zuerst Latreille (gener. Cr. et Insect. II, 163) aufgestellt hat. Sie gehört zur Familie der Blapsidae und derjenigen Unterabtheilung, bei welcher das Kinn die Gestalt eines unten abgeschnittenen Herzens hat, bei welcher der Vorderrücken hinten breiter ist als vorn und dadurch einem Trapez gleicht, und wo drittens der Vorderrand des Kopfes in der Mitte ausgeschnitten ist. Von mehren Gattungen, welche Megerle und Graf Dejean aus Latreille's Gattung bildeten, aber nicht weiter charakterisirten, behielt der im ganzen mittleren Europa verbreitete, auch bei uns einheimische Ped. femoralis (Blaps femor. *Fabr.* Syst. Eleuth. I, 143. 12) mit seinen nächsten Verwandten den ursprünglichen Gattungsnamen und wird an nachstehenden Charakteren erkannt: Die Fühler bestehen aus eilf Gliedern, von denen die fünf bis sechs letzten kugelig sind und dichter behaart, daher auch matter gefärbt; das zweite Glied ist nur wenig kürzer als das dritte, längste, und das erste ist verdickt, aber ganz glatt. Der Kopf hat einen erweiterten Vorderrand, der in der Mitte tief ausgebuchtet ist und daselbst die Oberlippe trägt. Neben ihr ragen die Oberkiefer nur wenig hervor, destomehr aber die beilförmigen Unterkiefertaster. Erstere haben zwei stumpfe, wenig getrennte Eckzähne und einen tiefen Ausschnitt am Innenrande, welcher von einer gefranzten Haut ausgefüllt wird. An den Unterkiefern ist sowol der Helm, als auch das Kaustück häutig und lang gewimpert, ersterer aber etwas größer als letzteres. Die häu-

Digitized by Google

tige, ſtumpf zweilappige Zunge überragt das herzförmige Kinn, und trägt an ihrem Grunde die ziemlich kleinen, mit einem eiförmigen Endgliede begabten Lippentaſter. Die mäßig gewölbten, reihenweis punktirten Flügeldecken ſind in der Naht innig an einander gefügt; die Flügel fehlen. Der Hinterleib zeigt unten fünf deutliche Ringe. Am meiſten charakteriſtiſch ſind neben den gegebenen, allen Blapſiden mehr oder weniger gemeinſamen Eigenſchaften die Füße, inſofern bei den Männchen die drei erſten Glieder der beiden vorderſten ſtark erweitert und unterhalb mit einem gelben Haarkleide dicht bedeckt ſind; das folgende vierte Glied iſt ſehr klein, aber das Krallen tragende Endglied viel länger, wenngleich ſchmal. An den Mittelbeinen zeichnen ſich die Männchen durch eine S förmige Biegung der Schienen aus, allein die Erweiterung der Fußglieder iſt unbedeutend, wenngleich die gelbe haarige Sohle ſich noch ſehr bemerkbar macht und ungleich ſtärker iſt als an den viergliedrigen Hinterfüßen, wo ſie faſt fehlt. Völlig fehlt ſie an allen Füßen der Weibchen, die daher auch ſchmal und ſeitlich zuſammengedrückt ſind. Dadurch laſſen ſich die letzteren von den Männchen, bei ſonſt großer Übereinſtimmung, leicht unterſcheiden. Die Arten leben, wie alle Blapſiden, an dunklen, verſteckten Orten, am liebſten unter Steinen, und gehen wol nur bei Nacht ihrer Nahrung nach. An ähnlichen Orten findet man auch ihre gelben, den Mehlwürmern höchſt ähnlichen Larven. Die oben erwähnte, bei *Panz.* In. Germ. fasc. 39. t. 5 abgebildete, fünf Linien lange und, gleich allen, einfarbig ſchwarze Art iſt die gemeinſte. Das Weib nannte Fabricius: Blaps dermestoides (Syst. Eleuth. I. 142, 9). (*Burmeister.*)

PEDIONALGIA (Pedialgia, Pedineuralgia, Neuralgia plantaris), nervöſer Fußſohlenſchmerz, iſt eine noch ſehr wenig bekannte und beobachtete Form von Neuralgie oder Nervenſchmerz, welche ihren Sitz in der Fußſohle hat. Es treten hierbei ſpannende, ſchießende Schmerzen, meiſt in der Gegend der Ferſe, auf, welche ſich theils über die Knöchel bis zu den Waden, theils nach den Zehen hin verbreiten und dem Verlauf des Nervus plantaris folgen. Gewöhnlich treten ſie paroxysmenweiſe auf und erreichen dann eine furchtbare Höhe, ganz dem Geſichtsſchmerz ähnlich, ſodaß die Kranken zuletzt wol ſelbſt ohnmächtig werden. Der eine Fall von Chauſſier betraf einen Arzt, D. Marino in Piemont, deſſen Leiden wechſelte hier mit andern Nervenbeſchwerden ab und complicirte ſich zuletzt mit Asthma convulsivum. Der andere Fall, welchen derſelbe Schriftſteller erzählt, wurde von ihm bei einer alten Frau beobachtet, und alternirte hier mit Geſichtsſchmerz. Außerdem führt nur noch Maſon Good ein Beiſpiel des Fußſohlenſchmerzes an, welcher einen Geiſtlichen zu London quälte, aber mit der Zeit gelinder wurde, ſodaß derſelbe ſein früher bereits aufgegebenes Amt wieder verrichten konnte. Die Urſachen, wie die Therapie des Leidens ſind bis jetzt gleich dunkel und keins der angewendeten Mittel hatte etwas mehr als vorübergehende Linderung herbeigeführt.

(*J. Rosenbaum.*)

PEDIPALPA nannte Latreille die zweite Familie ſeiner Arachnida pulmonaria (ſ. d. Art. Arachnides), und charakteriſirte dieſelben durch ihre großen fußartigen, meiſtens zu Scheeren oder Zangen umgeformten Taſter an den Unterkiefern. Sie haben ferner ſcheeren- oder zangenförmige Oberkiefer, zwei oder drei einfache Hauptaugen auf der Fläche und zum Theil kleinere einfache Nebenaugen am Rande des Cephalothorax; einen ziemlich deutlich abgeſetzten gegliederten Hinterleib, aber keine Spinnorgane. An den mittleren Hinterleibsringen findet ſich unten jederſeits ein weites Luftloch, welches in die gefalteten ſackförmigen Reſpirationsorgane führt; die Geſchlechtsöffnung iſt am Anfange, die Afteröffnung am Ende des Hinterleibes vor dem ſchwanzförmigen Anhange, den mehre beſitzen. Man kann die nur wärmeren Gegenden angehörigen Mitglieder in zwei natürliche Abtheilungen bringen:

1) Scorpionidae, mit ſcheerenförmigen Kiefern und Taſtern, ſiebengliedrigem Hinterleibe und ſechsgliedrigem Schwanz, deſſen letztes Glied eine Giftblaſe umſchließt und in einen Stachel ausgeht. Alle vier Fußpaare von gleicher Bildung, das erſte das kleinſte.

2) Phrynidae, mit zangenförmigen Kiefern und Taſtern, neun- bis zwölfgliedrigem Hinterleibe, der entweder keinen Schwanz hat (bei neun Gliedern), oder einen langen, fadenförmigen, vielgliedrigen. Erſtes Fußpaar fühlerförmig und ſehr lang. (*Burmeister.*)

PEDIR. Stadt, früherhin auch Staat auf der Nordoſtküſte der Inſel Sumatra. Die erſtere hat einen guten Hafen, aus welchem Betelnüſſe, Pfeffer, Wachs, Kampher, Stuhlrohr, Goldſtaub und andere Landesproducte verfahren werden. Bereits Ludwig Bartomann kannte Pebir aus eigner Anſchauung und im J. 1509 lief der Portugieſe Diego Lopez Sequeira in den Hafen der Stadt ein, wo er Schiffe aus Pegu, Bengalen und andern oſtindiſchen Häfen vorfand. Der kranke Sultan ließ ihn durch eine Geſandtſchaft begrüßen, ſandte ihm Erfriſchungen und ſchloß ein Freundſchaftsbündniß mit ihm, welches durch ein Denkmal verewigt werden ſollte. Im Mai 1511 lief Alfonſo d'Alboquerque mit 19 Schiffen und 1400 Mann hier ein und fand in der Stadt mehre Landsleute, welche ſich von Paſay (ſ. d. Art.) nach Pedir geflüchtet und bei dem Sultan eine günſtige Aufnahme gefunden hatten. Dieſem waren damals auch Atſchin und Daya unterworfen und er ließ dieſe beiden Provinzen durch zwei ſeiner Sklaven, Namens Abraham und Lella, verwalten, da ihr Vater aus Altersſchwäche dies nicht mehr vermochte. Ob er nun gleich die jungen Männer dadurch enger an ſich zu feſſeln ſuchte, daß er ihnen zwei ſeiner Nichten zu Gemahlinnen gab, ſo mußte er doch bald ihre Erhebung bereuen. Abraham bemächtigte ſich eines portugieſiſchen Schiffes und, verſtärkt durch die auf demſelben gefundenen Kanonen und Munition, lehnte er ſich gegen ſeinen Oberherrn auf und zwang dieſen, zu den Portugieſen nach Paſay zu flüchten. Nicht zufrieden damit, bewog Abraham die Officiere des Sultans, dieſen in einem Schreiben zu erſuchen, daß er ihnen zu Hilfe eilen möchte. Der Sultan zeigte dieſes Schreiben dem Portugieſen Andreas Henriquez, welcher darauf

Digitized by Google

seinen Bruder, Manuel, mit 80 Europäern und 200 Malaien zu Schiffe nach Pedir sandte, wohin der Sultan mit 1000 Mann und 15 Elephanten zu Lande abging. Ehe dieser jedoch die Stadt erreichte, überfiel Abraham die Portugiesen, welche sich wegen der Ebbe nicht schnell genug zurückziehen konnten und hieb den Manuel mit 35 seiner Leute nieder. Sowie der Sultan dies erfuhr, kehrte er unverrichteter Sache nach Pasay zurück, mußte jedoch auch dieses bald wieder verlassen, wie wir im Art. Pasay sahen und bei dem Könige von Aru eine Zuflucht suchen. Seit dieser Zeit wurde Atschin das mächtigste Königreich auf der Nordostküste Sumatra's und Abraham's Nachfolger, Siry Sultan Alradin, nannte sich König von Atschin, Baroos, Pedir, Pasay, Daya und Batta, Fürst des Landes der beiden Meere und der Mine von Menangcabo. Späterhin schüttelte Pedir das Joch der Atschinesen zwar wieder ab, denn wir finden, daß es im Anfange des 17. Jahrhunderts eigne Könige hatte, allein diese vermochten sich nur kurze Zeit zu behaupten *). (*G. M. S. Fischer.*)

PEDIUS, ein römischer Geschlechtsname, von dem Pediarius für die gebildet ist, welche aus diesem Geschlechte durch Adoption in ein anderes Haus übergingen. Die Inschriften nennen mehre minder bekannte Personen dieses Namens, einen L. Pedius Verecundus, einen M. Pedius Albinus Sabinianus, einen Q. Pedius Statutus, einen Pedius Justus, einen Sex. Pedius Palpinianus u. s. w. und von Frauen eine Pedia Filina, eine Pedia Hesperis u. a. (vgl. den Scaliger'schen Index zum Gruter'schen Thesaurus i. W.). Historisch beachtenswerth sind von Personen dieses Namens 1) Q. Pedius, ein Schwestersohn des Julius Cäsar, bei dem er einige Zeit lang Legat war (*Cic.* ad Attic. IX, 14), von dem er in seinem Testamente mit L. Pinarius zum Miterben neben dem Haupterben C. Octavius ernannt wurde, und zwar dieser zu ⅔, die beiden andern zusammen zu ⅓ des Vermögens, ein Antheil, auf den Pedius zu Gunsten des Octavian Verzicht leistete. Er wurde im J. 711 d. St. (43 v. Ch. Geb.), nachdem die Consuln des Jahres, Hirtius und Pansa, gefallen waren, mit seinem Vetter Octavian Consul Suffectus, natürlich durch den Einfluß des Letzteren (*Tacit.* de orator. 17), und beantragte als solcher die lex Pedia (wovon oben die Rede war) gegen die Mörder seines Oheims (vergl. *Sueton.* Caes. 83. *Appian.* III, 94). Plinius (XXXV, 4. sect. 7) bezeichnet ihn zugleich als consularis und triumphalis; er hat also wol Triumphal-Insignien als Auszeichnung erhalten; daß er früher mit Cn. Plancius zugleich sich um die Ädilität beworben hatte, wissen wir aus *Cic.* pro Planc. 7. Während seines kurzen Consulats suchte er, als in einer Nacht die Nachricht von den durch die Triumvirn beschlossenen Proscriptionen nach Rom gekommen war, und weil noch keine Namen genannt wurden, allgemeinen Schrecken in der Stadt verbreitet hatte, zuerst, indem er mit Herolden durch die Stadt zog und zum ruhigen Abwarten des Morgens ermunterte, von verzweifelten Unternehmungen abzuhalten; beim Anbruch des Tages aber schlug er, gegen den Willen der Triumvirn, das Ächtungsdecret gegen die 17 an, deren Hinrichtung nach der Absicht jener nur der der andern hatte vorangehen sollen, und weil ihm keine weiteren Ächtungen bekannt gemacht waren, versprach er öffentlich allen Übrigen Sicherheit. Bald darauf starb er, wie es hieß in Folge der in jener Nacht ausgestandenen Beschwerde (*Appian.* IV, 6). 2) Q. Pedius, ein Enkel des vorhergenannten, war stumm geboren und wurde als Knabe nach einer Bestimmung des Redners Messala, aus dessen Familie seine Großmutter stammte, und mit Genehmigung des August im Malen unterrichtet, machte auch große Fortschritte darin, starb aber noch im Knabenalter (*Plin.* l. c.). 3) Erwähnt Horaz (Serm. I, 10, 28) einen gerichtlichen Redner Pedius: cum Pedius causas exsudet Poplicola atque Corvinus, wo es zweifelhaft ist, ob Poplicola zu Pedius oder zu Corvinus gehört; denn möglich wär's, daß hier der Sohn des unter 1), der Vater des unter 2) von uns genannten Pedius gemeint sei, und daß eben seine Mutter, oder die Frau des Consular Q. Pedius, aus dem Geschlechte des Messala stamme. Daß der von Persius (I, 85) genannte Advocat Pedius, der, während er eine höchst gefährliche Rechtssache zu führen hatte, doch nicht unterlassen konnte, durch Antithesen und andere rhetorische Kunststückchen sich um den Beifall der Zuhörer zu bemühen, grade der von Horaz genannte Redner des Namens sei, glaube ich ebenso wenig, als Casaubonus, obgleich Passow sich von Neuem dafür erklärt hat. 4) Ein Pedius Blaesus wurde unter Nero von den Einwohnern Cyrene's, wo er also vermuthlich Statthalter gewesen war, wegen Erpressungen belangt und ihm namentlich Schuld gegeben, daß er einen Tempelschatz des Äskulap angegriffen und bei der Aushebung von Soldaten sich durch Bestechung und Gunst habe leiten lassen; er wurde verurtheilt und aus dem Senate gestoßen (*Tacit.* A. XIV, 18), sehr bald aber erhielt er unter Otho, als wäre er in einer Anklage wegen Majestätsverbrechen verurtheilt worden, seinen Senatorenstand zurück (*Tacit.* H. I, 77). 5) Cn. Pedius Pastus war unter Vespasian im J. 824 d. St. (71 n. Chr.) Consul Suffectus. 6) Ein Jurist Sex. Pedius ungewisser Zeit wird in den Digesten öfter citirt, z. B. als Verfasser einer Schrift De stipulationibus (Fr. 6. Dig. de reb. credit.). (*H.*)

Pedler, s. Daniel.

PEDNA wird neben Phellusa von Plinius (H. N. V, 39) als eine kleine Insel im ägeischen Meere genannt. (*Krause.*)

PEDN-BOAR, Vorgebirge der englischen Grafschaft Cornwal, liegt unter 50° 6′ n. Br. und 5° 8′ westl. Länge n. d. Mer. v. Greenw. und ist sechs engl. Meil. vom Vorgebirge Lizard in südöstlicher Richtung entfernt. (*G. M. S. Fischer.*)

PEDNELISSOS, eine Stadt an der Grenze von Pamphylien und Pisidien. Strabon (XIV, 5, 667 *Cas.*), welcher bei seiner Beschreibung der pamphylischen und pisidischen Ortschaften sich von West nach Ost wendet, setzt Pednelissos oberhalb Aspendos, läßt dann einen Fluß

*) Vergl. *Marsden*, History of Sumatra, p. 322 sq.

mit vielen kleinen Inseln an der Mündung, und hierauf Side folgen. Pednelissos war eine nicht unbedeutende Stadt, deren Bürger während der Seleucidenherrschaft mehrmals von Kriegsdrangsalen heimgesucht wurden. Als sie einst von den mächtigen Selgern belagert wurde und den Achäos um Hilfe ersuchte, sandte dieser den Garsyeris mit 6000 Mann zu Fuß und 500 zu Roß ihr zu Hilfe, zu welchen noch 8000 Hopliten der den gebirgigen Theil von Pisidien bewohnenden Etenner und 4000 der Aspendier stießen. Mit dieser vereinten Macht hoffte Garsyeris die Belagerung ohne Weiteres aufzuheben, was ihm aber keineswegs so schnell gelang. Vielmehr vernichteten die Selger 2000 Mann, welche Garsyeris in stiller Nacht mit Weizen in die Stadt zu senden beabsichtigt hatte. Als die Selger, hierdurch übermüthig, nun den Garsyeris selbst angriffen, kämpften sie mit Glück und waren schon dem Siege nahe. Allein die ihnen unvermuthet in den Rücken fallende Reiterei des Garsyeris bewirkte bald ihre Flucht und völlige Besiegung, wodurch Pednelissos befreit wurde (*Polyb.* V, 73, 1—16). Bei den Friedensbedingungen mußten die Selger den Pednelissern alle Gefangenen zurückgeben (*Polyb.* V, 76, 3). Eine frühere Schreibart des Namens ist *Πεννηλισσός*, und eine verdorbene bei Plinius Pletenissus. Münzen, unter dem Kaiser Maximus geprägt, haben *ΠΕΔΝΗ-ΛΙΣΣΕΩΝ* (*Mionnet*, Descr. d. Med. Tom. V). Mannert (VI, 2. S. 116) und Sickler (II, 388) führen diese Stadt als pisidische auf. (*Krause.*)

PEDNOPUM (*Πέδνοπον*), eine libysche Stadt, im sogenannten libyschen Nomos, im Gebiete der Ogdämori. Sie wird nur vom Ptolemäos (IV, 5) genannt (vergl. *Cellar.* orb. ant. IV, 2. Vol. II. p. 107. Lips. 1706). (*Krause.*)

PEDO, eigentlich Breitfuß, Zuname einer römischen Familie; am bekanntesten ist der Dichter Pedo Albinovanus (s. d. Art. Albinovanus); minder bekannt ist Pedo Pompejus, der, nach dem Ende von Seneca's *Ἀποκολοκύντωσις* zu schließen, ein Advocat und Freund des Kaisers Claudius gewesen und doch auf dessen Befehl hingerichtet worden sein muß; einen praefectus equitum Pedo aus der Zeit Tiber's nennt Tacitus (A. I, 60.); einen schlechten Advocaten des Namens erwähnt Juvenal (VII, 129); ein C. Papilius Carus Pedo Vergilianus, oder M. Pedo Verg. war Consul im Jahre 868 d. St. (115 n. Chr. Geb.). Noch andere Personen des Namens kommen auf Inschriften vor. (*H.*)

PEDOMANIS, eine Stadt in Unter-Mösien, nach dem Itiner. Anton. Anderwärts wird sie nicht erwähnt. (*Krause.*)

PEDONIA (*Πηδωνία*), eine kleine libysche Küsteninsel mit einem Hafen, in unbedeutender nordwestlicher Entfernung von Antiphrá (*Strab.* XVII, 1150. *Ptolem.* IV, 5). Der Periplus bezeichnet dieselbe mit dem Namen Pezone, ohne den Hafen zu erwähnen. Dagegen findet er in der Nähe die Klippe Myrmer und die Landspitze Trachea. Auch führte ein Flecken oder kleine Stadt in einiger Entfernung von der Küste den Namen Pedonia (vgl. *Cellar.* orb. ant. IV, 2. p. 107. Vol. II. Mannert 10. Th. 2. S. 26. (*Krause.*)

Pedometer oder Podometer, s. Schrittzähler.

PEDRA D'AYAL, eine kleine unbewohnte Insel von zwei Meilen Umfang, dicht an der Westküste des nördlichen Afrika's, liegt nördlich von der St. Annenbai unter 22° 2′ n. B. u. 1° 1′ östl. L. (*A. Keber.*)

PEDRACA, Pedrazza de la Sierra, spanische Villa im ehemaligen Altcastilien, liegt am Duraton, in der Nähe von Sepulveda. Man versetzt hierher den Geburtsort des römischen Kaisers Trajanus und in dem sehr festen, den Ort schützenden Schlosse wurde der Dauphin von Frankreich, Franz, und dessen Bruder, Heinrich, Beide Söhne Franz' I., lange Zeit gefangen gehalten. (*Fischer.*)

PEDRAGAN, PEDRAGOAN, PEDROGAN, PEDRAGAON, unbedeutende Villa in der portugiesischen Provinz Estremadura, welche, an der Vereinigung des Zezere und der Pera zwischen Coimbra und Tomar liegend, durch den erstgenannten Fluß in zwei durch eine Brücke zusammengehaltene Theile getrennt wird. Der eine derselben, welcher auf dem rechten Ufer des Flusses liegt, wird P. o grande oder Groß-P., der zweite, am linken Ufer befindliche, P. o Pequenho, d. i. Klein-P., genannt. Die reizende Umgegend des Ortes war die Ursache, daß die Könige von Portugal so lange sie zu Coimbra residirten, hier oft ihren Aufenthalt nahmen. Man zählt eine Kirche, zwei Klöster und 1500 Einwohner, welche, was sonst in Portugal nicht häufig ist, starke Bienenzucht treiben sollen. (*Fischer.*)

Pedragaon, Pedragoan, s. Pedragan.

PEDRARIAS (Davila), einer der berühmtesten spanischen Eroberer der neuen Welt, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Er stammte aus einem alten, und um die Krone vielverdienten Hause; sein Vater war Schatzmeister und Staatsrath von Castilien, Generalcapitain des Königs D. Enrique in dem Kriege gegen Navarra, und zeichnete sich durch Anhänglichkeit an jenen Fürsten, sowie durch Tapferkeit in den Feldzügen aus, welche theils gegen den Prätendenten D. Alonso, theils gegen Portugal unternommen werden mußten. Auch Pedrarias, der Sohn, verschaffte sich in den Kriegen gegen die Mauren von Granada, Oran und Bugia zeitig den Ruf eines tapfern und umsichtigen Anführers, und erhielt 1514 die Ernennung als Gouverneur von Darien, einer Provinz, wo bisher die Spanier ohne Erfolg große Menschenopfer gebracht hatten. Der Einfluß einer andern Partei würde einen Widerruf jener Ernennung zu Gunsten anderer Bewerber hervorgebracht haben, hätte nicht der mächtige Bischof von Burgos sich für Pedrarias erklärt. Man beschloß 1200 Mann nach Darien abzusenden, und hatte die Auswahl, indem eine nicht zur Ausführung gekommene Expedition des großen Feldherrn Gonzalo de Cordova, eben eine sehr große Menge kriegslustiger junger Männer der vornehmsten Abkunft nach der Hauptstadt gelockt hatte, und wenige geneigt waren unverrichteter Dinge nach ihren Provinzen zurückzukehren. In Sevilla warteten 2000 dieser Krieger auf Pedrarias, der sich gezwungen sah den Bitten nachzugeben und die Zahl seiner Begle-

Digitized by Google

ter bis auf 1500 zu vermehren. Auf die Ausrüstung der Expedition wurde eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit verwendet; sie bestand aus 15 Schiffen, die man mit überflüssigen Vorräthen, um eine Colonie zu begründen und Krieg zu führen, belud und kostete dem Könige 54,000 Dukaten*). Juan Diaz de Solis und Juan Vespucio, zwei der geachtetsten Seefahrer Spaniens, erhielten Befehl in Sevilla die Steuermänner der Expedition über die Fahrt nach Amerika zu unterrichten. Die dem Pedrarias gegebenen Instructionen berücksichtigten eine Menge von Fragen, die man ehedem vergaß, und sind ein Zeugniß sehr humaner Gesinnungen gegen die Indier, sowie der Klugheit der Regierung, welche vor Allem die dauernde Abhängigkeit der Conquistadoren wünschen mußte. Dem Anführer der Expedition bewilligte man 366,000 Maravedis jährlichen Gehalt, und im gleichen ansehnlichen Verhältnisse allen Officieren; den Colonisten aber wurden manche wichtige Vorrechte zugesagt. Die Schiffe segelten am 12. April 1514 von San Lucar, begegneten aber sogleich einem so heftigen Sturme, daß zwei untergingen, die übrigen nach Verlust vieler Vorräthe umzukehren gezwungen waren. Nach Ersetzung des Schadens lief die Expedition wieder aus, nahm Holz und Wasser auf Gomera, dann auf Dominica ein, und langte nach ungewöhnlich kurzer Reise in S. Martha an. Die Eingeborenen griffen die Landenden an, tödteten Einige mittels vergifteter Pfeile, erlitten dafür aber das ganze Gewicht eines spanischen Strafgerichts. Die Flotte lief Ende Juli 1514 in den Golf von Darien ein, und Pedrarias wurde von dem in jener Gegend herrschenden Conquistador Balboa als rechtmäßiger Gouverneur anerkannt. Die Schicksale der golddürstigen Begleiter des Pedrarias, und die Züge derselben zur Eroberung des Landes sind an einem andern Orte beschrieben worden (s. d. Art. Panamá). Pedrarias lud den Haß aller Rechtlichen durch die Verfolgung und Hinrichtung Balboa's auf sich, und hatte so viel mit Parteien zu kämpfen, daß er ermüdet wurde, und eine eigene Colonie sich zu begründen beschloß. Er schickte (1524) Hernandez de Cordova mit einigen Schiffen nach Nicaragua, traf aber dort Gil Gonzalez mit Eroberung beschäftigt. Der Capitain Soto trat fast zugleich und später auch Christoval de Olid in jenen Gegenden auf, und so entstanden Uneinigkeiten und Kämpfe, welche mehren der herumziehenden Conquistadoren das Leben kosteten, und von zu geringem Interesse sind, um hier verfolgt werden zu können. Sie endigten damit, daß Pedrarias, der inzwischen einen Nachfolger in Panamá erhalten, und sich in Spanien den Titel eines Gouverneurs von Nicaragua verschafft hatte, von der Provinz Besitz ergriff (1527), ein Schritt, zu welchem ihn ebenso wol Abneigung gegen die Behörden und Bewohner von Darien, als Furcht vor Cortez bestimmen mochte, welcher damals im südlichen Mexico sich aufhielt, und vielleicht nicht ungeneigt sein mochte vorzudringen, um den Unordnungen unter den Spaniern ein Ende zu machen. Mehre seiner ehemaligen Nebenbuhler um den Besitz der Provinz bestrafte Pedrarias mit vieler Härte; mit einem, Saledo, der sich mancher Übelthat schuldig gemacht hatte, söhnte er sich jedoch wieder aus, und schloß mit ihm sogar ein Bündniß. Die Indier, Zeugen dieser Uneinigkeiten, erhoben sich, unterlagen aber endlich doch den Weißen. Die Eroberer von Peru, namentlich Almagro, beschwerten sich bitter über die Verweigerung aller Unterstützung, welche sie in Nicaragua erfahren hatten, und noch manche andere Klage wurde gegen den Gouverneur laut, der keinen Widerspruch vertrug und in der Wahl der Mittel nicht bedenklich war, wenn es sich darum handelte, die eigene Macht zu sichern, einmal sogar (1530) einen ernsten Aufstand in Leon dadurch hervorbrachte, daß er mit Umgehung aller gesetzlichen Formen seine Anhänger und Diener im öffentlichen Dienste anstellte. Er erhielt dennoch von Spanien aus den Titel eines Alguazil mayor von Nicaragua, sowie die Erlaubniß auf zwei Jahre nach Europa zu kommen, starb jedoch (Ende Juli 1531), ohne dieselbe benutzt zu haben. (*E. Pöppig.*)

*) Herrera (D. I. l. X. c. 7) bemerkt, daß mit dieser Summe mehr ausgerichtet worden, als man in seinen Zeiten mit mehr als 200,000 ausführen könnte. Über die Ausrüstung ebendaselbst (c. 11).

Pedrazzo, s. Predazzo.

PEDRE FORTE, Dorf im französischen Departement der Ostpyrenäen, liegt im Gebirge und hat in seiner Nähe ein Silberbergwerk. (*Fischer.*)

PEDRETERTHAL, richtiger Bedreterthal, Val di Bedreto (da dieses Thal im Buchstaben B fehlt, so wird es hier nachgeholt). Ein an der Südseite des Gotthards liegendes, in westlicher Richtung ungefähr vier Stunden lang fortgehendes Thal. Der Name kommt von bedra, welches in der tessinischen Mundart Birke (betula alnus) bedeutet. Es bildet den obersten Theil des Livinerthales im Canton Tessin, welches sich bei Airolo westlich wendet, während bis dahin seine Richtung von Süden nach Norden geht. Bei Airolo verläßt die große Gotthardsstraße das Livinerthal und steigt weiter gegen Norden zum Val Tremola und durch diese furchtbare Kluft zu der Höhe des Gotthardspasses empor. Das Bedreterthal hingegen steigt gegen Westen sanft empor bis zum Hospitium Al Aqua, von wo der eine Weg über den 7570 Fuß hohen Bergpaß Lufenen (Lovena), auch Nufenen, in sechs Stunden durch das Eginenthal nach Obergestelen im Wallis führt; der andere Weg führt ebenso hoch in südlicher Richtung nach dem Formazzathale. Im Bedreterthale liegen von Osten nach Westen die Dörfer Villa, Bedreto, Roneo, von welchem der westlichste Theil des Thales auch den Namen Runggerthal hat. Bis Ronco wird im Thalgrund noch Getreide gebaut; weiterhin, sowie an den Abhängen, findet nur Alpenwirthschaft statt. Das Thal vereinigt aber in der sehr kurzen warmen Jahreszeit von Mitte Juni bis Mitte Septembers, die kräftige Vegetation der südlichen Gebirgsabhänge mit dem frischen Grün der Alpen. Es ist gegen die Nordwinde durch die hohe Gebirgskette des Gotthardsstockes, welche dasselbe vom Urserenthale scheidet, gedeckt und die Nadelholzwälder steigen bis zur Höhe von 5780 Fuß über das Meer empor. In dieser Kette erhebt sich der Fibia, der Fieudo, der Pic Luzendro, der

Orsino über 9000 Fuß. Mehre prachtvolle Gletscher und Wasserfälle auf der Nord- und Südseite bilden mit dem fruchtbaren Thalgrunde, den Viehweiden und Waldungen der Abhänge und den im italienischen Styl gebauten Kirchen und Dörfern ein Ganzes von seltener Schönheit. Aus diesen Gletschern entspringt einer der Hauptarme des Tessins, der sich nahe bei Airolo mit dem vom Gotthard herunterkommenden Arme vereinigt. Der Thalgrund ist den Verheerungen der Lauinen sehr ausgesetzt. Die Berge, die das Thal unmittelbar einschließen, bestehen bis zur Spitze aus Glimmerschiefer von mannichfaltiger Mischung. Politisch gehört das Thal zum Kreise Airolo des Bezirks Leventina, im eidgenössischen Canton Tessin. Wie aus dem ganzen Canton, so gehen aus dieser Gegend viele Einwohner für längere oder kürzere Zeit nach Italien, und kehren dann mit ihrem Erwerbe wieder nach Hause (vergl. d. Art. Peccia). Die aus dem Bedretterthal sind besonders auf dem Lande willkommen für die Besorgung des Viehes. (*Escher.*)

PEDRILLO, auch POTRILLO oder PORTERILLO, einer der höchsten Berge der Insel Cuba, gehört der Gebirgskette an, welche parallel mit dem weit längern, aber bedeutend niedrigern Höhenzuge in der Mitte der Insel sich längs der Südküste zwischen dem Gebiete von Espiritu Santo und der Hafenstadt Trinidad erstreckt, und liegt in der Nähe der Letztern im Mitteldepartement. Seine Höhe wird auf 7700 Fuß geschätzt. (*A. Keber.*)

PEDRO I., Kaiser von Brasilien. Don Pedro Alcantara wurde zu Lissabon am 12. Oct. 1798 geboren und war zweiter Sohn Johann's VI., des Prinzregenten von Portugal seit dem 10. März 1792. Sein Leben fällt somit in einen Zeitraum von Stürmen und Umwälzungen, die das westliche Europa bis in die Grundfesten erschütterten, und gradweis, wenn auch ohne allgemeine Umgestaltung hervorzubringen, in allen andern Ländern des Welttheils fühlbar wurden, zuletzt selbst die Losreißung der fernen amerikanischen Colonien von Spanien und Portugal veranlaßten. Gezwungen durch die Unwiderstehlichkeit dieser Vorgänge trat Don Pedro in eine Laufbahn, die von der seiner Väter gänzlich verschieden, durch Tausende von Hindernissen führte, zu Kämpfen und Gefahren leitete, Muth, Ausdauer und Umsicht erheischte, und nur an ihrem fernsten, nicht erreichten Ende, zu einem unsichern Erfolge Hoffnung machte. Das kurze Leben dieses Fürsten ist daher an Begebenheiten reicher und zeugt von größerer Energie und thätigerem Eingreifen in das Rad der Völkerschicksale, als die Geschichte der vielen schwachen Monarchen, die seit langer Zeit die Throne der Halbinsel behauptet hatten. Gewaltige Ereignisse erschütterten zuletzt selbst das alte Haus Braganza, dem die Entlegenheit seines Reiches vom Herde der politischen Bewegungen Europa's keine Sicherheit verliehen. Napoleon entschied mit einem Federzuge (11. Nov. 1807) seinen Untergang. Der bedrohten Regentenfamilie blieb nichts übrig, als, dem Rathe des verbundenen Englands folgend, sich freiwillig nach Brasilien zu exiliren. Die Flotte lief am 1. Jan. 1808 in Bahia, am 7. März in Rio Janeiro ein, die erste, die einen europäischen Herrscher nach seinen amerikanischen Colonien geführt. Das Volk empfing den König mit lautem Jubel, denn es versprach sich goldene Tage von der Gegenwart seines Monarchen. Wenn auch einige der Vornehmeren und Gebildeteren unter den Eingeborenen, die freilich die überspannten Hoffnungen der Menge nicht hegen konnten, diesen Enthusiasmus theilten, so geschah dieses, weil sie auf Erfüllung eines langgehegten Wunsches, Freiwerdung von dem Joche Portugals, Erlangung einer Nationalität und Gleichstellung mit dem Mutterlande hofften, Vortheile, die man Anfangs mit der Vereinigung beider Kronen auf einem Haupte für verträglich hielt. Unter allen Ländern Europa's ging keines den gewaltigen Veränderungen des Jahrhunderts übler vorbereitet entgegen als Portugal. Gutmüthige, aber schwache, friedliche, aber muthlose Fürsten waren sich gefolgt, und hatten die Regierung bald den Ministern und hohem Adel, am häufigsten jedoch der Geistlichkeit überlassen. Was irgend zur Unterjochung des Volkes dienen konnte, hatte diese mit folgerechter Festigkeit und Klugheit durchgeführt; sie hatte durch ein sicheres, auf alter Erfahrung beruhendes Verfahren ihre Herrschaft fest begründet, und den Verstand der großen Menge in Fesseln geschlagen. Nur für sich selbst besorgt und im Besitze des mächtigsten Einflusses, hatte sie die Volksbildung verhindert, eine Menge von Misbräuchen befördert und aufrecht erhalten, und in Verbindung mit dem ebenso unwissenden als despotischen Adel die Mittel des Staates erschöpft, seinen Haushalt in größte Unordnung gestürzt, und dem Königreiche seine politische Bedeutung geraubt. In allen Zweigen der Verwaltung herrschte Willkür; der Landmann wurde hart bedrückt ohne Vortheil für die öffentlichen Cassen, die reichen, weitausgedehnten Colonien warfen unverhältnißmäßig wenig ab, und Hungersnoth ergriff nicht selten die Provinzen, wo große und fruchtbare Ländereien unangebaut liegen blieben. Wissenschaftliche Kenntnisse und aufgeklärte Ansichten waren das Eigenthum der Wenigen aus dem Gelehrten- oder Kaufmannsstande, die zum Reisen Veranlassung gehabt; die Menge aber lag in den Banden eines mittelalterlichen Aberglaubens und großer Unwissenheit. Wenn schon im Mutterlande die Sittigung auf so niedriger Stufe stand, so boten die brasilischen Colonien ein noch weit traurigeres Beispiel. Reichthum der Natur und Leichtigkeit des Lebens beförderten die angestammte Neigung zur Trägheit; Bevorzugung der Europäer hinderte die Erhebung einheimischer Industrie und selbst des Handels, mehr als manche noch vollgültige, aus unklaren Ansichten über Staatswirthschaft entsprungene Gesetze; der Verbreitung von Civilisation und der Wirksamkeit der wenigen Schulen war die Verstreutheit der Bevölkerung über weite Räume ebenso entgegen wie der Ausübung der öffentlichen Gerechtigkeit, und daher verstand nur die geringste Zahl der untern Volksclassen zu lesen, während im Innern das Recht des Stärkern oft ausschließliche Geltung fand. Der Aberglaube war vielleicht nicht ganz so groß wie in dem Mutterlande, denn sonderbarer Weise haben sowol spanische als portugiesische Colonisten in Amerika von jeher eine gewisse Ungeneigt-

Digitized by Google

heit gegen unbedingte Unterwerfung unter das Priesterjoch zu Tage gelegt, dafür herrschte aber, namentlich in den Seestädten, ein auffälliger Mangel an Sittlichkeit und Grundsätzen. Ein Nachtheil, den das Mutterland nicht kannte, traf Brasilien in seinen Negersklaven und der Zusammensetzung der untern Volksclassen aus farbigen Mischlingen des verschiedenartigsten Ursprunges, also aus Menschen ohne wesentliches Eigenthum, ohne Erziehung und ohne Betrieb, die, obgleich den Portugiesen an Zahl wol hundertfach überlegen, dennoch von diesen mit Hochmuth oder Verachtung behandelt, und vom Gesetze nur unvollkommen beschirmt, sehnsüchtig des Tages harrten, der ihnen Gewicht und Macht im Staate bringen würde. Nicht wenige Brasilier der höheren Stände und weißer Abkunft theilten seit längerer Zeit diese Gesinnungen ihrer farbigen Landsleute, und die, seit Ende des 18. Jahrhunderts in den spanischen Colonien immer klarer hervortretende Neigung zur Unabhängigkeit blieb auch in Brasilien nicht ohne Folgen, indem man den geringen Vortheil der Verbindung mit dem Mutterlande zu erwägen begann, und durch nationale Eitelkeit und Unwissenheit verführt zu der Ansicht gelangte, daß Portugal nur durch Brasilien erhalten werde, und daher nicht zum Regieren, sondern zur Unterwürfigkeit bestimmt sein solle. Die Bedrückungen und die Parteilichkeit der höheren portugiesischen Angestellten, die oft nur der Gunst ihr Amt zu danken hatten, ihre niedrige Herkunft verriethen und ungebildeter waren als die vornehmern Creolen, machten die Regierungspartei höchst verhaßt, die übrigens auf sogenanntes Recht und eine nur eingebildete Stärke pochend, alle Regeln der Klugheit den Colonisten gegenüber vernachlässigen zu können glaubte. Der Wohlstand war nur in den höheren Classen der Landbesitzer bedeutend, die Summe der Erzeugnisse bei alledem gering, indem zur Belebung des Ackerbaues durch die Regierung nichts geschah, und die Mehrzahl es bequemer fand, durch Betreibung des Bergbaues, vielmehr durch Aufsuchung von Goldwäschen, die nur Einigen Erfolg bringen konnten, ein wechselndes, oft großes, dann aber plötzlich schwindendes Einkommen zu erzielen. Die Mittelclasse war zufrieden im Besitze einer geringen Sklavenzahl, deren Arbeit grade hinreichte die Eigener zu erhalten; sie führte, so weit sie aus Landleuten des Inneren bestand, ein Wanderleben, bauete bald hier, bald dort sich an, verwüstete die Wälder, lebte fast ganz in Unabhängigkeit, und war dem Staate, der sich im Übrigen kaum um sie bekümmerte, von keinem Nutzen. Gesetze und Regierungsweise waren, so weit sie nicht durch Pombal Veränderungen erfahren hatten, ziemlich noch diejenigen des 17. Jahrhunderts, und boten durch Lücken oder Widersprüche die beste Gelegenheit zum Unterschleife und zur Willkür. Der öffentliche Haushalt kostete sehr große Summen, und dennoch war das System der Verwaltung in größter Unordnung, das Land fast wehrlos, so weit es nicht durch die sehr theueren portugiesischen Truppen beschützt wurde. Nur auf dem Papiere bestanden die Schulen und höhern Lehranstalten, die in jeder Provinzialhauptstadt seit Pombal begründet, alljährlich starke Summen in Anspruch nahmen; für die entlegensten, meist nur von getauften Indiern bewohnten Gegenden sorgten allein Missionaire in viel zu geringer Zahl, um wirklich Nutzen bringen zu können. Der großen Masse des Volkes waren alle hellere Ansichten über seine und der Regierung Rechte um so fremder, je absoluter die letztere von jeher aufgetreten war. Nur in den Städten bestanden einige öffentliche Blätter, deren stets unbedeutender Inhalt von angestellten Portugiesen, der Geistlichkeit und Advocaten geliefert wurde, und allgemeinere Interessen unerwähnt ließ. Da die Brasilier allein in den Hauptstädten von den Maßregeln der Behörden berührt wurden, im Innern und zumal auf dem Lande, die Regierung blos dann bemerklich wurde, wenn sie die nicht hohen Abgaben durch einzelne Beamte einfodern ließ, die oft einen District von mehr als 50 □ Meilen unter sich hatten, da endlich, mit Ausnahme der weit entlegenen Grenzforts, die Truppen allein an der Meeresküste vertheilt waren, so lebte die große Masse der Bevölkerung in Gleichgültigkeit gegen ihre Beherrscher, ohne Haß gegen dieselben, aber auch ohne eine zu Opfern entschlossene Zuneigung. Wenn der Widerwille gegen die Europäer hin und wieder eine vorübergehende Spannung erzeugte, so wurde vielleicht ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihrer Herrschaft rege, allein die allgemeine Unwissenheit gestattete nirgends die Fassung eines richtigen Urtheils, und noch viel weniger verständige Plane zur Abhilfe der Übelstände, die im Ganzen mehr negativer Art, vom Landmanne, der in roher Genügsamkeit lebte, nur wenig empfunden wurden. Auf Unterstützung von Seiten des Volkes hätte also selbst eine das Beste wollende Regierung nicht zählen dürfen. Die Brasilier von höherer Abkunft begnügten sich vollkommen mit den Stellen, die Rang und Titel, gewöhnlich nur ein geringes Einkommen, nie aber wirklichen und großen Einfluß verliehen, und brachten, um sie zu erlangen und ihrer Eitelkeit Befriedigung zu schaffen, gern ihre Volksgefühle zum Opfer. Daher bekannte ein beträchtlicher Theil der reichen und vornehmeren Familien Brasiliens sich unbedingt zur portugiesischen Partei, und war Veränderungen der einmal eingeführten Formen nichts weniger als hold. Familienverbindungen mit dem Adel des Mutterlandes wurden viel gesucht, denn zu dem thörichten Stolze auf höhere Abkunft, der die Völker der Halbinsel von jeher ausgezeichnet hat, gesellte in dem Creolen sich noch der Stolz auf weiße Farbe, die den Familien freilich nur durch Aufnahme von europäischen Schwiegersöhnen zu erhalten war. Die Aristokratie gehörte daher meist nur dem Namen nach zum Volke. Redliche und das Beste des Vaterlandes wollende Beamte würden unter ihr so wenig zu finden gewesen sein, als in den niedern Classen, die zur Verwaltung wichtiger Stellen wegen Unwissenheit, Bestechlichkeit und schlaffen Wesens unfähig waren.

Die Versetzung des lissaboner Hofes nach Brasilien konnte für dieses Land nicht ohne wichtige Folgen bleiben. Mit dem Regenten langten viele Portugiesen an, die wenigstens weit mehr gebildet waren als diejenigen ihrer Landsleute, die ehedem in der Colonie sich anzusiedeln pflegten. Diplomatische Agenten, Künstler und eu-

Digitized by Google

ropäische Kaufleute ließen sich in Rio nieder, der Handel zog zahlreiche Fahrzeuge herbei, die politischen Verhältnisse brachten See- und Landofficiere fremder Herkunft in das Land, und fast in allen Häfen erschienen auf längere oder kürzere Zeit britische Kriegsschiffe. Die bis dahin mit wenigen Ausnahmen auf ihr Land beschränkt gebliebenen Brasilier empfingen einen völlig neuen Kreis von Begriffen, und eine gewisse Civilisation fing an sich auszubreiten, von welcher jedoch zu bedauern war, daß sie nicht den regelmäßigen Entwickelungsgang durchlaufen hatte, sondern nur das Äußere berührend, und ohne feste Unterlagen zu besitzen, auf einmal über das Land hereinbrach. Daß unter solchen Umständen das alte System nicht länger ausschließlich anzuwenden sei, und daß die Zeit Verbesserungen verlange, lag zu offenbar da, um dem König Johann VI. und seinen Räthen entgehen zu können; allein man zögerte und fand es schwer sich selbst zu überwinden, als es galt, den bis dahin gering geschätzten Creolen Vorzüge einzuräumen, die ehedem nur der Portugiese in Anspruch nehmen durfte, und die Äußerungen eines Volkes zu beachten, das man von jeher als zum Gehorchen bestimmt betrachtet hatte. Die Regierung trat, obgleich mit unverkennbarer Scheu, endlich doch in nähere Berührung mit den Brasiliern, sie hörte ihren Vorstellungen zu, und der gutgesinnte König würde auf jeden billigen Wunsch eingegangen seyn, hätten die Minister, als Häupter der altportugiesischen Partei, ihn nicht auf jede Weise gehindert, und die Ausführung manches Planes hintertrieben, welcher die Vermehrung des Wohlstandes und Beförderung der Civilisation unter den Brasiliern bezweckte. Don Pedro, seit dem 17. Dec. 1815, also seit der von seinem Vater ausgesprochenen Erhebung Brasiliens zum Königreiche, zum königlichen Prinzen erklärt, nahm sich des Landes mit Wärme an, das er liebgewonnen, und dessen Bedürfnisse er um so leichter erkannt hatte, da er den Umgang mit Eingeborenen aller Classen nicht abgewiesen, sondern vielmehr gesucht hatte. Der König würde den Thronerben gehört und nach seinen Vorschlägen gehandelt haben, wenn der portugiesischen Partei, welcher Don Pedro's freisinnige Denkungsart verhaßt sein mußte, es nicht gelungen wäre, zwischen beiden ein Misverhältniß hervorzurufen, das bald der Menge bekannt wurde, und dem Prinzen, den man als Opfer seiner Zuneigung zu Brasilien betrachtete, die Achtung und Liebe der Eingeborenen verschaffte. Ruhige Zurückgezogenheit vermochte diesen nicht gegen die Anfeindungen der Partei zu schützen, die selbst in der Bescheidenheit des Thronfolgers, sich von aller Einmengung in Staatsgeschäfte entfernt zu halten, nur eine Maske geheimer und höchst gefährlicher Anschläge erblickte. Es leidet keinen Zweifel, daß es Don Pedro unendlich schwer gefallen sein muß, schweigend dem Unwesen und dem Despotismus der Minister zuzusehen, die, wie er klar erkannte, bei längerer Dauer nothwendig die schlimmsten Folgen haben mußten, und das Haus Braganza um die schönste seiner Besitzungen zu bringen drohten. Die Mittel, um dem Treiben jener verblendeten Partei ein Ende zu machen, lagen in des Prinzen Hand. Die Unzufriedenheit der Brasilier war so groß, das Beispiel der spanischen Colonien so lockend, daß eine früher unbekannte Gährung sich an vielen Orten kund gab, und der junge sehr beliebte Fürst nur nöthig hatte, sich offen gegen die portugiesische Misherrschaft zu erklären, um augenblicklich Tausende um sich zu sammeln. Die Gefühle des Sohnes siegten, und hielten Don Pedro in den Schranken der Unterwürfigkeit, bis die Revolution von Porto (24. Aug. 1820) sich zugetragen, und ihn zu der Überzeugung gebracht hatte, daß ein solches Beispiel nicht folgelos an den Brasiliern vorübergehen könne, Taubheit aber gegen die Mahnungen der Zeit einen völligen Umsturz der Ordnung und Gesetze herbeiführen werde. Zum ersten Male seit langer Zeit wendete er sich persönlich an den König, um über Angelegenheiten des Staats mit ihm zu sprechen, und widerlegte mit Gründen der Vernunft und des Rechts den Rathschlag der hartnäckigen und kurzsichtigen Minister, die statt eines billigen Vergleiches mit dem Volke des Mutterlandes, Krieg, sei es mit den Mitteln Brasiliens oder Englands, gegen dasselbe wollten. Der König schwankte ergriffen von dem traurigen Bilde der Lage seiner beiden Königreiche, das ihm Don Pedro mit nachsichtsloser Wahrheit und warmem Gefühl entworfen, allein seine Entschlüsse erlagen von Neuem den Reden seiner Räthe, die stets von äußerster Strenge als dem einzigen Mittel sprachen, die Völker nur mit Verachtung erwähnten, und endlich in höchster Erbitterung so weit gingen, Don Pedro's Verhaftung und Transportirung nach Gibraltar als Mittel vorzuschlagen, um Brasilien zu beruhigen. Noch ehe aus diesem Zögern des Königs, zwischen dem Rathe der Minister und des Sohnes sich positive Folgen entwickelt hatten, brach das lange im Verborgenen glimmende Feuer in helle Gluth aus. In den ersten Monaten 1821 revoltirten die Bewohner von Madeira und den azorischen Inseln, und führten die Constitution der Cortes ein; in Brasilien begann das Drama der noch heute nicht beendeten Umwälzungen am ersten Tage des Jahres mit einem Tumulte der Garnison von Pará, die ohne Widerstand zu erfahren die neue Verfassung ausrief. Das reiche und betriebsame Bahia hatte kaum von diesen Vorgängen Kunde, als auch da (10. Febr.) eine länger vorbereitete Verschwörung ausbrach, und nach einem blutigen Gefechte die Constitution in Wirksamkeit trat. Die Regierung von Rio Janeiro kam nun endlich zu der Überzeugung, daß Etwas geschehen müsse, um dem Umsichgreifen des revolutionären Geistes zu begegnen; sie versprach Einführung der portugiesischen Verfassung in Brasilien und berief zum Zwecke der Berathung die Abgeordneten der Provinzen. Allein man hatte durch die lange Zögerung die Leitung der Volksbewegung aus den Händen gegeben, und mußte sich zur unbedingten Annahme der neuen Verfassung erklären, nachdem am 26. Februar das Linienmilitair sich erhoben, den Platz Rocio besetzt, und mit fernerem gewaltsamen Einschreiten gedroht hatte. Dem Muthe und der Popularität des Kronprinzen verdankte man allein die Beruhigung der tobenden Menge; er machte zwischen dieser und dem Könige den Vermittler, erlangte von dem letzteren die Anerkennung der Constitution und einen voll-

Digitized by Google

ständigen Ministerwechsel. Persönlich las er von einem Balcon herab dem Volke die königlichen Beschlüsse vor, und steigerte den Enthusiasmus der Menge dadurch auf das Höchste, daß er den solcher Scenen sehr ungewohnten König überredete, noch an demselben Tage sich in der Mitte der Aufrührer zu zeigen. War nun auch eine neue Verfassung erlangt und diese von dem Beherrscher Brasiliens selbst beschworen, war somit der Zweck des Aufstandes völlig erreicht, so blieb die Partei der Bewegung darum nicht stehen. Wie es in allen ähnlichen Fällen geschieht, wenn die Menge einer schlechten, und dennoch in blindem Sicherheitsgefühle befangenen Regierung, durch plötzliche Erhebung Bewilligungen abgedrungen hat, so fügten die Parteien bald neue und immer häufigere Forderungen zu den bereits gewährten, verwarfen das eben erst Beschlossene, um Unausführbares oder ganz Verkehrtes an seiner Stelle zu verlangen, und suchten die schwache Regierung durch Gewalt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die in Rio Janeiro versammelten Wahlmänner widersetzten sich der Abreise des Königs nach Portugal, die allerdings nicht ohne gute Gründe beschlossen worden, obgleich sie Don Pedro's Ansichten nicht entsprach, der Portugal geringeren Gefahren ausgesetzt glaubte als Brasilien, und außerdem das letztere Land für das beiweitem Wichtigere erklärte. Man wollte den König zwingen die spanische Constitution in Brasilien einzuführen, jedoch fand dieses arge Treiben der revolutionairen Partei so wenig den Beifall aller Volksclassen, daß der plötzliche und sehr blutige Angriff der Regierungstruppen auf die versammelten Wahlmänner (in der Börse zu Rio den 21. April) weder Bedauern noch viel weniger einen Volksaufstand hervorrief. Johann VI. segelte am 26. April von Rio ab, nachdem er den Kronprinzen Don Pedro zum Regenten von Brasilien ernannt und mit Vollmachten der unbeschränktesten Art versehen hatte. Die Stellung eines Statthalters und Vertreters des monarchischen Princips in der Mitte eines vom Schwindel ergriffenen und durch geheime Umtriebe aufgeregten Volkes fand selbst der beliebte Kronprinz nach kurzer Zeit sehr schwierig. In Pernambuco (6. März) und Montevideo (20. März) hatte, wie an andern Orten, das Militair sich gegen die alte Regierung aufgelehnt, der Constitution zwar Eingang verschafft, allein zugleich eine Menge von Unordnungen herbeigeführt. Die Neigung zum Revoltiren griff in den Provinzen immer weiter um sich; nachdem man ständische Vertretung erlangt, tauchte die Abneigung gegen Portugal so mächtig auf, daß Trennung bereits besprochen wurde. Die Unwissenheit der Parteien ging so weit, daß jede ihre Provinz in einen unabhängigen Staat verwandeln zu können meinte, und wirklich gegen Ende des Jahres 1821 nur die Provinz Rio Janeiro dem Prinzregenten gehorchte, alle andere aber nach Gutdünken sich selbst regierten, und die Verbindung mit den königlichen Behörden der Hauptstadt und dem Regenten aufgegeben hatten. Die lissaboner Cortes trugen jedoch zum Theil die Schuld dieser Anarchie, denn ungewarnt durch das Beispiel der Cortes von Cadiz, die durch hartnäckige Verweigerung gewöhnlicher Gerechtigkeit den Bruch mit den Colonien in Amerika unheilbar gemacht, blieben sie bei der nicht länger durchführbaren Ansicht, welche den Pflanzörtern jeden Grad von Selbständigkeit versagt, und sie als große Güter des Mutterlandes betrachtet, die man nach Gutdünken und ohne Furcht vor Widerspruch verwalten darf. Am meisten wurde (Anfang Decembers) die Misstimmung der Brasilier durch den nichts Gutes weissagenden Beschluß der Cortes (vom 29. Sept.) vermehrt, welcher den Kronprinzen und die europäischen Truppen nach Portugal zurückberief. Man vermuthete in dieser Maßregel einen Versuch, um Brasilien um die Garantie seiner Verfassung zu bringen, die großentheils auf der Person Don Pedro's ruhte, und fürchtete dieselben Truppen nach einiger Zeit im Sold der Cortes und zur Unterjochung des Landes bestimmt zurückkehren zu sehen. Das Mistrauen erstreckte sich bald auf den Prinzen selbst, von welchem man argwohnte, daß er im Geheimen mit der lissaboner Regierung sich verstände; der beste Wille desselben, durch Thaten das Volk für sich von Neuem zu gewinnen, blieb erfolglos, da Niemand seine Befehle auszuführen willig war. Noch weniger fruchteten seine Proclamationen, denn zu Worten allein war die Zeit vorüber. Die Junta, welche zu Folge der Verfassung zusammengetreten war, um provisorisch die Angelegenheiten des Landes zu regeln, brachte zur großen Freude des Volkes den Regenten dahin, den Entschluß bekannt zu machen, daß er in Brasilien bleiben, und also dem Befehle der lissaboner Cortes nicht gehorchen wolle. Die portugiesischen Truppen glaubten ihre alte Herrschaft über die Brasilier geltend machen zu können, und die Abreise des Regenten zu erzwingen, allein das Volk trat so energisch gegen sie auf, daß sie, ohne es zum Äußersten zu treiben, sich unterwarfen (12. Jan. 1822). Indessen war in dieser Angelegenheit keineswegs das ganze Land einstimmig, denn die Intriguen der Cortes, die in Don Pedro nur einen Abtrünnigen und die eigentliche Stütze der brasilischen Partei erkannten, hatten es veranlaßt, daß einzelne Provinzen, Pernambuco, Bahia, Maranham, sich wenig um ihn kümmerten, und auf Trennung ihrer Sache von jener der Provinz Rio Janeiro losarbeiteten. Die Verwirrung wurde daher immer größer, und namentlich riß in den Finanzen, trotz der besten Maßregeln und der Entsagung Don Pedro's, der eben nur wie ein wohlhabender Bürger lebte, eine so große Verarmung ein, daß ein entwerthetes Papiergeld allein noch übrigblieb, um Theile der Gehalte und Löhnungen zu zahlen, die Staatsbank aber mit drohender Schnelligkeit sich ihrem Untergange näherte. Der schnelle Entschluß des Regenten, und seine sichtbare Lossagung von dem illiberalen Treiben der portugiesischen Cortes, hatten die gute Wirkung, die wichtigen Provinzen von Minas und St. Paulo der Regierung zu gewinnen, und von Neuem stieg die Popularität Don Pedro's, als er gegen die unsern Rio Janeiro gelagerten und bewachten, aber immer noch zum plötzlichen Losbruche geneigten europäischen Truppen, mit so viel Energie eine kriegerische Demonstration unternahm (9. Febr.), daß diese zur lange verzögerten Einschiffung zu schreiten gezwungen waren. An die Stelle der Mini-

ſter, die Johann VI. bei ſeiner Abreiſe eingeſetzt, und die als unfähig oder unredlich erkannt worden waren, zum Theil aus Furcht ſich freiwillig zurückzogen, hatte Don Pedro (16. Jan.) andere, und zwar geborene Braſilier, einberufen, und das Glück gehabt, zum Miniſter des Innern, der Juſtiz und des Auswärtigen, vielmehr zum Präſidenten des Miniſterrathes einen hochverdienten, und allgemein geachteten Mann, Joſua Ignaz de Andrada, zu erhalten, der vorher das Amt eines Vicepräſidenten der Provinz S. Paulo bekleidete. Der Erfahrung, der Rechtlichkeit und Klugheit dieſes würdigen Greiſes verdankte es der Regent, daß ſeine eigenen guten Abſichten und wohlangelegten Plane nicht länger ohne Unterſtützung und Erfolg blieben, und in kurzer Zeit ſehr vieles zur Beruhigung des Landes und Wiederherſtellung der Geſetze geſchehen konnte. Das Volk erkannte dieſe gedeihliche Thätigkeit, und legte durch Beſchluß der Municipalität vom 13. Mai dem Regenten den Titel eines immerwährenden Protectors von Braſilien bei. Geſtützt auf ſeine zunehmende Macht unterdrückte jener mit Leichtigkeit einen in der Provinz S. Paulo von portugieſiſch Geſinnten angezettelten Aufſtand, während faſt gleichzeitig ein in der Hauptſtadt ſelbſt entſtandener Aufruhr von dem kräftigen Miniſterium beſeitigt wurde. Indeſſen gingen die Angelegenheiten Braſiliens dennoch der Entwickelung unaufhaltbar entgegen. Die Braſilier hatten zwar durch Don Pedro die Conſtitution erhalten, ſie hatten ſogar erlangt, daß der Körper der Repräſentanten zur conſtituirenden Verſammlung wurde, in welcher man die Abänderungen der portugieſiſchen Verfaſſung berieth, und das Verhältniß zu Portugal, als dem herrſchenden Mutterlande, zu regeln ſuchte, ohne ſich um die Einreden und Drohungen der Cortes zu bekümmern, allein ſie waren der Maſſe nach mit allem Dieſen nicht zufrieden, ſondern begehrten vollſtändige Trennung und Errichtung eines unabhängigen Staates. Ein Decret der Cortes kam zur Zeit der höchſten Spannung an, und führte das Unvermeidliche ſchnell herbei. Strenger und unnachſichtlicher als irgend einer der Befehle, die je von Liſſabon oder Madrid nach Südamerika geſendet worden, um die Ketten der Colonien zu vermehren oder zu befeſtigen, entzog es den Braſiliern manche von jeher genoſſene einfache Rechte, hob alles auf, was bisher geſchehen war, um Ordnung und Geſetzlichkeit in die Verhältniſſe der Bürger zur Regierung zu bringen, verurtheilte dieſe zum blinden, ſklaviſchen Gehorſam, und drohte den Widerſetzlichen mit der härteſten Beſtrafung. Ein ſolches Document mußte ſelbſt des Regenten Unwillen erregen, der in täglicher Berührung mit dem braſiliſchen Volke die Überzeugung erlangt hatte, daß dieſes unkluge und herriſche, des Nachdrucks ermangelnde Verfahren nicht allein Portugals Herrſchaft auf immer vernichten, ſondern Braſilien ohne Zweck und Vortheil für das Mutterland von Neuem in blutige Aufſtände verwickeln, die eben nur beſiegte Anarchie zurückrufen müſſe. Dem Drange der Zeit gehorchend, und entſchloſſen dem nahen Unheil vorzubeugen, durch einen Schritt, den er bisher nicht ohne Schwierigkeit und Schaden verſchoben hatte, erließ Don Pedro am 1. Aug. 1822 eine Proclamation an die Braſilier, in welcher er ſie zur Unabhängigkeitserklärung aufſodert, die Errichtung eines conſtitutionellen Throns verlangt, jedoch denſelben für Johann VI. als König in Anſpruch nimmt. Das Volk erkor ſich ſtatt des Vaters den Sohn, und feierte am 12. October die Wahl deſſelben, indem es ihm den Titel eines Kaiſers beilegte. Die Krönung erfolgte am 1. December, an dem Tage, wo 182 Jahre früher durch eine glückliche Revolution Portugal von Spaniens Herrſchaft ſich befreit, und das Haus Braganza den Thron beſtiegen hatte.

Braſilien ſtand nun als unabhängiges Reich da, denn an Verſöhnung mit dem Mutterlande, an Schließung irgend eines Vertrags war nach ſo entſcheidenden Schritten nicht mehr zu denken, zumal weil die ehemalige Colonie als Grundbedingung jedes Verſuchs der Annäherung, Erkennung ihrer Unabhängigkeit verlangte. Die Gefühle Don Pedro's, der ſtets mit kindlicher Liebe und höchſter Achtung ſeinem Vater zugethan geweſen, mögen nicht beneidenswerth geweſen ſein, als ihn die Umſtände zwangen eine Rolle zu übernehmen, die vom kalten Verſtande als die einzig übrigbleibende und Heil verſprechende gebilligt und empfohlen wurde, dem Herzen aber weh that. Aus dem gedruckten Briefwechſel des Sohnes mit dem Vater geht hervor, wie jener ſich anſtrengte, die Begebenheiten aufzuhalten und andere Reſultate zu erzielen. Der Widerſtand blieb aber fruchtlos, denn das Verfahren der Portugieſen vermehrte den ohnehin ſeit Jahren aufgehäuften Brandſtoff und förderte zuletzt ſogar die Brunſt, die ihn ergriff, und ſchnell ſo allgemein wurde, daß keines Menſchen Kraft ſie zu beſchränken vermocht hätte. Wenn Don Pedro endlich ſich von dem europäiſchen Vaterlande losſagte und die Sache von Braſilien ganz zu der ſeinen machte, ſo folgte er nur dem im Vertrauen gegebenen Rathe ſeines Vaters, der für den als unvermeidlich erkannten Fall der Unabhängigkeitserklärung, verlangt hatte, daß der Regent lieber für Braſilien ſich beſtimmen und jenen neuen Thron beſteigen, als fliehend das ſchöne Land den Händen gewiſſenloſer Abenteurer überlaſſen ſolle. Dem kräftigen jungen Manne, der mit enthuſiaſtiſchen Hoffnungen erfüllt, und durch Erfahrung über Volksgunſt und Menſchenwerth noch nicht enttäuſcht war, dünkte die ihm vom Schickſal überwieſene Rolle eine edle und große; er glaubte an die Möglichkeit, der Retter und Beglücker Braſiliens werden zu können, und betrat mit Muth die rauhe Bahn. Vor dem Richterſtuhle der Geſchichte erſcheint er ſchon jetzt vollkommen gerechtfertigt, und Vieles, was zu ſeinen Gunſten lautet, wird die Zukunft noch enthüllen. Daß eine große und nicht allein in Portugal lebende Partei ihn als Verräther an dem Heiligſten, dem Vaterlande und den Familienbanden, ſchildern würde, war leicht vorauszuſehen. Wie ſchmerzlich ihm dies Urtheil ſein mochte, das er durch öffentliche Darlegung ſeines Einverſtändniſſes und fortdauernder Anhänglichkeit an Johann VI. aufzuheben nicht wagen durfte, ſo ließ er dennoch ſich in ſeinem Unternehmen nicht irren. Und wirklich gehörte ein ruhiges Gewiſſen und vieler Muth dazu, um nicht zurückzuweichen vor der Laſt, der er ſich unterzogen. Berufen zur Begründung eines neuen

Digitized by Google

Staates, fand er nur Anarchie, Verarmung und Parteien, die täglich zunahmen, weil Raubsucht, Unwissenheit und Leidenschaften die Zeitumstände entweder zu benutzen suchten, oder dieselben nicht begriffen. Dem friedlichen, jedoch unaufschiebbaren Geschäfte der Civilisation der in der Mehrzahl überaus rohen Eingeborenen drohten auswärtige Kriege mit langer Unterbrechung, denn Niemand wußte, wie die großen Seemächte die neue Monarchie betrachten würden, und die Organisation der innern Regierung hielt die physische Beschaffenheit des weiten Landes nicht minder auf als das Treiben der Anarchisten, die ganzer Provinzen sich bemächtigt hatten. Der junge Kaiser stand bisweilen rathlos da, denn durch heimtückische Verfolgung erzwangen die Parteien die Abdankung von tüchtigen und treuen Männern; nicht selten suchten Heuchler sich sein Vertrauen zu erschleichen, ihn zu verführen zur Verlassung des ergriffenen Systems constitutioneller Regierung und zu Gewaltsamkeiten, die ohne andern Erfolg als Blutvergießen geblieben sein würden. Er widerstand dennoch dem äußeren Drucke nicht minder als der Verführung, blieb seinem Plane und seinen Grundsätzen treu, und wenn er ja in einigen Fällen zur Unbedachtsamkeit sich hinreißen ließ und der Leidenschaft mehr als dem Verstande gehorchte, so sind diese Vergehen so menschlich und aus Nebenumständen, besonders der lange fortgesetzten absichtlichen Reizung, so leicht zu erklären und zu entschuldigen, daß sie als bleibende Flecken nicht gelten können.

Ein großes Hinderniß der neuen Regierung bildeten die in Brasilien noch immer liegenden Truppen des Mutterlandes. Das reiche und wichtige Bahia war in den Händen des portugiesischen Generals Madeira, der an der Spitze von 4000 europäischen Soldaten und von der starken Flotte des Admirals Pereira Campos unterstützt, der Angriffe brasilischer Truppen spottete. Lord Cochrane war inzwischen in brasilischen Dienst getreten und von Don Pedro mit einer Flotte versehen worden, die, trotz der Erschöpfung des Staatsschatzes, in kurzer Zeit zusammengebracht, wohl ausgerüstet vor Bahia erschien, die Portugiesen zum Abzuge zwang (2. Juli 1823), sie über den Ocean verfolgte und ihnen 30 Schiffe abnahm. Pará und Maranham unterwarfen sich gleichfalls und um die Mitte dieses Jahres stand keine fremde Macht bewaffnet auf Brasiliens Boden. Ruhe und Ordnung schien zurückzukehren, und nur in Pernambuco dauerte, von Farbigen befördert, die Aufregung fort. Die am 3. Mai berufene constituirende Versammlung benahm sich ernst und mäßig. Mit dem Kaiser stand sie in friedlichen Verhältnissen, allein sie wurde von diesem dennoch am 12. Nov. aufgelöst. Don Pedro ließ am 11. Dec. den Plan einer neuen Verfassung bekannt machen, den er mit seinen brasilischen Staatsräthen ausgearbeitet hatte. Die geringe Hoffnung, von den Repräsentanten in gleich kurzer Zeit den Entwurf zu erhalten, war der hauptsächliche Beweggrund der schnellen und Anfangs übelverstandenen Veröffentlichung der neuen Verfassung. In Rio Janeiro beschworen die Bürger die neue Verfassung am 27. Aug. und um so williger, da diese, noch weit liberaler als die frühere, die Gewalt vorzüglich in die Hände des Volks legte. Die Provinzen schlossen sich nach und nach an, und noch vor Ablauf des Jahres galt das neue Staatsgrundgesetz vom Plata bis zum Amazonas. Die Verhältnisse mit Portugal gelang es auf den früherhin verlangten Grundlagen, deren Verweigerung die mehrfache Zurückweisung portugiesischer Vorschläge und Abgesandter veranlaßt hatte, durch einen am 29. Aug. geschlossenen Vertrag zu regeln. Brasilien erhielt durch denselben Anerkennung seiner Unabhängigkeit vom Königreiche Portugal, Don Pedro wurde von Johann VI. zum Prinzen von Portugal und Thronfolger erklärt, die Trennung der cis- und transatlantischen Reiche zwar ausgesprochen, zugleich aber auch festgesetzt, daß ihre Kronen dereinst auf Don Pedro's Haupt vereinigt werden sollten. Brasilien übernahm hingegen die Zahlung einer von Portugal im October 1823 in England gemachten Anleihe von 50 Millionen, und sollte dafür in allen portugiesischen Häfen dieselben Begünstigungen des Handels in Anspruch nehmen dürfen, wie die Unterthanen Portugals. Wenn durch diese Convention eine große Besorgniß entfernt und die Liebe der Brasilier zu Don Pedro gesteigert wurde, so drohte bald nachher ein neues, vielleicht von Don Pedro selbst heraufbeschworenes Ungewitter, die eben errungenen Vortheile zu vernichten. Schon in geraumer Vergangenheit hatte Portugal am Platastrome festen Fuß zu fassen sich bestrebt, und war deswegen mit Spanien mehrfach in Streitigkeiten gerathen. Die Revolution von Buenos Ayres vertrieb die Spanier, allein sie rief eine Menge von Parteigängern hervor, die sich in die Erbschaft zu theilen unternahmen, sich verfeindeten und zu einem unter veränderten Umständen bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzten Kampfe Veranlassung gegeben haben. Die portugiesischen Truppen waren zur Vertheidigung der Grenzen im Süden versammelt, und Umstände erheischten ihre Einmischung in die traurigen Händel des Nachbarlandes, welches sie provisorisch besetzten. Montevideo wurde bald dieser Zustände müde, die einen nie endenden Wechsel von Häuptlingen verursachten, den Handel störten, das offene Land verwüsteten, und vollständige Anarchie herbeizuführen drohten. Schon im Jan. 1822 machte eine dort angesehene Partei Don Pedro Eröffnungen über den von ihnen gewünschten Anschluß an Brasilien, der nach mehren Zwischenscenen, zumal nach dem am 2. März 1824 erfolgten Abmarsche der portugiesischen Garnison, im Oct. 1825 in der Form zu Stande kam, daß Montevideo und sein Gebiet unter dem Namen der Cisplatina als Bundesstaat zum Theile von Brasilien erklärt wurde. Ebenso wie Don Pedro die Erwerbung des linken Plataufers als überaus wichtig für die Ruhe und Stärke der brasilischen Südprovinzen ansah, und in dem Hafen Montevideo's einen Stützpunkt für kriegerische Unternehmen gegen Buenos Ayres erkannte, so betrachtete auch diese letztere Republik die neue Herrschaft als gefährlich und beschloß daher, auf irgend eine Weise sie zu verdrängen. Brasilien hatte weder ein wirkliches Recht auf das linke Ufer des Plata, noch die Zuneigung der Bewohner erworben, und wagte daher ein gefährliches Spiel, als es, die politischen Parteien benutzend, auf dem Wege der Hin-

Digitized by Google

terlist ebenso wie auf dem der Gewalt die Anschließung der Cisplatina als unabhängigen, aber genau conföderirten Staat an das Kaiserthum durchsetzte, und sich somit den Haß der übrigen Plataſtaaten auflud. In dem neuen Staate waren die Parteien um so unversöhnlicher, da die monarchisch und spanisch gesinnte in der erlangten Vereinigung mit Brasilien den Sieg ihrer Ansichten feierte und eine völlige Wiederherstellung des Absolutismus durch Don Pedro erwartete, dem sie eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Constitution nicht zutraute. Der liberalen Partei war die Monarchie, wenn auch als constitutionelle, nicht minder verhaßt als die Brasilier, die sie nicht als Amerikaner, sondern als Söhne der Portugiesen mit dem angestammten Widerwillen betrachtete, der von jeher und in allen Welttheilen den Spanier vom Portugiesen trennte. Sie erklärte, und zwar mit vollem Rechte, die Vereinigung der Cisplatina mit den andern Plataſtaaten für die einzig natürliche, und erlangte um so leichter starken Anhang, je weniger die brasilische Macht über die Mauern von Montevideo hinüberreichte, und je lauter die Drohungen von Buenos Ayres wurden. Einige Männer, die als Anführer von Guerillas, theils gegen die Spanier, theils in den inneren Parteikämpfen der Plataſtaaten sich Namen erworben hatten, Fructuoso Rivera, Lavalleja, Calderon u. A., traten an die Spitze der republikanischen Partei, und brachten in einem Lande, wo jeder erwachsene Mann die Lanze zu führen versteht, und Kriegszüge gegen die Indier von jeher gewöhnlich waren, mit Leichtigkeit zahlreiche Haufen von muthigen und abgehärteten, wenn auch schlecht bewaffneten und übel disciplinirten Gauchos zusammen. Der Congreß von Buenos Ayres erließ durch den Präsidenten der Republik, Don Juan Gregorio de las Heras, eine Kriegserklärung gegen Brasilien, nachdem er schon länger den aufgestandenen Bewohnern der Banda oriental möglichst vielen Vorschub geleistet. Don Pedro antwortete in einem Manifeste vom 10. Dec. 1825, und traf sogleich die Anstalten zum Kriege, indem er der schon im Juni verstärkten Garnison von Montevideo neue Vermehrungen zusendete, und der unter dem Admiral Lobo in dem Plataſtrome versammelten Observationsflotte Befehl zur Blokirung der argentinischen Häfen gab. Ehe diese formellen Erklärungen zur allgemeinen Kenntniß kommen konnten, war der Krieg zu Lande bereits ausgebrochen. Lavalleja hatte am 10. Oct. die Brasilier bei Sarandi vollständig geschlagen und sie zerstreut, und da sich die Bevölkerung überall für ihn erklärte, so war in wenigen Monaten das offene Land für Don Pedro nicht nur verloren, sondern sogar die Südgrenze Brasiliens ernstlich bedrohet. Den Zügen der kleinen Heerhaufen zu folgen und die zahlreichen Postengefechte, die man mit dem Namen von Schlachten beehrte, aufzuzählen, würde von keinem Interesse sein. Das Kriegstheater blieb an der Süd- und Südwestgrenze von Rio grande do Sul, und wenn auch die Brasilier es versuchten vorzudringen, und einige Vortheile erlangten, so befanden sie sich im Allgemeinen doch im Nachtheile, verloren durch Desertion mehr als durch das Schwert eine Menge von Leuten, und hatten vollauf zu thun, um ihre eigenen Grenzen zu schützen. Zur See war die brasilische Übermacht so groß, daß Anfangs alle Anstrengungen des kleinen Geschwaders von Buenos Ayres nur Verderben über die kühne, meist aus Engländern und Nordamerikanern bestehende Bemannung brachte. Dennoch leistete der Admiral William Brown das Außerordentlichste, und bemächtigte sich gradweis durch Überfall, List und an Tollkühnheit grenzenden Muth einer solchen Zahl von kleinen Kriegsfahrzeugen seiner Gegner, daß er nach einem Jahre mit einer nicht verächtlichen Macht ihnen entgegentreten konnte. Ein Versuch der brasilischen Flotte, den Hafen N. S. del Carmen in Patagonien, den Sammelplatz der Kaperschiffe, zu nehmen, welche dem brasilischen Handel unendlich großen Abbruch thaten, lief ebenso unglücklich ab, als einige Landungen an der Mündung des Uruguay. Beide Mächte erschöpften sich ohne Resultate; Montevideo blieb den Argentinos uneinnehmbar, und Buenos Ayres lag geschützt durch örtliche Verhältnisse, während die von den Nordamerikanern nicht anerkannte und schwer durchzuführende Blokade dem Handelsstande der Plataſtaaten im Allgemeinen wenig Schaden brachte. In Brasilien erregte die lange Dauer dieses den Waffen keine Ehre bringenden Krieges sehr große Unzufriedenheit, indem den nördlichen Provinzen der Besitz von Montevideo höchst gleichgültig sein konnte, der Druck von Abgaben aber nicht minder empfunden wurde, als die gewaltsamen Aushebungen zum Kriegsdienste und die Störung des Seehandels durch große Schwärme von Korsaren, die, in den Vereinigten Staaten ausgerüstet und bemannt, unter der Flagge der Plataſtaaten ihr schlechtes Handwerk trieben. Der Menschenmangel zwang die brasilische Regierung sogar zur Wortbrüchigkeit gegen europäische Colonisten, die durch glänzende Versprechen nach Brasilien verlockt, ergriffen und zum Dienst in einer ihnen fremden Sache gezwungen wurden. Unmöglich konnte ein solcher Kampf mit solchen Mitteln zu einem ehrenvollen Ende gebracht werden, und daher war selbst Don Pedro's kurze Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze (Dec. 1826) von keinem Einflusse auf den Gang der Dinge. Wie lange dieser ganz entartete Krieg, der zumal zu Lande das Ansehen der Raubzüge nach Indierart angenommen hatte, noch fortgedauert haben könnte, ist schwer zu sagen. Seine Beendigung lag im Interesse Englands, das durch gleichzeitige Ereignisse in Portugal gefährdet worden, welche das Einschreiten Don Pedro's und die Befreiung desselben von der Last des Kampfes mit Buenos Ayres erheischten. Unter britischer Vermittelung wurde (durch Lord Ponsonby) ein Waffenstillstand zwischen beiden Mächten (Juni 1828) und am 27. Aug. zu Rio Janeiro ein Friedensvertrag abgeschlossen, der die Banda oriental von beiden für unabhängig erklärte. Durch den am 10. März 1826 erfolgten Tod Johann's VI. gelangte, vermöge des Vertrags vom 29. Aug. 1823, die Krone von Portugal an Don Pedro, der auch sogleich von seinen Rechten als Souverain Gebrauch machte, indem er durch Decret vom 26. April die von seinem Vater letztwillig angeordnete Regentschaft bestätigte, und durch eine Verordnung vom 27. April allen wegen politischer

Digitized by Google

Vergehen in Untersuchung befindlichen, gefangenen oder flüchtigen Portugiesen vollständige Amnestie bewilligte. Zu gleicher Zeit wurde die neue, vom 19. April datirte Constitution Portugals veröffentlicht, die, nach dem Muster der brasilischen eingerichtet, im höchsten Grade liberal ist, und dem Volke ein fast unverhältnißmäßiges Gewicht dem Könige und der Regierung gegenüber einräumt. Das größte Aufsehen erregte jedoch das Manifest vom 2. Mai, durch welches der Kaiser zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria (geb. 4. April 1819) dem Throne von Portugal unter der Bedingung entsagte, daß sie mit ihrem Onkel, dem Infanten Don Miguel, sich verheirathe, und Letzterer die Constitution beschwöre. Die Meinungen waren getheilt, ob diese vom brasilischen Staatsrathe gemisbilligte Verschenkung einer Krone durch englischen Einfluß herbeigeführt worden, ob sie aus Don Pedro's freier Entschließung und Absicht, sich Brasilien, dem Reiche seiner Schöpfung, allein zu widmen, entstanden sei, oder als Folge eines geheimen Zusatzartikels zu dem Vertrage von 1823 gelten müsse, durch welchen Don Pedro der Nachfolge entsagt hätte, wie das Gerücht seit mehren Jahren schon behauptete. Am 8. Mai eröffnete der Kaiser die Versammlung der Volksdeputirten, die bis zum 6. Sept. saß, ohne irgend etwas Erhebliches zu Stande zu bringen. Sie begnügte sich mit Phrasen, entwickelte nur einmal größere Energie, als der Krieg mit den Plataſtaaten und seine schlimmen Folgen für das Reich zur Sprache kamen, und erkannte endlich noch (2. Aug.) den am 2. Dec. 1825 geborenen Sohn des Kaisers, den noch lebenden Don Pedro II., als gesetzlichen Thronerben. Die Provinzen befanden sich indessen keineswegs in ruhigem Zustande, denn abgesehen von der im Süden, wegen des nahen Kriegstheaters natürlichen Aufregung, drohten im Westen Angriffe der colombisch-peruanischen Befreiungsarmee, deren Anführer, General Sucre, der Sieger von Ayacucho, auf das Unverständigste durch den Gouverneur von Matto grosso, den Obersten Araujo, herausgefodert worden war, welcher ohne Veranlassung in das wehrlose Missionsland von Chiquitos einfiel. Fand es Don Pedro auch nöthig, dieses Unternehmen öffentlich zu tadeln, so dauerte doch ein Misgefühl an jenen fernen Grenzen fort, das bei der leichtesten Veranlassung zum Kriege führen konnte. Im Norden herrschte die größte Gährung, zumal unter dem zu jeder Neuerung sich neigenden farbigen Pöbel von Pernambuco. Der Zwang zum Kriegsdienste, und die bei den Aushebungen vorgegangenen Grausamkeiten erregten anderwärts offenen Aufruhr. Der Kaiser söhnte zwar für einen Augenblick die Bewohner des reichen Bahia mit sich aus, indem er sie persönlich besuchte (im Febr. und März 1826) und für ihr Wohl eifrigst arbeitete; allein die Grundursachen der Unzufriedenheit wurden hierdurch noch nicht beseitigt. Haß gegen die Europäer im öffentlichen Dienste, Unterbrechung des Seehandels, wankender Credit, Abgabendruck und vor Allem, die geheime Thätigkeit republikanischer Parteien, zündeten das Feuer des Aufstandes immer von Neuem an. Pernambuco und Pará wurden von ihm ergriffen. Man schlug sich in den Straßen der Hauptstädte in regelmäßigem Gefechte, während im Innern die Parteien durch Meuchelmord sich bekämpften, und selbst in den abgelegensten und kleinsten Orten unerhörte Greuelthaten begingen. Gelang es nun auch, diesen schrecklichen Vorgängen, auf welche in der wasserarmen Provinz Ceará eine furchtbare Hungersnoth, in Bahia ein blutiger Negeraufstand folgte, Grenzen zu setzen, so mußte doch der Staatshaushalt durch sie unendlich leiden. Die Reichsversammlungen von 1827 und 1828 beschäftigten sich nicht mit der Abhilfe, und da der Kaiser, bei seiner großen Gebundenheit durch die Constitution, für sich allein wenig wirken konnte, so griffen Unordnung und Geldmangel immer mehr um sich. Die Staatspapiere sanken unter die Hälfte ihres nominellen Werthes, und 1828 war die Regierung zur Schließung von zwei Anleihen unter sehr ungünstigen Bedingungen gezwungen. Nichtzahlung ihres Soldes und sonstige schlechte Behandlung hatten die Truppen schon lange mismuthig gemacht, und viel zu dem so traurigen Ausgange des Krieges beigetragen; sie brachten die fremden, aus europäischen Auswürflingen, besonders aus Teutschen und Irländern, zusammengesetzten Bataillons zum offnen Aufruhr, der Rio Janeiro in äußerste Gefahr stürzte (Juli 1828) und nur durch Einschreiten der Truppen von fremden, eben im Hafen liegenden Kriegsschiffen unterdrückt werden konnte. Auf den Friedensschluß zwischen Brasilien und den Plataſtaaten folgten fast unmittelbar die Foderungen der Seemächte um Entschädigung für diejenigen ihrer Kaufleute, die während der langen Blokade, durch angeblich widerrechtliche Wegnahme ihrer Schiffe, gelitten hatten, und die viel geängstigte Regierung von Rio Janeiro sah sich durch ernste Drohungen zu großen Geldopfern an Frankreich und die Vereinigten Staaten gezwungen. Die Partei der sogenannten Liberalen, die eigentlich nichts als Umsturz beabsichtigte, benutzte mit vieler Arglist diese Zeitumstände, und brachte den Kaiser um den größten Theil seiner ehemaligen und wohlerworbenen Volksgunst. Man klagte ihn der Falschheit an, schob ihm geheime Plane zur Unterjochung Brasiliens durch europäische Hilfe unter, und sprach es laut in zügellosen Journalen aus, daß er im Herzen nie aufgehört habe, Portugiese zu sein, und daher die Brasilier von ihm unter veränderten Umständen nichts Gutes zu erwarten haben könnten. Auf den großen Haufen blieben solche Umtriebe nicht ohne Wirkung, und bald kam es dahin, daß Einzelne den Kaiser öffentlich zu beschimpfen wagten, während die Masse nicht anstand, ihrem Unmuthe durch nächtliche Straßentumulte Luft zu machen. Die Deputirten stimmten denselben Ton an; nicht zufrieden, den Kaiser zur nochmaligen öffentlichen Erklärung (1. März 1828) genöthigt zu haben, daß er auf Portugal verzichtet habe, und keineswegs die Absicht hege, dorthin zu gehen, griffen sie ihn und seine Verwaltung auch während des Reichstages von 1829 in den ungemessensten Ausdrücken an, bewilligten nicht das vorgelegte Budget, obgleich ein Staatsbankrott drohte, und legten ihr Mistrauen gegen die Absichten der Regierung so unverhohlen an den Tag, daß sie sogar gutgemeinte und klar da liegende Gesetzvorschläge verwarfen.

Digitized by Google

Ein solches Verfahren würde auch auf einen gewöhnlichen und ruhigen Charakter tiefen Eindruck gemacht haben; den raschen, den Widerspruch nur schwer vertragenden Kaiser mußte es im höchsten Maße reizen. Welche Überwindung es ihm gekostet haben möge, die Schranken der Mäßigung und Klugheit nicht auf einmal zu überspringen, mit welcher Erbitterung er gewahrte, daß die Deputirten nur gegen ihn ihr constitutionelles Recht in Anwendung brachten, und daß er mit der ultraliberalen Verfassung, dem Werke seiner Hände, zugleich sein eignes Unglück begründet habe, läßt sich vermuthen, doch legten äußerlich sich nur wenige Zeichen dieser Stimmung dar. Er entließ allerdings die Kammern von 1829 mit einer bis zur Beleidigung lakonischen, und kaum jemals auf gleiche Weise vorgekommenen Anrede, indessen suchte er gegen die Einzelnen niemals Rache und unterzog sich, nach Überwindung der bittern Gefühle seines Innersten, mit seltener Spannkraft des Geistes stets von Neuem den ebenso undankbaren als schwierigen Geschäften der Regierung über ein rohes und dabei leichtsinniges Volk, das sich unter klingenden Namen zu Gesellschaften und Parteien vereinte, um das Vaterland zu retten, aber wenig Energie und fast keine Vaterlandsliebe besaß. Der Geist des grundlosen Widerstandes und der Gehässigkeit, der die vier Jahre hindurch bestandenen und eben aufgelösten Kammern auszeichnete, vererbte sich auf die neuen im Febr. 1830 zusammengerufenen Deputirten, die zum größten Theil der demokratischen Partei angehörten. Sie kamen nicht nur dem Kaiser nicht entgegen, sondern beantworteten die Eröffnungsrede desselben (vom 3. Mai) mit ungeziemenden Andeutungen, unter welchen ganz besonders diejenigen auffielen, welche jede Einmengung Brasiliens in die portugiesischen Angelegenheiten im Voraus als unpolitisch, widerrechtlich und nachtheilig bezeichneten. Don Pedro hatte grade die Wiedergewinnung des Thrones seiner Väter, der im Besitze eines Usurpators sich befand, zum ersten Ziele seiner eifrigsten Bestrebungen erhoben und die Hoffnung genährt, von Brasilien, wenn auch keine Unterstützung, mindestens kein Verbot seines Vorhabens zu erhalten. Der Ruin dieser Erwartungen und Zorn über die drohende Sprache der Deputirten, die allerdings die ihnen zukommenden Befugnisse weit überschritten, zogen dem Kaiser epileptische Anfälle zu. In jener Zeit entstand wahrscheinlich auch sein später zur Ausführung gekommener Entschluß der Thronentsagung, dem er, ungeachtet seines sonst entschiedenen und ungeduldigen Charakters, vor der Hand nur darum keine äußeren Folgen gab, weil er noch immer glaubte, seine einstige Unabhängigkeit von den Befehlen und Absichten der demokratischen Partei wieder erringen, und unbeschadet seiner Stellung als Souverain Brasiliens auf Portugal entscheidend einwirken zu können. Ein minder leidenschaftlicher und an Verstellung mehr gewöhnter Mann möchte ungeachtet der Stärke der Gegenpartei am Ende doch den Sieg davon getragen haben. Don Pedro's Versuche, um jene Absichten zu erreichen, waren aber zu unverhohlen und viel zu rasch, um den Gegnern, die der sogenannten nationalen Partei angehörten, entgehen zu können, welche ohnehin mit größtem Mistrauen jeden Schritt der Regierung belauerte. Zwar wurde auch diese Kammer der Repräsentanten nach wenigen Monaten vom Kaiser mit unglimpflicher Anrede entlassen und eine außerordentliche Versammlung berufen, indessen durch diesen Schritt nur das Übel vergrößert. Die neuen, am 8. Sept. zusammengetretenen, Deputirten klagten am 17. Nov. den vorigen Kriegsminister, Clemente Pereira, und den eben agirenden Rio Pardo als Hochverräther an, weil sie ohne Vorwissen der Stände Truppen geworben, die, wie man argwohnte, von der Regierung zur Durchführung einer gegen die Liberalen gerichteten Revolution gebraucht werden sollten, und eine Anleihe von 400,000 Pf. St. in London abgeschlossen, die zu ungesetzlichen Zwecken verwendet worden sei. Das Volk bearbeiteten die Liberalen im Geheimen, aber auch öffentlich durch ungezügelte Flugblätter und Zeitungen mit solchem Erfolge, daß es nicht anstand, den Kaiser gröblichst zu beleidigen, und von seiner Absetzung als nothwendig zu sprechen. Dieser verstand es nicht dem nahenden Unwetter durch kluge Mäßigung eine minder schädliche Richtung zu geben; dieselbe Rücksichtslosigkeit, welche zuerst den Gegnern die wirksamsten Waffen in die Hände gegeben, bestimmte des Kaisers Verfahren selbst in der Periode, wo unzweideutige Zeichen sich ihm aufdrängten, daß die Zeit vorüber sei, um mit Gewalt die weggeschenkten und vielbedauerten Prärogativen wiederzuerobern. Er unternahm eine Reise nach der vorzugsweise loyalen Provinz Minas geraes, und verbarg seine Absicht kaum, sich dort einen mächtigen Anhang und hinreichende Geldmittel zu verschaffen, deren künftige Bestimmung Niemandem zweifelhaft bleiben konnte. Obgleich dieses Bestreben erfolglos blieb, so verfehlte es nicht, die Erbitterung des Volks der Hauptstadt zu vermehren, das ohnehin mit stillem Zorn schon länger den Vorzug beobachtet hatte, welchen die Portugiesen von Neuem von dem verlassenen, allerdings in trauriger Lage befindlichen Kaiser empfingen. Drei Tage nach Don Pedro's Rückkehr brach (16. März 1831) das Volk von Rio Janeiro in offenen Aufruhr aus und lieferte den Portugiesen und der Hofpartei ein blutiges Gefecht in den Straßen. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die Anklage gerecht war, welche eine von 24 Deputirten unterzeichnete, am 18. März überreichte Adresse gegen die Regierung aussprach, sie habe die Europäer und monarchisch Gesinnten zum Kampfe gegen die Brasilier angefeuert. Verrathen und verfolgt von den Brasiliern, mochte der Kaiser wol Trost und Hoffnung im Umgange mit Portugiesen gefunden haben, für welche, nach einer Reihe so trauriger Erfahrungen die alte Zuneigung eines gemeinsamen Vaterlandes erwachen mußte, allein es ist nicht wahrscheinlich, daß er bei aller Raschheit so verblendet gewesen sei, um an die Möglichkeit einer erfolgreichen Gegenrevolution mit dergleichen geringen Mitteln zu glauben. Der gegenseitige glühende Haß der beiden Parteien mußte nothwendig ein Zusammentreffen herbeiführen, und Don Pedro diesem um so schneller zum Opfer werden, je schwankender seit längerer Zeit sein Benehmen gewesen war. Das Vertrauen des Volks war dahin, und

Digitized by Google

durch einen neuen Ministerwechsel, der lauter geborene Brasilier an das Ruder brachte, nicht wieder zu erlangen; die Foderungen der Deputirten steigerten sich von Tag zu Tage; der Unwille des Kaisers und sein Überdruß hatten den höchsten Punkt erreicht; die unbesonnene und ihre Kraft und ihren Anhang überschätzende Partei des Hofes ruhte nicht, und verlangte Anwendung der äußersten Gewalt. Der Kaiser erlag so vielen Einflüssen. Gestützt auf das ihm scheinbar ergebene Militair, entließ er schon am 5. April das eben ernannte brasilische Ministerium, und wählte manche seiner alten, dem Volke höchst verhaßten Räthe zum Ersatz. Von den Deputirten aufgereizt durch öffentliche Reden ergriff das Volk die Waffen. Den Foderungen desselben setzte Don Pedro eine hartnäckige Weigerung entgegen, allein er wurde im entscheidendsten Augenblicke von seinen sämmtlichen Truppen verlassen. Am 7. April 1831 erließ er eine Abdankungsurkunde, und übergab den Thron Brasiliens an seinen Sohn. Ein englisches Kriegsschiff nahm ihn, eine französische Fregatte seine Tochter, Doña Maria da Gloria, auf. Mit einer nach solchen Stürmen kaum begreiflichen ruhigen Heiterkeit schied er von Brasilien, wo seine übrigen Kinder unter Vormundschaft zurückblieben, und eilte nach Europa, dem Welttheile seines langjährigen, aber geheimen Sehnens, wo ihn noch mancher harte Schicksalsschlag und ein vorzeitiges Grab erwartete.

Der Tod Johann's VI. und die mit diesem Ereignisse zusammenhängende Entsagung Don Pedro's zu Gunsten seiner Tochter, Doña Maria da Gloria, die Anerkennung der Regentschaft, die Einführung einer den portugiesischen Zuständen fremdartigen, alle höhere Classen verletzenden Constitution, und die bedingungsweise erfolgte Ernennung Don Miguel's, des jüngern Bruders des brasilischen Kaisers, zum Gemahl der neuen Königin, hatte in Portugal den Parteien ein weites Feld eröffnet, und über das mit Zündstoff aller Art erfüllte Land einen Zwischenzustand verhängt, der nothwendig große Reactionen veranlassen mußte. Die Intriguen der absolutistischen, von der Witwe Johann's VI. und dem Infanten Don Miguel angefeuerten Partei, steigerten die allgemeine Unzufriedenheit, und schon zu Ende des Jahres 1826 brach der Bürgerkrieg aus, dessen Geschichte jedoch nicht an diesen Ort gehört. Die von Don Pedro's Schwester, der Prinzessin Maria Isabella, geführte Regentschaft erwies sich unter solchen Umständen viel zu ohnmächtig, zumal weil die Partei der Absolutisten sich dadurch immer mehr befestigte, daß Don Miguel's Rechte auf den Thron zu diplomatischen Verhandlungen unter den großen Mächten Gelegenheit gegeben, deren Ausgang man vorauszusehen meinte. Es lag nicht länger in der Gewalt Don Pedro's diesen Umtrieben ein Ende zu machen, der Constitution unbedingten Gehorsam zu erzwingen, und Portugal auf ein Mal von den fremden Einflüssen zu befreien, die vielleicht mehr als die Volksstimmung selbst, auf Erhaltung und Erweiterung der Spaltung hinwirkten. Um Schlimmeres zu vermeiden, und um wo möglich die Faction des Absolutismus in gewisse Grenzen zurückzuführen, ließ sich Don Pedro zur Nachgiebigkeit herab. Durch ein Decret vom 5. Juli 1827 ernannte er zu seinem constitutionellen Stellvertreter den Infanten Don Miguel, der wegen seiner Unthaten schon von Johann VI. (im Mai 1824) aus Portugal verwiesen, über Frankreich nach Wien sich gewendet, und dort allerdings (4. Oct. 1826) die Constitution Don Pedro's beschworen, sowie seine damals nur siebenjährige Nichte, Doña Maria, als künftige Gemahlin anerkannt hatte. Don Miguel verließ Wien am 5. Dec. 1827 und kam über London am 22. Febr. 1828 in Lissabon an. Wie er es mit seinem Bruder meine, wie viel ihm die Versprechen galten, die er der englischen und österreichischen Regierung hinsichtlich der Erhaltung der einmal in Portugal eingeführten Verfassung gegeben, und was er von einem Eidschwure halte, offenbarte sich nur zu bald. Im April durch erzwungene oder verfälschte Unterschriften einer angeblichen achtbaren Majorität zur Thronbesteigung eingeladen, ließ sich Don Miguel am 23. Juni förmlich den Treueid als König leisten. Wie er von dieser Zeit an mit einer in der neuern Geschichte Europa's unerhörten Grausamkeit geherrscht, und die häufig sich erhebenden Constitutionellen vernichtet hat, wie er mit unerhörtester Frechheit Alles, was Religion, Gesetze und Herkommen heilig machen, mit Füßen trat, wird die Geschichte Portugals zu erzählen haben. Weder die Ermahnungen der großen Mächte noch ein versöhnender Schritt Don Pedro's, der in einem Proclam (vom 25. Juli 1828) sich das Ansehen gab, als halte er den Usurpator nur für gezwungenes Werkzeug einer Partei, änderten das Verfahren Don Miguel's. Die Anhänger Don Pedro's flüchteten nach Mislingen mehrfacher, aber durch Uneinigkeit gestörter Versuche des Widerstandes, in so starken Zahlen nach England, daß gegen Ende des Jahres 1828 in Plymouth allein 3000 Mann, meistens gedientes Militair, mit 800 Officieren an der Spitze versammelt waren. Andere hatten zeitig nach Madeira und den Azoren sich gerettet, und dort die Constitution zu vertheidigen beschlossen. Die erste dieser Inseln gerieth jedoch (22. Aug. 1829) in die Gewalt einer von Don Miguel eiligst ausgerüsteten Expedition, während die andere den Angriff zurückwies und zum Sammelplatze aller entwichenen Constitutionellen wurde. Don Pedro nutzte diesen Punkt nach Kräften und sendete den Marquis Palmela und den Staatsrath Guerreiro dorthin, die am 15. März 1830 im Auftrage des Kaisers, der nur als Vormund seiner Tochter zu handeln erklärte, eine Regentschaft einrichteten, welche außer den beiden Genannten noch ein drittes Mitglied, den Grafen Villaflor, zählte. Die Stärke der Constitutionellen wuchs so sehr, daß Villaflor von Terceira aus im Juli 1831 eine mit vollem Erfolge gekrönte Expedition gegen die übrigen, von Miguelistischen Truppen besetzten, Azoren unternehmen konnte. Der ganze Archipel blieb von nun an der constitutionellen Regierung unterworfen, und hatte keine erneuten Angriffe zu fürchten, indem eine französische Kriegsflotte, um mehre von Don Miguel erlittene Beleidigungen zu rächen, das portugiesische Blokadegeschwader von acht Schiffen (bereits im Mai) aufgehoben und nach Brest geschickt hatte. Inzwischen war Don Pedro in Europa angekommen, und hatte von Frankreich

Digitized by Google

aus an seinen Bruder mit Vorschlägen zur gütlichen Ausgleichung des Streites sich gewendet, als Antwort aber durch ein Schreiben voll Drohungen und Vorwürfe verächtliche Abweisung empfangen. Nach solchen Vorgängen schien auch ihm, der mit seiner Ankunft in Frankreich den Titel eines Herzogs von Braganza angenommen und hierdurch von Neuem der persönlichen Thronfolge entsagt hatte, der Bruderkrieg unvermeidlich. Über Paris ging er, von seiner Tochter begleitet, nach London, fand an beiden Höfen die freundlichste Aufnahme, und wenn auch keine öffentliche Unterstützung von Seiten der Regierung, mindestens doch Beweise des besten Willens, der zumal in England durch veränderte Sprache der ministeriellen Zeitungen und Connivenz der Behörden gegen Werbung und Bewaffnung eines Expeditionsheeres sich kundgab. Zum Hauptdepot der Expedition wählte Don Pedro Belleisle an der Westküste von Frankreich, wo er am 3. Febr. 1832 ankam. Die Organisation der Land- und Seemacht hatten geschickte Officiere mit Fleiß und Erfolg betrieben; zehn Kriegsfahrzeuge von verschiedener Größe, meist mit Engländern bemannt und von einem tüchtigen britischen Officier, dem Admiral Sartorius, befehligt, schienen es mit der der Zahl nach stärkeren Seemacht Don Miguel's recht gut aufnehmen zu können, und die Landmacht, obgleich aus Menschen aller Nationen zusammengesetzt, war durch die angestrengten Bemühungen ausgezeichneter portugiesischer Officiere zu einem Ganzen umgebildet worden, von welchem sich entscheidende Leistungen erwarten ließen. Die durch die Ankunft zahlreicher portugiesischer Vertriebener sich täglich mehrende Expedition verließ Frankreichs Küsten am 10. Febr., und landete am 3. März auf Terceira, wo sich ein starkes Truppencorps anschloß. Don Pedro und seine Generalität verwendeten die nächsten Monate, um Vorbereitungen zu dem beabsichtigten großen Angriff auf Portugal zu treffen. Nach allen Nachrichten, die man über Don Miguel's Treiben und die in Portugal herrschenden Gesinnungen empfangen hatte, schien große Vorsicht nöthig, um der Expedition einen günstigen Erfolg zu bereiten. Der Usurpator hatte Alles aufgeboten, um dem nahenden Sturme gerüstet entgegentreten zu können, eine Armee von 19,000 Mann Linientruppen und ebenso viele Milizen zusammengebracht; er hatte einen großen Theil der Aristokratie und die Geistlichkeit ohne Ausnahme für sich und daher einen so unbeschränkten Einfluß auf die niederen Classen, daß die Pedroisten auf ein unbedingtes und allgemeines Zuströmen zu ihren Fahnen nicht hoffen durften. Erst am 22. Juni verließ Don Pedro mit 26 Kriegsfahrzeugen und 65 Transportschiffen die Insel Terceira. Anstatt den Erwartungen des in dieser Richtung wohl gerüsteten Miguel zu entsprechen und Lissabon anzugreifen, wendete sich Don Pedro gegen die wichtige Stadt Porto, und nahm dieselbe am 9. Juli fast ohne Schwertstreich ein. Die Flotte ging sogleich zur Blokirung des Tajo ab, und brachte durch ihre Erscheinung unter den Liberalen eine große, von Don Miguel mit furchtbarer Grausamkeit am offenen Ausbruche gehinderte Aufregung hervor. Die Landarmee Don Miguel's rückte nach Norden vor; sie traf unter den Generalen Santa Martha und Povoa auf Don Pedro's vom Grafen Villaflor befehligte Truppen, und erlitt am 23. Juli zwischen dem Vouga und Duero eine empfindliche Niederlage. Mangel an Reiterei zwang das Expeditionsheer die errungenen Vortheile unbenutzt aufzugeben, und sich nach Porto zurückzuziehen, zu dessen Befestigung sogleich die größten Anstrengungen unternommen wurden. Pozzo de Regoa erhielt den Oberbefehl der Belagerungsarmee und traf schon Ende August vor Porto ein. Von beiden Seiten entwickelte man große Thätigkeit und lieferte sich ohne entscheidende Erfolge sehr blutige Gefechte, vom 9. bis 12. Sept., am 29. Sept., 14. Oct., 16. Nov., 2. Dec. Die Belagerten behaupteten ihre kaum einnehmbaren Stellungen, konnten aber ihre Feinde weder verdrängen, noch hindern, daß diese die Flußmündung der Schiffahrt schlossen, und die Belagerung in eine Blokade verwandelten, die theils durch Verhinderung der Zufuhr am Ende doch sehr drückend werden konnte, theils die Thätigkeit Don Pedro's auf einen einzigen Punkt beschränkte. Die Aussichten des Letzteren gestalteten sich daher immer düsterer. Bei der großen Gleichgültigkeit der Volksmasse gegen die Sache der Pedroisten und die von denselben verfochtenen Principien, war eine Schilderhebung der Provinzen nicht zu hoffen, so lange es Don Miguel gelang seine Feinde eingeschlossen zu erhalten, vielmehr der Abfall der wenigen muthigen Freunde der Constitution zu fürchten, wenn man sie lange Zeit ununterstützt zu lassen gezwungen wäre. Den Beistand des in seine Dienste getretenen Generallieutenants Solignac verlor Don Pedro nach kurzer Zeit, ebenso wie den seines Admirals, Sartorius, indem er theils ihren gerechten Foderungen nicht Genüge leistete, theils sich eines hochfahrenden oder mistrauischen Benehmens gegen sie schuldig machte. Beide hatten um die Sache der Regentschaft große Verdienste, und wurden den Einflüsterungen einer Partei zum Opfer gebracht, welcher Don Pedro, zur unpassendsten Zeit, in einer Anwandlung von Ungeduld und Leidenschaft, sein Ohr geliehen hatte. Im Juni 1833 trat an Sartorius' Stelle der englische Capitain Napier, und den Befehl der Landarmee erhielt Saldanha. In England und Frankreich erhielt inzwischen die Sache Don Pedro's durch zahlreiche Freunde kräftige Unterstützung. Sie warben Truppen an unter ansehnlichen, von Porto aus bestätigten Bedingungen, und vermehrten die Streitkräfte der Pedroisten mit starken Abtheilungen, die zwar der Mehrzahl nach aus Abenteurern und verwilderten Vagabunden bestanden, die aber meist Alle die Waffen getragen hatten, Erfahrung besaßen, und zu irgend einem kühnen Unternehmen Muth und Geneigtheit zeigten. Durch solche Hilfe in Stand gesetzt vermochte Don Pedro am 21. Juni die unumgänglich nöthig gewordene Expedition nach dem Süden Portugals von Porto aus abzusenden. Der Erfolg war glänzend; ganz Algarbien unterwarf sich der Königin Doña Maria II., und zahlreiche Freiwillige schlossen sich dem constitutionellen Heere an. Entschieden wurde der Ausgang des Krieges in dieser Richtung durch den Sieg, welchen Admiral Napier am 5.

Digitized by Google

Juli über die Flotte Don Miguel's bei Cap S. Vincent davontrug. Sie fiel ihm, nach blutigem Gefecht, mit Ausnahme von einigen unbedeutenden Fahrzeugen, vollständig in die Hände, wurde zur Unterstützung der Operationen der Landarmee mit Erfolg verwendet, und machte den Fall von Lissabon von da an unvermeidlich. Für den Gang des Krieges war diese Diversion höchst entscheidend, denn sie lähmte die großen, von Don Miguel zur Eroberung von Porto getroffenen Anstalten. Der französische Marschall Bourmont war mit mehren andern Officieren seiner Partei in des Usurpators Dienste getreten, und traf vor Porto am 10. Juli ein. Einige Monate früher möchte die Gewinnung solcher Anführer den Kampf zu Gunsten Don Miguel's entschieden haben; sie kamen zu spät, denn die Befestigungen jenes wichtigen Punktes waren inzwischen von fremden Ingenieuren sehr verstärkt, die Streitkräfte Don Pedro's vermehrt und disciplinirt worden, und in dem Maße, wie diese an Muth und Enthusiasmus durch stets siegreiches Abschlagen der heftigen Angriffe gewonnen hatten, verfielen die Miguelisten in Unordnung und suchten durch Desertion einem Dienste zu entkommen, der große Menschenopfer erheischte, und ohne Aussicht auf Erfolg blieb. Die letzte große Anstrengung geschah am 25. Juli. Das Gefecht war ebenso erbittert als blutig, und brachte beiden Heeren große Verluste; Don Pedro behauptete sich, und Wochen mußten vergehen, ehe seine Feinde hinreichende Kräfte zu einem neuen Angriffe sammeln konnten. Villaflor zog nach einigen siegreichen Gefechten am 24. Juli in Lissabon ein. Die Freude der Bevölkerung, die als die aufgeklärteste des Königreichs, den Tendenzen Don Miguel's stets am meisten abgeneigt gewesen, stieg zum lauten Jubel, als Don Pedro, am 28. Juli, von Porto in einem Dampfschiffe ankam, und die Regierung Doña Maria's proclamirte. Don Miguel blieb jedoch nicht unthätig. Gestützt auf die Priester und andere gleich einflußreiche Anhänger seiner Partei, welche das Landvolk fanatisirten, gab er sich noch keineswegs verloren, und sah die Reihen seiner Truppen sich von Neuem füllen, nachdem Don Pedro, mit einer der Zeit sehr wenig angemessenen Heftigkeit, Verfolgung und Bestrafung über Alle ausgesprochen, die es je mit dem Usurpator gehalten hatten. Bourmont, der die in Porto eingeschlossenen Pedroisten am Vordringen hinderte und durch Beschießung der Stadt beschäftigte, hatte den General Clouet nach Santarem detachirt, und schloß sich diesem am 10. Aug. mit der Hauptarmee an. Um die bedrohte Hauptstadt ließ Don Pedro eine Reihe von Feldbefestigungen aufwerfen, und sah sich, noch vor Vollendung derselben (5. Sept.), von den Miguelisten angegriffen. Nur die größten Anstrengungen und das Bewußtsein, daß von diesem Kampfe ihre Existenz abhing, verschafften den Pedroisten nach einem langen und blutigen Tage den Sieg über ihre übermächtigen und gutgeleiteten Gegner, die endlich, an allen Angriffspunkten abgeschlagen, sich nach Santarem zurückzogen, um eine ganz unangreifbare Stellung einzunehmen. Porto war nach Abweisung des letzten Sturmes (am 15. Oct.) frei geworden. Das Blokadecorps zog sich nach Santarem, und ihm folgten die Pedroisten, um sich mit dem Heere zu vereinen, das von Lissabon her operirte. Einige errungene Vortheile verführten Don Miguel, sein Glück in einem neuen Feldzuge zu versuchen, der aber ganz mislang, da Bourmont und die meisten der fremden Officiere, nach dem vereitelten Versuche auf Lissabon, überzeugt, daß von dem desorganisirten Heere nichts zu erwarten sei, ihren Abschied genommen hatten. Von Saldanha, Villaflor, Napier und dem tapferen General Stubbs, die in verschiedenen Richtungen heranzogen, gedrängt, von einem spanischen Corps unter General Rodil im Rücken bedroht, erlitt Don Miguel überall Niederlagen, und verlor eine Stellung nach der andern, während die entlegenen Provinzen sich der Königin ergaben. Das letzte Gefecht dieses in die Länge gezogenen Krieges fand am 15. Mai 1834 statt bei Thomar und brachte Don Miguel's Truppen auf 7000 Mann herab. Als alle weitere Aussicht auf Erfolg verschwunden, ließ dieser sich endlich auf Unterhandlungen ein, die bereits durch England und Spanien mehrmals versucht, stets an der Hartnäckigkeit des Usurpators gescheitert waren, der unter allen Umständen König von Portugal zu bleiben verlangt hatte. Nach erlangter Zusicherung eines Jahrgehaltes und der seinerseits geleisteten, aber wenige Wochen später zurückgenommenen Verzichtung auf den Thron, verließ Don Miguel am 7. Juni 1834 an Bord einer englischen Fregatte die Küste von Portugal. — Das Waffenglück hatte sich endlich ganz für Don Pedro und seine Tochter erklärt, allein ihre Stellung blieb dennoch, wenn auch nicht völlig unsicher, doch jedenfalls schwankend. Die Usurpation und der Bürgerkrieg hatten vollständige Anarchie über Portugal gebracht, und das wenig civilisirte Volk überließ sich seinen Leidenschaften. Raub und Mord erfüllten die Provinzen, die Rachsucht wußte sich zu befriedigen, und selbst in Lissabon begannen die Parteien sich feindlich entgegenzutreten und durch Intriguen und geheime Verfolgung sich zu bekämpfen. Unbekümmert jedoch um diese drohenden Zeichen, schritt Don Pedro als Regent mit gewohnter Raschheit auf der Bahn der Reformen weiter. Er scheute selbst das größte Wagniß nicht, und sprach (am 24. Mai) in einem Decret die Aufhebung aller Mönchsklöster aus. Mit derselben Festigkeit und Selbstvertrauen, als wäre er überzeugt, daß er stets die Ereignisse zu beherrschen vermögen werde, verfuhr er gegen die noch immer furchtbare, wenngleich besiegte Partei der Miguelisten, welche er für unversöhnlich hielt und daher von allen Ämtern ausschloß, zum Exil verurtheilte, wenn sie sich nicht alsbald unterwarfen, und seine ganze Strenge fühlen ließ. Mit seltener Thätigkeit ging er an eine neue Organisirung der Regierung, und beseitigte manche Misbräuche, die von jeher das Volk gedrückt hatten. Er berief die Cortes, bestimmte die Art ihrer Erwählung, organisirte die Nationalgarde von Lissabon, setzte das Heer auf den Friedensfuß, erließ vollständige Amnestie gegen alle unter Miguel's Herrschaft wegen politischer Vergehen Eingekerkerte, hob die gegen sie gefallenen Entscheidungen der Tribunale auf, und suchte durch vorläufige Gesetze dem weiteren Ver-

falle der Finanzen vorzubeugen. Gewann er hierdurch die Achtung der Besseren unter den höheren Classen, und die Zuneigung Vieler aus dem Volke, die er von Monopolen, dem Drucke der Zehnten und der Willkür von Unterbehörden befreite, so lud er sich dagegen den Haß der Gegenpartei auf, die nicht allein in Portugal existirte, sondern auch durch die Tories in England, die Carlisten in Frankreich und überhaupt die Legitimisten und Vertheidiger der absoluten Monarchie aller Länder vermehrt wurde. Um Einfluß auf Portugal und das dort einzuführende System kämpfte die ausländische Diplomatie auf den dunkeln Wegen der Intrigue, und wirkte entweder der Regentschaft im Verborgenen entgegen, oder zwang diese zu raschen, nicht immer nachtheillosen Handlungen. So viele Anstrengungen und Sorgen, so mancher herbe Verdruß und manche getäuschte Hoffnung würden die kräftigste Körperconstitution zu erschüttern vermocht haben. Sie wirkten auf Don Pedro um so verderblicher ein, als dieser, schon durch die Ereignisse der letzten Jahre in Brasilien tief ergriffen, mit wankender Gesundheit in Europa angekommen war, und die gewaltigen Beschwerden der Vertheidigung von Porto, die er mit den gemeinsten Soldaten theilte, den Keim einer tödtlichen Brustkrankheit in ihm zur Entwickelung gebracht hatten. Mit größter Anstrengung eröffnete er (am 15. Aug.) noch die Cortes. Er leistete (30. Aug.) den Regenteneid für seine am 26. Sept. 1833 in Lissabon angekommene Tochter, legte aber, im Vorgefühle der nahen Auflösung, 18 Tage später sein Amt wieder in die Hände der Cortes nieder. Vielleicht erheiterte es seine letzten Stunden, daß die Kammern die Prinzessin Doña Maria für volljährig und zur Königin erklärten, statt eine neue Regentschaft zu ernennen, die den Intriguen den freiesten Spielraum gelassen haben würde. Er starb im Schlosse von Queluz mit ruhiger Ergebung und vollem Bewußtsein in den Nachmittagsstunden des 24. Septembers, nachdem er noch von seiner Tochter das Versprechen der Amnestie für alle politische Gefangene verlangt und erhalten hatte, und wurde, nach eigenem Verlangen, nur mit den Ehren eines Generals, in der Nacht vom 27 — 28. Sept. im Kloster S. Vincente da Fora beigesetzt.

Die Urtheile über Don Pedro widersprachen zur Zeit seines Lebens sich im höchsten Maße, indem er als Repräsentant eines großen politischen Princips und als eifriger und unerschütterlicher Vertheidiger desselben, allen Angriffen der Andersdenkenden ausgesetzt stand, von den Seinigen aber oft mehr mit gutem Willen als Klugheit und Unparteilichkeit vertheidigt wurde. Indessen tritt in seinem ganzen Leben ein so beharrliches Streben nach einem einzigen, nie aufgegebenen Zwecke hervor, daß wenige Jahre hingereicht haben, um die Ansichten über ihn von den Beimischungen zu befreien, durch welche die Leidenschaften, Parteisucht und Interesse das an sich leicht erkennbare Charakterbild zu verdüstern suchten. Don Pedro besaß einen festen und entschiedenen Sinn, den besten Willen, seinem Volke zu nützen und manche Tugenden, die ihn weit über die Glieder des Hofes stellten, unter welchen er das Unglück hatte aufzuwachsen. Genöthigt von Jugend auf sich allein zu vertrauen, ohne Leitung und selbst ohne zweckmäßigen Unterricht, Zeuge der Verhältnisse, welche seinen Vater zum Spiele der Parteien und zum Werkzeuge des bösartigsten Weibes machten, von welchem die neuere Regentengeschichte spricht, erlangte er viele Entschiedenheit und jenen Eigenwillen, der nicht selten zur Halsstarrigkeit ausartete. Mangel an gründlicher Bildung und südliche angestammte Heftigkeit verleiteten ihn in vielen Fällen der einmal genommenen Richtung trotz aller Mahnung zu folgen, oder unter den Mitteln, um zu einem an sich lobenswerthen Zwecke zu gelangen, zwar das geradeste, aber auch das am wenigsten kluge, oft gegen Andere unbillige Verfahren zu wählen. Das Schicksal mußte harte Prüfungen über ihn verhängen und ihn beugen, ehe er sich selbst überwinden lernte. Schwierigkeiten reizten ihn nur an, um mit vermehrter Energie den einmal eingeschlagenen Pfad zu verfolgen, und häufig verfehlte er seine besten Absichten, weil er sich nicht entschließen konnte, einen günstigeren Zeitpunkt zu ihrer Ausführung abzuwarten. Mit allen Tugenden, aber auch den Mängeln des cholerischen Temperaments versehen, strebte er mit Opferung aller eigenen Interessen nur dahin seine Völker zu beglücken, allein das Mislingen seiner Lieblingsplane und das häufige Zusammentreffen mit einer unwürdigen, aber mächtigen Opposition vermochten ihn in solchem Maße zu erbittern, daß er selbst Unschuldige seinen Unwillen entgelten ließ. Im Gefühle großer Selbstkraft und ergriffen von dem Edeln und Wichtigen seines Zweckes, glaubte er bei Allen, auf welche er Etwas hielt, dieselben Zustände und Überzeugungen voraussetzen zu müssen. Er vertraute daher seinen Untergebenen die Ausführung von Planen, die diesen zuwider waren, oder unangemessen dünkten, und gab den Brasiliern eine höchst liberale Constitution, obgleich das Volk in Masse für diese Regierungsform zu wenig Gesittung besaß. Enttäuscht und häufig in seinen wohlmeinenden Bestrebungen durch dieselben Stände gehindert, welche er zuerst in das Leben gerufen hatte, besaß er weder genug Geduld noch Verstellung, um bis zu günstigeren Zeiten das Joch zu tragen und Unabhängigkeit erst dann zu suchen, wenn alle Möglichkeit des Widerstandes beseitigt sein würde. Er ließ sich daher zu despotischen Maßregeln hinreißen, die übler gedeutet, als sie es verdienten, und theils als Irrthum, theils aus Parteisucht für den wahren Ausdruck seiner Gesinnungen genommen, ihn immer tiefer in Widersprüche verwickelten, und zuletzt zu der, durchaus nicht unumgänglich nöthigen Niederlegung der brasilischen Krone führten. Dem constitutionellen Systeme hing er aus innigster Überzeugung an, allein er besaß weder hinreichende historische Bildung, noch erforderliche Erfahrungen über auswärtige Politik und innere Verwaltung, um mit unfehlbarem Erfolge die rauhe und schwierige Bahn eines Reformators verfolgen zu können. Als Feldherr entwickelte er Muth und die unbeugsamste Ausdauer, fürchtete keine Gefahr und theilte jede Beschwerde mit den Seinen, allein er übernahm nicht selten die Rolle eines kühnen Officiers, die dem Anführer einer großen Partei nicht angemessen sein kann, von dessen Leben das

Digitized by Google

Ganze abhängt. Streng und unnachgiebig gegen seine Feinde, bekämpfte er diese nie mit Waffen des Verraths und suchte nie Befriedigung persönlicher Rachsucht. In jüngeren Jahren ließ er sich durch allzugroßes Selbstvertrauen zur Nichtachtung fremder Rathschläge verleiten; gebeugt durch eine Reihe der bittersten Erfahrungen erschien er später in dieser Hinsicht weit nachgiebiger und milder und dankte dieser Änderung zum größten Theile den Sieg in Portugal, wo äußere Umstände den Anfang seines Unternehmens nicht begünstigten.

Don Pedro's Privatleben war ungleich achtbarer als das der Mehrzahl seiner Unterthanen, zumal der höhern Stände von Brasilien. Es ist dennoch vielfach in den widerwärtigsten Farben geschildert worden. Die gemeine Denkungsart und die Gehässigkeit der brasilischen Gegenpartei drückt sich in jenen schamlosen Angriffen auf des Kaisers häusliche Verhältnisse aus, die, wenn sie auch auf Wahrem begründet gewesen wären, schon der Anstand bekannt zu machen verboten haben sollte. Mit Ausnahme einer allerdings sich nicht ziemenden Verbindung (mit der Marquise Santos), die aber von Don Pedro selbst wegen der Ruhe seiner Familie und der öffentlichen Meinung aufgegeben wurde, lasten auf ihm, dem ohne Aufsicht zwischen einer höchst zügellosen Bevölkerung aufgewachsenen Prinzen, wol wenige Vorwürfe. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Leopoldine, Erzherzogin von Österreich, die in Rio Janeiro den 5. Nov. 1817 ankam, und deren vorzeitiger Tod (10. Dec. 1827) Don Pedro mehr niederdrückte als irgend ein Ereigniß, jener für ihn so sorgenreichen Periode. Seine zweite ihn überlebende Gemahlin, die Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, kam in Rio Janeiro den 16. Oct. 1829 an, theilte mit ihm alle Stürme seiner letzten Jahre, und pflegte ihn noch auf seinem Todesbette mit treuer Zärtlichkeit. Als Familienvater war Don Pedro streng, aber liebevoll, indessen trübte er bisweilen das Glück der ersten Ehe durch Ausbrüche von Heftigkeit, die er den Rest seines Lebens hindurch bereuete, und durch die innigste Verehrung der Verstorbenen, die ihm ein guter Genius gewesen, und die er herzlich geliebt hatte, auszusühnen suchte*). (*Pöppig.*)

PEDRO, Ritterorden Don Pedro's. Als König Johann VI. von Portugal am 10. März 1826 in Lissabon starb und sein Sohn, der 1834 gestorbene Kaiser Peter I. von Brasilien, ihm folgte, stiftete Letzterer am 10. April 1826 in Rio Janeiro einen Ritterorden, den er Orden Don Pedro's nannte. Von seinen Statuten und Decorationen ist noch zur Zeit nichts öffentlich bekannt geworden. (*F. Gottschalck.*)

PEDRO (S.), Name mehrer Flüsse in Merico: 1) im Staate Tabasco, entsteht in dem südlich von demselben gelegenen Staate Chiapa, durch den Zusammenfluß des Zeldales und Dazingo, und ergießt sich nach kurzem nördlichem Laufe in den mexicanischen Meerbusen, östlich von der Mündung des Flusses Tabasco; 2) im Staate Xalisco, ergießt sich in das rechte Ufer des S. Jago, trocknet aber zuweilen ganz aus; 3) im Staate Sonora, und zwar in dem nördlichen, Pimeria genannten, Theile desselben, ergießt sich, nachdem er diesen Staat verlassen, in die Gila, einen Nebenfluß des Rio Colorado. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.), Bai in Merico an der Westküste von Neu-Californien, liegt unter 33° 40′ n. Br. und 100° 45′ w. L. In geringer Entfernung vor der Bai liegt die Insel S. Catalina. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.), Hafen an der Südküste der Insel Cuba, zwischen dem Hafen der Stadt S. Jago de Cuba und Sevilla. (*A. Keber.*)

PEDRO (S.). 1) P. de Batopilas, Hüttenort im mexicanischen Staate Chihuahua, liegt südwestlich von der Stadt Chihuahua und zählt 8000 Einwohner, deren Hauptnahrungsquell die nahebiegenden, jedoch immer weniger ergiebig werdenden Bergwerke sind. 2) P. de Canta gallo. Dieser brasilische Ort, welcher früher als Fregusia Santissimo Sacramento hieß, wurde am 9. März 1814 unter seinem jetzigen Namen zur Villa erhoben. Er liegt, von einem Flüßchen durchschnitten, im Districte Canta gallo, Provinz Rio de Janeiro, hat einen aus zwei ordentlichen Richtern, drei Rathsherren, drei Polizeibeamten, einem Conseilprocurator, einem Kämmerer, zwei Notaren, einem Alcayden und mehren Schreibern bestehenden Magistrat und gegen 4000 Einwohner, welche Mandiocca, Mais, Reis, Bohnen und Zuckerrohr bauen und dabei starke Rindvieh- und Schweinezucht treiben. Eine Schweizercolonie, welche man hier anzulegen versuchte, entsprach den Erwartungen nicht. 3) P. de Cardena S., spanisches Kloster, welches östlich von Burgos und in der Nähe von Castañares liegt, und in dessen Kirche der berühmte Cid begraben wurde. 4) P. de Consoles, spanische Villa in der Provinz Toro. 5) P. de Ramoral S., spanische Villa in der Provinz Burgos. 6) P. de Rozodos, spanische Villa, Provinz Salamanca. 7) P. Galla, höchster Berg der Insel Ceylon, welcher 8000 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben sein soll. 8) P. Martir S., District in Niedercalifornien mit den Missionen S. Franzisco, S. Fernando, Rosario, S. Pedro S. Domingo, S. Vincente, S. Catalina, S. Tomas*). (*G. M. S. Fischer.*)

*) Vida de Dom Pedro, Duque de Bragança etc. (Lisboa 1835.) Life of Don Pedro I. Emperor of Brazil etc. with official documents (Glasgow 1836). L'empire du Brésil sous D. Pedro I. (Bordeaux 1829.) Correspondance de Don Pedro I. avec le feu Roi de Portugal Don Jean VI. son père, traduite sur les lettres originales par *Eugène de Monglave* (Par. 1827). An historical view of the revolutions of Portugal since the close of the peninsular war etc. by an eyewitness (Lond. 1827). *Col. Hodges* Narrative of the expedition to Portugal (Lond. 1833). *Walsh* Notices of Brazil in 1828—29 (Lond. 1831). Münch über Don Pedro in Fr. Chr. A. Hasse Zeitgenossen. 3. Reihe. 1. 3. Heft. E. Große, Don Pedro oder Geschichte der neuesten Revolution von Portugal und Brasilien (Leipz. 1836). v. Schäffer, Brasilien als unabhängiges Reich u. s. w. (Altona 1824.) v. Weech, Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonialsystem. Jul. Mansfeld, Reise nach Brasilien im J. 1826 (Magdeb. 1828). F. v. Bienau, Darstellung meiner Schicksale in Brasilien. 1826. Rael Seidler, Zehn Jahre in Brasilien während der Regierung Don Pedro's u. s. w. (Quedlinburg 1835.)

*) Unter dem Namen Pedro Branco ist ein weißer Felsen am Eingange der Straße von Malacca bekannt.

Digitized by Google

PEDRO (S.), holländische Niederlassung an einer Bai in dem nördlichen Theile der Insel Curassao. (*A. Keber.*)

PEDRO DE ROCA (S.), Fort innerhalb der Stadt S. Jago de Cuba, das zugleich zur Vertheidigung des Hafens dient. (*A. Keber.*)

PEDRO DO SUL (S.), auch San Pedro do Rio grande, Stadt und Handelshafen der Provinz Rio grande do Sul in Brasilien, liegt unter 32° 2′ 40″ südl. Br., wenige Stunden oberhalb des Ausflusses der Laguna de los Patos in das atlantische Meer. Dieser mit dem Namen des Rio grande belegte Arm der Laguna ist an seiner Mündung mit einer weit in das Meer hinausreichenden Sandbank gesperrt, die nur zur Zeit der Fluth kleineren Seeschiffen den Übergang gestattet, aber ohne genaue Ortskenntniß oder Leitung geschickter Lootsen nicht zu passiren ist. Oberhalb der Mündung findet sich nirgends sicheres Fahrwasser; zwei Faden ist die größte Tiefe dieses sehr breiten Kanals, dessen Bett fortdauernden Veränderungen unterliegt. Die Annäherung an die Stadt, welche den einzigen Handelshafen der großen und wichtigen Provinz besitzt, ist daher sehr mühsam und Fahrzeugen nicht möglich, die mehr als 100 Tonnen messen. Die Umgegend ist öde und unfruchtbar, denn sie besteht nur aus Sanddünen, welche das Meer angewaschen hat, und aus einem fast ganz ebenen, gleichfalls sandigen Küstenstreife, der an den meisten Orten sich kaum einige Fuß über den höchsten Meeresstand erhebt. Von Cultur ergeben sich nur sehr geringe Spuren, und da der Boden höchstens zu Weidegründen sich eignet, so beschränkt sich die Betriebsamkeit der Einwohner auf Viehzucht, wobei sie fast ganz das auf den Pampas gewöhnliche Verfahren beobachten. An gutem Trinkwasser herrscht vieler Mangel, und nicht minder an Nutzholz. Versuche des Ackerbaues würden in den Umgebungen der Stadt an dem Flugsande scheitern, der von dem herrschenden Winde in Bewegung gesetzt, stets weiter landeinwärts dringt, und nur an dem Abfalle des inneren Tafellandes, der sich ziemlich schroff gegen 200 Fuß erhebt, Schranken findet. Dem Vorrücken der Sandhügel und der Verschüttung der Wohnungen durch sie, suchen die Bewohner dieses etwa drei geogr. Meilen breiten Küstenstreifes durch Anlegung von Wänden nach Osten vorzubeugen, allein mit so wenigem Erfolge, daß wahrscheinlicher Weise die Stadt S. Pedro dereinst ebenso von ihren Bürgern wird verlassen werden müssen, wie einige ältere Ortschaften, die man schon lange aufgegeben hat. Die Stadt liegt ganz eben und niedrig. Sie enthält etwas mehr als 500 Häuser mit 4000 Einwohnern, und hat im Allgemeinen ein freundliches Ansehen, obgleich das gewöhnliche Baumaterial nur aus Lehmziegeln besteht, denen man aber, wie an andern Orten Brasiliens, durch Übertünchung das Ansehen von Festigkeit zu geben versteht. Die Straßen sind nicht zahlreich, aber gerade und breit und laufen von Osten nach Westen. Das einzige etwas hervorragende Wohngebäude ist das des Commandanten. Die Hauptkirche ist mit ein Paar Thürmen geschmückt, und in mittelmäßig gutem Style erbauet. Auf einem nahen Sandhügel bilden einige unbedeutende Feldschanzen ein schlecht bewaffnetes Fort. Der Handel ist sehr lebhaft, indem sich hier der Hauptstapelplatz der Erzeugnisse der Provinz befindet, die theils auf dem Flusse Piratinin bis in die Nähe gebracht werden, theils auf dem Flusse Pellotas oder dem Camapuam nach der Laguna de los Patos gelangen, die für Böte allein zugänglich ist. In neuer Zeit nahm der Handel von San Pedro do Sul besonders durch die Sperren des Plata und die Bürgerkriege jener Staaten zu, deren Producte genau dieselben, wie in Rio grande (Ochsenhäute, getrocknetes Fleisch, Talg, Weizen ꝛc.) in Europa und Westindien stets Absatz fanden, und da sie nicht entbehrt werden konnten, Nachfragen und Speculationen in der ehemals ziemlich unthätigen Südprovinz Brasiliens hervorbrachten, die nun einen großen Theil des alten Platahandels an sich gezogen hat. In der Stadt bestehen daher jetzt mehre englische und nordamerikanische Handelshäuser, und im Hafen fehlt es nie an fremden Flaggen. San Pedro do Sul wurde 1763 von den aus Montevideo hervorgebrochenen Spaniern zerstört; 1773 wurde Porto Alegre zur Hauptstadt der ganzen Capitanie erklärt und die Behörden dorthin versetzt. Im Kriege gegen Buenos Ayres (1828) bedrohten die argentinischen Truppen diese Stadt mehrmals, und Parteigänger, welche sich durch die brasilische Botflotille des Lago Mirim geschlichen, erschienen bei einigen Gelegenheiten verwüstend in ihrer Nähe. (*Pöppig.*)

PEDROCHES, die, oder Dahesa de la sieta villas, Ort in der spanischen Provinz Cordova, welcher einst das alte Báturia gewesen sein soll und früherhin große Privilegien genoß. (*G. M. S. Fischer.*)

Pedrogan, s. Pedragon.

PEDRO XIMENES, eine ausgezeichnete Sorte spanischen weißen Weines, welche um Guadalcazar in der Provinz Granada wächst, und von rheinischen Weinstöcken abstammen soll. Angeblich sind diese letzteren von einem Teutschen, Peter Simmels, dahin verpflanzt worden, aus dessen Namen Pedro Ximenes entstanden ist. (*Karmarsch.*)

PEDRO ZULA (S.), Villa im Staate Honduras, Distriktes Comayagua, in den vereinigten Staaten von Mittelamerika, liegt an einem Nebenflusse der Ulua. Es wurde 1536 gegründet, ist aber unbedeutend geblieben und hat nur eine Bevölkerung von kaum einigen hundert Einwohnern. (*A. Keber.*)

PEDRUSI (Paul), geb. zu Mantoua 1644, gest. den 20. Jan. 1720, seit seiner frühen Jugend Mitglied des Jesuiterordens, in welchem er sich von Anfang an blos literarischen Arbeiten und dem öffentlichen Unterricht widmete. Er war in Parma Vorsteher des Jesuitercollegiums und übernahm, neben diesem mühevollen Lehramt, noch in Folge eines ihm von seinem Souverain, dem Herzoge von Parma, ertheilten Auftrags das Geschäft von der reichen Farnesischen Medaillensammlung einen räsonnirenden Katalog zu entwerfen. Sein Werk reich an vielerlei unnützen Gelehrsamkeit erschien seit 1694 unter dem Titel: I Cesari in oro, argento medaglioni u. s. w. raccolti nel Farnese Museo, aber die acht Folianten, die er bei seinen Lebzeiten herausgab, brachten die Sache

Digitized by Google

nicht zu Ende. Daher unterzog sich der Jesuit Piovene, ebenfalls in Parma, dem Geschäfte, das Werk durch Hinzufügung von zwei neuen Follanten zu beendigen. (Gegenwärtig ist das dickleibige Werk ganz veraltet. (Biograph. univ.) (*H.*)

PEDUCAEA LEX. Es wird uns ein agrarisches Gesetz dieses Namens erwähnt aus unbestimmter Zeit und von unbekanntem Urheber und daneben ein Gesetzesantrag dieses Namens über Incest, der im J. 641 d. St., 113 v. Chr. vom Volkstribun Ser. Peducäus gemacht wurde. (*Cic.* N. D. III, 30.) (*H.*)

PEDUCAEUS ist der Name einer römischen Familie, deren Mitglieder in den Zeiten der untergehenden Republik öfter erwähnt werden. In der Schreibart des Namens hat man sonst immer geschwankt und bald Peduceus, bald Paeduceus, bald Peducaeus geschrieben. Diese letztere Form ist die richtige; sie wird bestätigt durch das Zeugniß der lagomarsinischen Handschriften Cicero's und durch die wolfenbüttler, sie findet sich in mehren Inschriften bei Gruter und Cavedoni (Marmi Modenesi p. 107) und ist daher von den neuern Gelehrten, wie Orelli (s. Onomasticon Tull. p. 444), Madvig und Zumpt (ad *Cic.* oratt. Verrin. p. 804) angenommen und nur dieser Letztere scheint in seinem Urtheil schwankend gewesen zu sein, da er noch Accusat. in Verr. I, 7, 18 Paeduceus geschrieben hat.

Der Erste, dessen hier zu gedenken ist, Sextus Peducäus, war Volkstribun 641, dessen rogatio de incestu von Cicero (de nat. deor. III, 30, 74) erwähnt wird und von dem auch Asconius im Commentar zur Miloniana (p. 46. ed. *Baiter.*) erzählt: quo tempore Sex. Peducaeus, trib. plebis, criminatus est L. Metellum, pontificem maximum totumque collegium pontificum male judicasse de incestu Virginum Vestalium, quod unam modo Aemiliam damnaverat, absolverat autem duas, Marciam et Liciniam*). Daß diese Erzählung nicht berechtige, eine lex Peducaea de incestu anzunehmen, sah Ernesti (im Ind. leg.) noch nicht ein, wol aber haben auf den Irrthum Orelli (Ind. leg. p. 230) und Walter (Rechtsgesch. S. 832) aufmerksam gemacht.

Sein Sohn, gleichfalls Sextus genannt, ist am meisten durch seine Verwaltung der Provinz Sicilien bekannt geworden und sein Name wird besonders von Cicero bei dem großen Processe gegen Verres oft und rühmlich erwähnt. Wann er die übrigen Staatsämter bekleidet habe, ist nicht bekannt; in Sicilien aber war er zwei Jahre (76 und 75) als Proprätor und erwarb sich während dieser Amtsführung durch strenge Gerechtigkeitsliebe und Pünktlichkeit die allgemeine Liebe der Provinzialen. Er ließ eine Schätzung der Provinz abhalten (*Cic.* Accus. Verr. II, 56, 138. 139 und öfter Peducaeanus census) und hielt sich frei von allen Bedrückungen der ackerbautreibenden Grundbesitzer, obschon die Theurung in einem seiner Amtsjahre leicht dazu hätte verführen können (Accus. in Verr. III, 93, 216). Je schwerer die Noth der Verrinischen Verwaltung auf den Siculern lastete, um so lieber gedachten sie jener Verwaltung und namentlich die Syracusaner sprachen die Anerkennung jener Verdienste in einer laudatio öffentlich und mit allgemeiner Zustimmung aus (Accus. in Verr. IV, 64, 142). Cicero, der im ersten Amtsjahre seine Quästur in Lilybäum bekleidet hatte, war Zeuge jener Unbescholtenheit gewesen und hatte daher die beste Veranlassung in seiner Anklage des Verres der Vorgänger desselben mit um so rühmlicheren Worten zu gedenken. Er nennt ihn an mehren Stellen virum fortissimum et innocentissimum, nennt seine praetura innocentissima omnium diligentissimaque. Zwar dürfte Mancher einwenden, daß die Freundschaft für den Sohn des Gelobten und das Bestreben den verhaßten Angeklagten durch Hervorhebung seiner Vorgänger nur noch mehr herabzusetzen, den Cicero veranlaßt habe, die Farben etwas stärker aufzutragen, als sich mit der Wahrheit vertragen habe. Allein Peducäus war mit unter den Geschworenen, welche über die Sache des Verres entscheiden sollten, und nur als familiarissimus Verris zurückgewiesen (Accus. in Verr. I, 7, 18); ja jene Lobsprüche finden sich nicht blos in den Verrinischen Reden, sondern noch entschiedener in einer andern, von persönlichen Interessen ganz fern liegenden Stelle, de Finib. II, 18, 58, wo bei der Erzählung eines Beispiels von seiner Rechtlichkeit Cicero ihn nennt: cum doctus tum omnium vir optimus et justissimus. Auch in den Briefen an Atticus scheinen aus chronologischen Gründen manche Stellen, wie I, 4, 1. V, 4 auf ihn bezogen werden zu müssen. Vergl. über ihn Ernesti's Clavis Ciceroniana, wo aber auffallende Confusionen sich finden, die dem letzten Herausgeber, wie so vieles Andere, nicht aufgefallen sind; Görenz zu *Cic.* Fin. II, 15, 58 und besonders Orelli im Onom. Tull. p. 444. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der eine den väterlichen Namen führte, der andere sich aus einer Stelle der Rede post redit. in senatu c. 8, 21 ergibt, wo es von dem Tribunen Manius Curius heißt: ejus ego patri quaestor fui, eine Schwierigkeit, die theils dadurch gelöst wird, daß man jenen Curius von unserm Sextus adoptiren, theils dadurch, daß man einen Sohn des Peducäus durch Adoption in jene Familie übergehen läßt, welche letztere, mir weniger wahrscheinliche Ansicht Savel ad orat. post red. in senatu c. 8 vertheidigen soll.

Sein Sohn Sextus stand in freundschaftlichen Verhältnissen mit Cäsar, durch den er 706 (48 v. Chr.) mit der Verwaltung Siciliens beauftragt wurde (*Appian.* bell. civ. II, 48), sowie er auch später von demselben (V, 54) als Prätor in Hispania genannt wird. Trotz dieser Verbindung erhielt sich zwischen ihm, Cicero und Atticus ein herzliches Freundschaftsbündniß, von welchem namentlich in den Briefen an Atticus sich zahlreiche Belege finden. Cicero misbilligt seine Trennung von Pompejus nicht (ad Attic. VII, 13. 14, 3. 17, 1), versichert wiederholt seine Zuneigung (ego Peducaeum nostrum vehementer diligo; nam et quanti patrem feci, totum in hunc: et ipsum per se aeque amo atque illum amavi; ad Attic. XIII, 1, 3) und schlägt seinen Einfluß sehr hoch an (ejus auctoritas magna apud me inprimis

*) Vergl. *Freinsheimii* Supplem. *Liv.* LXIII, 11.

gravis, ad Attic. XV, 13, 3 und ejus auctoritas multum apud me valet X, 1 und 10) und rühmt die Liebenswürdigkeit und Annehmlichkeit seiner Briefe (ad Attic. XVI, 15, 4). Mehr aber ist mir nicht bekannt.

Außerdem aber erwähnt Cicero einen Legaten des C. Vibius Pansa, Cajus Peducäus, der bei Mutina gefallen (Epist. ad Fam. X, 33, 4. *Freinsheimii* suppl. *Liv.* CXIX, 16), einen römischen Ritter Lucius Peducäus, unter den Richtern des Flaccus (pro Flacc. 28, 68) und ein Titus Peducäus erscheint im J. 100 bei Asconius (in Scaur. p. 29). Auch die Consularfasten gedenken zweier Männer dieses Namens im J. 110 n. Chr., eines Marcus Peducäus Priscinus und 141 n. Chr. eines Marcus Peducäus Stloga Priscinus. (*Eckstein.*)

PEDUM, eine alte Stadt in Latium, vom Gebiete der Pränestiner, Veliterner, Albaner, Tusculaner, Gabiner und Tiburtiner umgeben (*Liv.* VIII, 12). Die Römer hatten diese Stadt früh in ihre Gewalt gebracht. Allein C. Marcius Coriolanus eroberte sie mit mehren andern Städten auf seinem feindlichen Zuge gegen Rom für die Volsker und marschirte von hier aus unmittelbar gegen seine Vaterstadt (*Liv.* II, 39). U. c. 396 hatte hier ein gallisches Heer sein Lager aufgeschlagen (*Liv.* VII, 12). Im J. d. St. 417 wurde Pedum vom Camillus wieder den Römern unterworfen. Daß diese Stadt nach dem damaligen Standpunkte zu den bedeutendern gehörte und nicht so leicht zu erobern war, geht aus Livius (VIII, 12. 13) hervor. Cicero (ad Att. IX, 18) bezeichnet ein Landgut im Gebiete dieser Stadt durch Pedanum (sowie Tusculanum, Arpinum, Formianum und andere). Albius Tibullus verweilte im Gebiete dieser Stadt, als Horatius seinen Brief an ihn richtete (Ep. I, 4, 2). Im Vetus Latium profan. Tom. X, 2. p. 564 (Rom. 1745) wird der Name Pedum von *Hedia* hergeleitet, weil diese Stadt in einer ringsum von Gebirgen umgebenen Ebene gelegen habe; eine sehr unwahrscheinliche Ableitung. Ebendaselbst wird von Pedum der Ursprung der römischen gens Pedania deducirt. Plinius (H. N. III, 9) führt die Pedani unter den 53 kleinen Volksstämmen des alten Latiums auf, welche bereits zu seiner Zeit ohne Spur verschwunden waren. Martinière (Le grand dictionn. géogr. et crit. Tom. VI. p. 171) führt aus Stephanus Byz. auch den Namen Peda auf. (*Krause.*)

PEDUM, eine von Brügière (Encycl. méth. sect. Vers) aufgestellte Muschelgattung, welche Cuvier zur Familie der Austern zieht (Ostreacea s. d. Art.), von Lamarck aber mit Pecten, Plagiostoma, Lima, Plicatula, Spondylus und Podopsis zur besondern Familie der Pectinidae (s. d. Art.) erhoben wird. Pedum hat mit Lima die allgemeine Form und den Mangel aller Schloßzähne gemein, unterscheidet sich aber von ihr durch ungleiche Schalen und einen erweiterten abgeplatteten Schloßrand, welcher an Spondylus erinnert, aber der Quere nach ganz vom Bande oder dessen Furche durchbohrt wird; dabei hat die rechte Schalenhälfte einen sehr großen, tief eindringenden Byssusausschnitt. Über demselben bemerkt man eine flügelartige Erweiterung, aber der entsprechende hintere Flügel fehlt. Das Thier stimmt nach Cuvier sehr mit dem von Lima überein und weicht am meisten durch die einfache Reihe der Mantelrandzacken von ihm ab. Die einzige bekannte Art: P. spondyloides, wird 2—3 Zoll hoch, ist weiß, mit rothbraunen Wolken innen und am Schalenbuckel, und hat auf der linken flacheren Schale erhabene radiale Rippen in ziemlicher Anzahl (29—30). Sie findet sich an den Küsten von Isle de France und Ostindien, und gehört zu den seltensten Muscheln. Abgebildet bei Chemnitz, Conchyl. 8. Th. Taf. 72. Fig. 669. 670. (*Burmeister.*)

PEE (S.), Flecken im französischen Departement der Niederpyrenäen (Gascogne), Canton Ustaritz, Bezirk Bayonne, liegt 7½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2209 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PEEBLES. 1) P., Peblis, Pebilis, Peeblis, lat. Pebliscium, Peblisium, Pebilium, königlicher Burgflecken und Hauptort der schottischen Grafschaft gleiches Namens, liegt, 21 engl. Meilen oder 9 Stunden von Edinburgh südlich entfernt, an der Vereinigung des Eddleston- oder Peebleswassers mit dem Tweed, in einer von Bergen umgebenen, fruchtbaren Ebene. Der Eddleston, über welchen eine Brücke von zwei Bogen führt, während die Ufer des Tweed eine Brücke von fünf Bogen verbindet, theilt die Stadt in die Alt- und in die Neustadt. Die letztere liegt auf dem östlichen Ufer des Eddlestone, ist von Natur und durch Kunst stark befestigt und enthält die Pfarrkirche, das Provinzialgefängniß, einen zierlichen Gasthof, einige Versammlungsörter, eine lateinische Schule und zwischen 2—3000 Einw. (1811 betrug die Zahl der Häuser in der Stadt und dem Kirchspiele 482, die der Seelen 2482), welche Teppiche, Serge, Kattune und Leinwand verfertigen, auch sieben Jahrmärkte und an jedem Donnerstag einen Hafermehlwochenmarkt unterhalten. Peebles ist ein sehr alter Ort und es läßt sich fast mit Bestimmtheit behaupten, daß schon vor der schottisch-sächsischen Zeit hier ein großes Dorf mit einer Kirche, mehren Kapellen und einem gleichfalls mit einer Kapelle und andern für einen königlichen Hof erfoderlichen Bequemlichkeiten versehenen Schlosse stand, da Peebles schon in den ältesten schottischen Urkunden als eine vom Könige abhängige Stadt erwähnt wird. Nach dem D. Pennycuick residirten die Könige des Landes bis zum Tode Alexander's III. in der Stadt und diese erhielt von ihm manche Beweise der Gnade und Freigebigkeit. Bei den darauf folgenden Streitigkeiten hinsichts des Thrones ergriffen die Einwohner Peebles' die Partei Baliol's, mußten sich aber bald dem Usurpator Eduard I. von England unterwerfen und ihm am 28. Aug. 1296 zu Berwik durch ihre Vorsteher, den Voigt und einige ihm beigegebene Assessoren, den Huldigungseid leisten. Im J. 1304 überließ dieser Fürst den Ort dem Statthalter Schottlands, Adomar von Valence, für sich und seine Nachkommen. Wann nun aber Peebles zum königlichen Burgflecken erhoben worden ist, möchte schwer genau zu bestimmen sein, doch finden wir, daß der Ort bereits 1357 zwei Abgeordnete zu dem Par-

Digitized by Google

lamente sandte, welches zusammenberufen war, um die Auslösung König David's II. zu bewerkstelligen. Den 20. Sept. 1367 schenkte dieser Fürst der Stadt eine Charte, in welcher sie als königlicher Burgflecken aufgeführt ist und diese Charte wurde darauf mit Hinzufügung neuer Vorrechte auch von den Königen Jacob II. und VI. bestätigt. Seit dieser Zeit hat Peebles zu Vorstehern 17 Beamte, nämlich einen Propst, zwei Voigte, einen Zunftdechanten, einen Schatzmeister, acht Räthe und einen Almosenpfleger. Die Einkünfte der Stadt sind sehr bedeutend, indem ihr fast alle Ländereien der Umgegend gehören, welche sie 1560 als Belohnung ihrer Treue, Gesetzlichkeit und guten Dienste erhielt. Peebles war ehemals größer als jetzt, indem es sich vom Eddlestone westwärts bis Meadow-well-strand ausdehnte. Auch mochten wol seine Häuser größer und schöner sein, als die jetzigen es sind, da der hohe Adel sich in ihnen aufhielt, wenn der König das Schloß bewohnte, von welchem keine Spur mehr übrig sein würde, wenn der Name Schloßberg nicht wenigstens den Ort erhalten hätte, wo es lag. Vor der Reformation hatte Peebles drei Kirchen und einige Kapellen. Die hohe, der Jungfrau Maria geweihte Kirche soll bereits im 11. Jahrhunderte auf der Stelle einiger Fabrikgebäude errichtet worden sein und noch sieht man ihre Ruinen am westlichen Ende der Stadt, da sie zur Zeit der Reformation zerstört wurde, weshalb man die Kreuzkirche zur Pfarrkirche erhob, welches diese auch bis 1784 blieb, wo sie dem jetzigen schönen Gebäude weichen mußte [1]).

2) P., Peeblesshire. Diese im gemeinen Leben Tweeddale (nach dem Tweedflusse) genannte Grafschaft des südlichen Schottlands liegt zwischen 55° 25′ und 55° 50′ n. Br. und 2° 58′ und 3° 34′ westl. L. n. d. Mer. von Greenw. und hat im Süden Dumfriesshire, im Noeden und Nordosten Edinburghshire, im Westen Lanarkshire, im Osten aber die Grafschaft Selkirk zu Grenzen. Ihr Flächenraum wird zu 11¼ geographischen, oder 249 engl. Meil. angegeben; nach Armstrong's Karte aber [2]) beträgt ihre Länge von Norden nach Süden gegen 28 engl. Meil., ihre Breite schwankt zwischen 10 und 18 solcher Meilen und es beträgt daher die mittlere Länge derselben 27, die mittlere Breite 13½ engl. Meil. Hiernach müßte die Oberfläche der Grafschaft 364 engl. □Meilen betragen und 232,960 engl. Acres (Morgen) enthalten, aber nach einer Berechnung Chalmers' [3]) hat die wirkliche Oberfläche nur 338 engl. □Meilen und enthält nicht mehr als 216,320 Acres, von welchen 20,000 als Ackerland gebraucht werden. Die Zahl der Häuser belief sich nach den Parlamentsrechnungen im J. 1811 auf 1820, die der Bewohner auf 9935, während jetzt die letzteren fast auf 11,000 gestiegen sind. Sieht man das Land aus der Ferne, so scheint es aus einer ununterbrochenen Kette von Bergen und Hügeln zu bestehen, und wirklich kann die Grafschaft für ein gebirgiges Land gelten, da es von Zweigen der Leadhills mehrfach durchzogen wird; dennoch finden sich in ihr auch, und zwar vorzüglich längs den zahlreichen Flüssen und Bächen reiche und fruchtbare Thäler mit gutem Ackerboden und Wiesen. Unter diesen Thälern zeichnet sich besonders das Tweedthal (Tweeddale) aus, welches die Mitte der Grafschaft in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneidet. Von ihm sondern sich andere Thäler ab, welche dem Laufe derjenigen Flüsse folgen, die sich mit dem Tweed vereinigen. Im Norden und Westen sind diese Thäler und Ebenen im Allgemeinen sehr fruchtbar, und die Berge gewähren, zum Theil bis an ihre Spitzen mit Gras bewachsen, oder mit Holz bestanden, was namentlich von denen an den Quellen des Tweed gilt, einen gefälligen Anblick; im Süden und Osten dagegen sind die Thäler unfruchtbarer und die Berge schroffer und kahler. Vorzüglich ist dies der Fall mit den Bergen zwischen Minchmoor und Hinderland, welche schwärzer, felsiger und steiler sind als alle übrigen in der Grafschaft, und durch tiefe Klüfte von einander getrennt werden. Von diesen Klüften ist eine, welche Grimscleugh genannt wird, ¼ engl. Meile lang und 300 Fuß tief. An das erwähnte Tweedthal, zu dessen beiden Seiten das Land sich bedeutend erhebt, schließen sich hinsichts der Fruchtbarkeit und Schönheit besonders diejenigen Thäler an, welche dem Leine und Eddlestone folgen. Die bedeutendsten Berge findet man an den Grenzen der Grafschaft, und unter ihnen sind diejenigen die höchsten im südlichen Schottland, welche an das Annanthal in der Grafschaft Dumfries stoßen. So hat der Blackhouse an der Grenze von Selkirkshire eine Höhe von 2360 Fuß, und der etwa vier engl. Meilen nördlicher liegende Scamed Law ist 2120 Fuß hoch vom Spiegel des Meeres an gerechnet. Die übrigen bedeutenderen Berge sind der Minchmoor im Südosten der Grafschaft (2285′), der Windlestraw-Law im Nordosten derselben (2295′), der Scrape (2560′), der Dollarburn (2840′), beide im Kirchspiele Manor, der Cardon im Kirchspiele Kilbucko (1400′ über dem Spiegel des Tweed und 2200′ über dem des Meeres). Dieser letztere Berg ist der höchste im Westen der Grafschaft, doch hat er hier

1) Die Kreuzkirche war ein Theil der Conventualkirche eines von Alexander III. gestifteten Klosters der rothen oder Trinitariermönche, welche die Verpflichtung hatten, mit dem dritten Theil ihres jährlichen Einkommens Christensklaven aus der türkischen Gefangenschaft zu erlösen. Nach der Sage war die Kirche auf derjenigen Stelle erbaut, wo man 1261 die Gebeine des heil. Nicolaus gefunden hatte. Ihre Länge betrug 102, ihre Breite 34 Fuß; das zu ihr verwendete Baumaterial waren größtentheils Quadersteine. Nach Aufhebung des Klosters, eines viereckigen Gebäudes, in dessen südlicher Seite sie stand, wurde ein Theil der Kirche in eine öffentliche Schule verwandelt, der andere bis zu der oben erwähnten Erbauung der neuen Kirche zu gottesdienstlichen Handlungen benutzt. Jetzt zeugen wenigstens ihre äußern Mauern noch von ihrer alten Pracht. Die Andreaskirche war älter als die Kreuzkirche, und weiß man auch gleich die Zeit ihrer Erbauung nicht ganz genau anzugeben, so steht doch so viel fest, daß sie bereits im 12. Jahrh. gestanden haben mußte, da der Bischof Joscelline von Glasgow, welcher sie einweihte, 1199 starb. Cromwell's Soldaten gebrauchten diese Kirche, die auch durch ihre Bauart ihr hohes Alter verräth, als Stall und zerstörten ihr Dach, daher sie auch weniger erhalten ist, als die Kreuzkirche. 2) s. *Armstrong*, Companion to the map of Tweeddale.

3) Caledonia, or An Account of Historical and Topographic of North Britain by *George Chalmers*, 4 ed. (London 1810.)

Digitized by Google

mehre ihm wenig nachstehende Nebenbuhler. Im Kirchspiele Kirkud liegt der Hell's Cleugh, von dessen Spitze, auf welcher sich ein Pikestone genanntes Heidengrab (cairn) findet, hat man eine herrliche Fernsicht auf die Gegend jenseit des Forths, sowie auf eine Bergkette, welche sich von dem östlichen Fife bis nach Dumbartonshire hinzieht. Überhaupt übersieht man von dieser 2100 Fuß erhabenen Spitze das Teviot-, Annan- und Clydesthal, sowie Perthshire, Fifeshire, Nord-Berwick, Theile von Northumberland, und die drei Lothians. Gleich den Bergen sind auch die Flüsse und Bäche in der Grafschaft sehr zahlreich, welche sich alle, mit Ausnahme des Megget und des nördlichen und südlichen Esk in den Tweed ergießen. Dieser Strom hat seine Quellen auf einem Bergrücken, welcher das Annan- von dem Tweedthale trennt [4]), windet sich darauf in Schlangenlinien 40 Meilen lang durch die Grafschaft, wobei sein Lauf vorzüglich oberhalb Peebles äußerst reißend ist, indem er hier 1550 Fuß hoch herabsteigt und ergießt sich, nach einem Laufe von 100 engl. Meilen, bei Berwick in das Meer. Reich an Lachsen und Forellen ist der Tweed für viele Menschen eine reiche Quelle der Nahrung und des Erwerbs. Zu den bedeutendsten Flüssen, welche dem Tweed ihr Wasser zuführen, gehört der Lyne, der Eddleston und Leithen im Norden, der Manor und Quair im Süden der Grafschaft. Der zuerst genannte Fluß entspringt bei einem Cauldstaneslap genannten Orte und erreicht den Tweed nach einem Laufe von 21 (engl., welche hier überall gemeint sind) Meilen, drei Meilen oberhalb der Stadt Peebles. Der Eddlestone entspringt auf dem King-Seat-Hill in dem gleichnamigen Kirchspiele, und vereinigt sich bei Peebles, wie wir bereits bemerkten, mit dem Tweed. Der Leithen legt von Water-Head bis eine Meile von Inverleithen [5]) zwölf Meilen zurück und der Manor entspringt bei Foulbrig im südlichen Theile des Kirchspiels seines Namens, welches er zwölf Meilen lang durchfließt. Der Quair endlich entspringt in der Nähe von Glendean und fällt bei einem Edelhof, Namens Traquair, in den Tweed. Weniger reich als an Bergen und Flüssen ist die Grafschaft an Seen, welche überdies nur klein sind. Der bedeutendste unter ihnen ist der Waterlochsee im Kirchspiele Eddlestone, dennoch beträgt seine Länge nur ½ und seine Breite nur ¼ Meile. Ihm verdankt der Südesk seinen Ursprung, welcher zugleich mit dem Nordesk bei Musselburgh in Midlothian sich in den Forth ergießt. Die beiden andern Seen liegen in dem Kirchspiele Tweedsmuir und heißen Gameshope- und Slippersfieldsee. Der erstere läuft in den Gameshopebach aus, welcher den Talla bildet. Der St. Marysee, welchen einige Geographen zu dieser Grafschaft rechnen, gehört zu Selkirkshire.

Gleich den meisten Gebirgsländern ist Peeblesshire an einigen Mineralien nicht arm, an andern sogar ziemlich reich. Nach Buchanan und andern alten Schriftstellern fand man im Glen-Gaber, welcher das Kirchspiel Megget durchfließt, früherhin Gold, und im Leadlaw, einem Berge bei Linton, wurden ehemals einige Bleiminen bearbeitet, welche eine bedeutende Menge Silber lieferten. Vor etwa 60 Jahren wollte man diese Minen, welche unter dem Namen Silberhöhlen bekannt waren, wiederaufnehmen, allein die Ausbeute deckte die Kosten nicht. Auch im Kirchspiele Traquair entdeckte man Bleiminen, doch enthielt das Erz, welches sie lieferten, wenig Silber. Bleiglanz wurde vor einigen Jahren in einem der Flüsse entdeckt, welche in den Quair fallen. Kohlen sind im Überflusse vorhanden und die nordöstlichen Districte der Grafschaft liefern die meisten. Auch findet man hier Kalksteine, und auf Mergellager stößt man in den Kirchspielen Linton und Newland. Diese letzteren sind augenscheinlich durch Absickerungen aus den Kalkflözen entstanden, durch welche Moos incrustirt wird. In diesen Mergellagern werden die Schalen der gemeinen Schnecke aufgelöst, sodaß man sie mit leichter Mühe zerreiben kann. In der Nähe der Carlops- und Spittlehaugsberge findet sich ein Lager von blauem Mergel, welcher aus Stein und Thon besteht. Das vorherrschende Gestein in dieser Grafschaft ist Schiefer, doch findet man in manchen Kirchspielen auch rothen und weißen Sandstein, sowie Granit. Der Schiefer, von welchem sich eine schöne blaue Sorte im Tramoreberge des Kirchspiels Stobo findet, wird zu verschiedenen Zwecken benutzt und verarbeitet, und die hiesigen Schieferplatten stehen in einem großen Rufe. Bei Lamancha findet man verschiedene Arten von Thon und der hier gegrabene Töpferthon gleicht dem von Stourbridge. Ebendaselbst findet man Eisenerz in mehren Adern, deren eine gediegenes Eisen enthält. Auch Braunstein wird hier theils rein, theils mit Eisenerz vermischt gefunden, doch hat man noch keine Eisenwerke angelegt. Weißer Marmor, ähnlich dem von Pennycuick, wurde früher zu Whitfield im lintoner Kirchspiele gefunden.

Einige Mineralquellen finden sich ebenfalls in Peeblesshire, ohne daß sich jedoch eine besonders auszeichnet. Nördlich von dem Dorfe Linton findet sich eine Quelle, welche Heaven-aqua-water genannt wird und dem Tunbridgerwasser gleicht. Eine andere, dem Harrowgatewasser ähnliche, Salzquelle findet sich im Kirchspiel Inverleithen, und man bedient sich ihrer gegen Scordut und Hautausschläge. Eine reiche Schwefelquelle quillt im Kirchspiele Kirkud und sie ist nach des D. Black's Untersuchung selbst stärker, als die berühmte Schwefelquelle von Moffat. Zu Lamancha im Kirchspiele Newland trifft man eine Stahlquelle, Vertuewell (Tugendquelle, Kraftquelle) genannt, welche Eisen auflöst. Der vorherrschende Boden ist in den Flußebenen ein aus dem Niederschlag des Wassers entstandener sandiger Boden, in den höher liegenden Gegenden hat man entweder einen reichen lehm- oder sandigen und steinigen oder gewöhnlichen Ackerboden. An den Quellen der Flüsse, vorzüglich der nördlichen Gegenden, welche die höchsten sind, ist der Boden meist moor- oder marschartig. Das Klima der Grafschaft ist nach den verschiedenen Gegenden ebenfalls sehr

4) Hier entspringen auch der Annan, welcher sich südwärts dem Solway-frith, und der Clyde, welcher sich dem Clyde-frith zuwendet. 5) Hassel, v. Jenny und Andere nennen diesen Ort Inverleithen, allein dieser Name ist aus dem celtischen Worte Inver — Influx oder Einfluß und dem Flußnamen Leithen zusammengesetzt, daher er so geschrieben werden muß, wie wir gethan haben.

Digitized by Google

verschieden. Denn während die Luft im Tweedthale warm und mild ist, leiden die höher liegenden Gegenden oft an der größten Kälte. Dennoch sind Krankheiten selten und die Bewohner gesund und kräftig. Regenschauer sind in der Grafschaft häufig, aber die Masse des herabfallenden Wassers ist nichtsdestoweniger geringer, als in den benachbarten, östlichen und westlichen Grafschaften und übersteigt selten die Höhe von 28 Zoll im Jahre. Die Berge bedeckt schon im October Schnee, und einige Thäler leiden im Herbst von Reif und eisigen Nebeln, welche der Vegetation, vorzüglich aber den Kartoffeln, dem Klee und den Erbsen häufig schaden. In den meisten geographischen Handbüchern wird angegeben, daß die Landwirthschaft in Peeblesshire sehr zurück sei, und sich hauptsächlich auf Hafer- und Kartoffelbau erstrecke, allein dies ist keineswegs der Fall. Vom Ende des 11. bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts soll sie hier sogar blühender gewesen sein, als in den übrigen Grafschaften Schottlands. Pachtungen und Hutungen griffen damals, wie jetzt, in einander. Doch ist nicht zu leugnen, daß die vier folgenden Jahrhunderte dem Landbau weniger günstig waren. Erst nach der Union fing man an, langgenährte Vorurtheile mit vernünftigeren Ideen zu vertauschen. Diejenigen, welche mit gutem Beispiele vorangingen, waren der Herzog Archibald von Argyle, Alexander Murray von Stanhope, D. Pennycuick und der Pachter M'Dougal in der Nähe von Linton. Der Letztere führte die in Norfolk gewöhnliche Feldwirthschaft ein und reizte dadurch seine Nachbarn ein Gleiches zu thun. Thomas Stevenson ließ das Pachtgut Dairy wieder aufleben und Georg Dalzel, Gastwirth zu Linton, führte 1764 den Rübenbau ein; auch war er der erste, welcher nach einem größeren Plane Kartoffeln mit dem Pfluge baute. Die größten Fortschritte machte jedoch der Ackerbau seit dem Jahre 1788, in welchem der Lord von Neidpath, sei es aus Mangel oder Habsucht, seinen Pächtern ihre Pachtung auf 50 Jahre überließ. Diese erbauten sich jetzt, durch den für längere Zeit gesicherten Besitz ihrer Pachtung bewogen, bessere Wohnungen, fingen an, Umzäunungen anzulegen und ihre Gelder auf die Verbesserung ihrer Güter zu verwenden. Ist nun gleich Hafer dasjenige Getreide, welches man, durch den Boden und das Klima dazu genöthigt, hauptsächlich erzielt, so benutzt man doch auch den besseren Boden, um Gerste zu bauen. Dabei hob sich der Kartoffel- und Rübenbau (Turnips), und durch letzteren wurde die Sömmerung fast gänzlich verdrängt. Nach von Jenny[6]) wird der Ertrag des Grund und Bodens jetzt auf 324,000 Gulden geschätzt. Auch künstliche Grasungen hat man angelegt, doch stehen diese in keinem Verhältnisse mit den natürlichen Weideplätzen, welche $\frac{3}{4}$ der ganzen Grafschaft einnehmen, und zur Rindvieh- und Schafzucht benutzt werden. Man rechnet, daß sich gegen 7000 Kühe in der Grafschaft finden. Die Schafzuchtpächter haben im Durchschnitt 1500 engl. Morgen (acres) Weideland, einige derselben 3000, und nur eine geringe Zahl weniger als 800 Morgen. Dabei haben Alle mehr oder weniger Ackerland zu benutzen. Die hier gewöhnliche Art von Schafen ist kurzgeschwänzt, von gedrungener Gestalt und hat schwarze Schnauzen und Beine. Die Gewohnheit, die Schafe mit einer Mischung von Theer, Öl oder Orkneybutter einzuschmieren, hat sich bis jetzt immer noch in der Grafschaft erhalten, ohne daß man einen vernünftigen Grund für sie anzugeben weiß. Einige sagen, die Wolle werde dadurch verbessert, Andere behaupten, das Verfahren schütze die Thiere gegen die Kälte. Das Erstere möchte vielleicht noch am meisten für sich haben, da man in neuester Zeit empfohlen hat, die Schafe möglichst oft mit Buttermilch zu waschen, indem dadurch nicht nur das Wachsthum, sondern auch die Feinheit der Wolle außerordentlich befördert werde. Doch ist die tweeddaler Wolle, trotz der vortrefflichen Weide und dem Einschmieren, schlecht, und kann nur zu Teppichen, Schalongs und ähnlichen Zeuchen gebraucht werden, weshalb sie auch gering im Preise steht.

Peeblesshire steht, wie die übrigen Grafschaften Schottlands, unter der Gerichtspflege eines Lordlieutenants und eines Sheriffs, welcher Letztere einen Substituten ernennt, um in seiner Abwesenheit Gericht zu halten. Wann die Grafschaft zu einem Sheriffthum erhoben worden ist, kann nicht genau angegeben werden, doch werden schon 1184 ein Sheriff in Traquair, ein anderer in Peebles erwähnt. Im 14. Jahrhunderte wurden beide Ämter vereinigt, und nur das letztere blieb. Es gibt 16 Kirchspiele in der Grafschaft und man findet in ihr außer dem Burgflecken Peebles noch fünf sehr beträchtliche Dörfer, welche Märkte und jährliche Messen für den Schaf-, Pferde- und Rindviehverkauf unterhalten. Diese sind Linton (1186 Einw.), Eddleston, Skirling, Broughton und Inverleithen (125 Häuser, 705 Einw.). Letzteres ist zwei Stunden von Peebles entfernt, liegt sehr schön und ist in den neuesten Zeiten durch einige Wollenmanufacturen sehr in Aufnahme gekommen.

Eine der größten Wohlthaten, welche die Grafschaft den letzten 50 Jahren verdankt, ist die Verbesserung alter und die Anlegung neuer Hochstraßen. Von den letztern durchschneidet die von Edinburgh nach Moffat, einem berühmten Badeorte in Dumfriesshire, führende die Grafschaft in ihrer ganzen Länge von Nordosten nach Südwesten. Eine andere durchschneidet sie auf gleiche Weise von Westen nach Osten, indem sie von Biggar in Lanarkshire, bei Peebles und Inverleithen vorbei, nach Gallashiels und Kelso in der Grafschaft Roxburgh führt. Diese beiden Straßen dienen den Einwohnern von Peeblesshire dazu, ihre überflüssigen Producte, vorzüglich ihr Getreide, nach Glasgow zu schaffen. Eine dritte, 1794 angelegte Straße, welche den Weg von Inverleithen nach Middleton in der Grafschaft Lancaster um 14 engl. Meilen verkürzt, versorgt den größten Theil der Grafschaft mit Kohlen. Diese Straßen haben auch dazu beigetragen, das Fabrikwesen in der Grafschaft etwas zu heben, obgleich dieses immer noch sehr tief steht. Alles Leinenzeuch, zu welchem der Flachs größtentheils in der Grafschaft selbst gewonnen wird und welches von dem gemei-

6) s. dessen geographisch-statistisch-topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland, Art. Peebles.

nen Mann, wie in einigen Theilen Thüringens, während des Winters verfertigt wird, kommt nicht zum Verkauf, sondern wird in der Grafschaft selbst verbraucht. Wollen- und Baumwollenwebereien sind in und bei Peebles in Aufnahme gekommen, auch finden sich hier einige Strumpfwirker, und ihre Erzeugnisse finden auch außerhalb der Grafschaft einen ziemlichen Absatz. Andere Artikel der Ausfuhr sind Wolle, Schafe, Hammel, Lämmer, Butter, Schiefer und Walkererde.

Die Grafschaft hat zahlreiche und mannichfaltige Reste der altbritischen Zeit aufzuweisen, indem man Spuren der alten Briten theils in den Ortsnamen, theils in religiösen, kriegerischen und Grabdenkmälern findet. Zu Hairstanes im Kirchspiele Kirkud finden sich Reste eines Druidentempels, welche in kreisförmig aufrechtstehenden Steinen bestehen. Reste eines andern Tempels der Art sieht man auf der auch sonst merkwürdigen Halbinsel Sheriffmuir. Von jedem Paare dieser Steine laufen östlich und ebenfalls kreisförmig zwei Reihen kleinerer, aufrecht stehender Steine aus. Ein drittes solches Denkmal hat man bei Tweedsmuir, und ein viertes, etwas kleineres, an der Grenze zwischen Peebles und Selkirk aufgefunden. Grabhügel finden sich in den Kirchspielen Kirkud, Glenholm und Linton. In einem derselben, bei Kingsmuir im Kirchspiele Peebles, fand man eine umgekehrte Urne, welche die Asche eines britischen Kriegers mit seiner Dolchklinge enthielt. Im Kirchspiele Eddlestone findet sich bei dem Ship-Law ein Grab, welches man Shiphorns nennt, weil es dem umgekehrten Rumpfe eines Schiffes gleicht. Einige andere Grabmale hat man im Tweedthale und bei Sheriffmuir. Doch stehen diese alle dem Grabe Merlin's an Interesse nach, welches am Einflusse des Powsait in den Tweed liegt. Es enthält nach der Sage die Gebeine dieses wegen seiner Zauberkünste ebenso wie wegen seiner Prophezeiungen gefürchteten und geachteten Propheten, welcher in den Gesängen der alten Barden wie in der Sage des Volkes fortlebt. Kriegsdenkmale finden sich ebenfalls zahlreich in Peeblesshire. Diese bestehen in Bergfestungen, welche unbezweifelt britischen Ursprungs sind. Sie haben gewöhnlich eine runde Gestalt, doch weichen sie oft von ihr ab und passen sich dem Berge oder dem Boden an, auf welchem sie stehen. Auf dem Hügel Cademir finden sich vier britische Lager, deren eins mit einem Walle von Steinen umgeben ist, die durch kein Bindungsmittel zusammengehalten werden. Dieser Wall ist zuweilen doppelt, und, wo er einfach ist, immer außerordentlich dick. Auch Jamets'brae im Kirchspiele Peebles zeichnet sich durch zwei Befestigungen aus, deren jede mit einem einfachen Graben und Wall versehen ist. Ähnliche Werke finden sich in demselben Kirchspiele auf der Spitze des Meldum, auf einem Hügel oberhalb Hutchinfield, in der Nähe von Haysion-Craig, auf einem Hügel bei Wham und auf dem Eil-hill-rigberge. Im Kirchspiele Manor sieht man britische Festungen auf den Bergen Hound-hill, Caver-hill und der kleinen Anhöhe Ring-know. Auf einer Anhöhe bei Inverleithen finden sich die Reste einer solchen Festung, welche vier Gräben und ebenso viel Wälle gehabt zu haben scheint. Andere Werke dieser Art erblickt man auf dem Terraee-hill im Kirchspiele Newland, zu Milkington-Rings und North-Shield-Rings im Kirchspiele Eddlestone, auf einer Anhöhe oberhalb Linton, auf dem Gipfel des Lead-Law und an andern Orten. Alle diese Werke zeigen wol hinlänglich, daß hier einst blutige Kämpfe vorfielen, und daß die Ureinwohner Alles aufboten, um den Römern das Eindringen in ihr Land zu verwehren, oder wenigstens so schwer wie möglich zu machen. Denn daß die Römer dies beabsichtigten, geht, ohne die geschichtlichen Nachrichten zu berücksichtigen, deutlich daraus hervor, daß man auch Spuren römischer Lager in Peeblesshire aufgefunden hat. Eins der vorzüglichsten dieser letzteren findet sich auf der östlichen Seite des Lyne und zehn engl. Meilen östlich von der Watlingstraße, welche die Grafschaft in ihrem westlichen Ende durchschneidet. Vom gemeinen Manne wird dies Lager Randal's Wall genannt, weil die Sage geht, daß Randolf, Graf von Murray, in dem Raume desselben ein Schloß gehabt habe. Nach Armstrong's Messungen nahm dies Lager einen Raum von sechs Morgen und zwei Ruthen ein, und oft wurden beim Pflügen hier römische Münzen gefunden. Ein anderes römisches Lager erkennt man auf der nördlichen Seite von Upperwhitfield im Lintonkirchspiele. Es hat die Gestalt eines Parallelogramms und ist mit einem Graben und einem Walle umgeben, welche jetzt jedoch ziemlich verwischt sind. Ein drittes Lager findet sich im Kirchspiel Manor und man hält es allgemein für ein römisches.

Dunkel, in welcher Zeit und zu welchem Zwecke sie angelegt wurden, sind die Terrassen, eine vierte alterthümliche Merkwürdigkeit in Peeblesshire. Während Einige ihnen gleichfalls eine kriegerische Bestimmung geben, und annehmen, daß sie bestimmt gewesen wären, einer größern Anzahl von Kriegern Raum und sichern Stand zu verschaffen, geben Andere, und unter ihnen Chalmer, denselben einen friedlichen Zweck, indem sie annehmen, daß man sie angelegt habe, um bei den Wettkämpfen der Barden und anderen Spielen den Zuschauern zur Bequemlichkeit zu dienen. Sie würden dann, was allerdings etwas für sich hat, rohe Amphitheater sein, wie sie die in der Baukunst unerfahrenen Söhne der Natur anlegen konnten. Noch andere wollen, daß sie zu gerichtlichen Zwecken benutzt worden wären. Die merkwürdigsten Werke dieser Art finden sich am Terraeehill oberhalb Newland. Hier laufen den ganzen Hügel entlang und bis zu seiner Spitze eilf bis zwölf Terrassen, deren Breite 15 bis 20 Fuß beträgt. Eine halbe Meile nördlich finden sich solche Terrassen am Mool-Hill, dann bei Kirkud, Skirling und Smithfield. Dürften wir eine Meinung wagen, so möchten wir annehmen, daß diese Terrassen einen ökonomischen Zweck hatten, indem durch sie ein größeres Feld für den Ackerbau gewonnen wurde. In Thüringen finden wir z. B. viele Berge für den Wein- und Obstbau terrassirt, auch in China und andern Ländern ist dies der Fall, und oft erkennt man an ihren Resten allein, daß früher eine Gegend bewohnt oder wenigstens stärker bevölkert war als jetzt. Zu den Resten

Digitized by Google

des Mittelalters in Peeblesshire gehören die Thürme, Burgen und Schlösser. Die ersteren findet man vorzüglich an den Ufern des Tweed, und zwar abwechselnd auf beiden Seiten des Flusses einander gegenüberliegend, wie dies auch in Selkirkshire und Berwikshire der Fall ist. Sie sind aus Stein und Kalk äußerst fest, gewöhnlich auf schwer zugänglichen Orten erbaut und dienten dazu, durch auf ihrer Spitze angezündete Feuer in kürzester Zeit die Bewohner des innern Landes, in einer Länge von 70 engl. Meilen, von dem Anzuge feindlicher Nachbarn in Kunde zu setzen [7]). In dem zehn engl. Meilen langen Striche ober- und unterhalb Peebles zählte man zuletzt noch 26 solcher Thürme, welche, die Größe ausgenommen, einander ganz ähnlich waren. Was die Schlösser anbetrifft, so hatten die Könige von Schottland im 12. Jahrhunderte ein Schloß in Traquair, in welchem sie sich oft der Jagd wegen aufhielten. Dieses ist jedoch ebenso spurlos verschwunden, wie das, welches wir bei Peebles erwähnten. Zu Woodhill und im Kirchspiele Broughton findet man Überreste von Gebäuden, welche der Sage nach Schlösser des berühmten Macbeth gewesen sein sollen. Die Ruinen des Oliverschlosses, in welchem die Frasers ihren Sitz hatten, sieht man im Kirchspiele Tweedsmuir, und am Fruid die des Fruidschlosses, welches gleichfalls mächtigen Baronen gehörte. Das Schloß Drummelzier liegt dicht am Tweed; eine Meile von ihm entfernt sieht man das Schloß Thanes oder Tinnis, welches früher eine Besitzung der Tweedis, der Herren von Drummelzier, war, welche während der Unruhen hier einige Zeit lang fast unumschränkt herrschten. Alle diese Schlösser oder Burgen sind jetzt in Trümmer zerfallen und nur das Niedpathschloß in der Nähe von Peebles hat sich noch so ziemlich erhalten; nach ihm kann man sich eine Vorstellung von den übrigen machen. Es liegt auf einem Felsen, welcher das nördliche Ufer des Tweed überragt, der sich hier durch ein enges, starkbewaldetes Thal drängt. Die Wälle desselben haben eine Dicke von eilf Fuß und Kalk und Steine bilden eine fast nicht zu zerstörende Masse. Im Alterthum gehörte Niedpath gleichfalls den Frasers und ist wahrscheinlich das Geburtshaus des tapfern Simon Fraser, mit welchem die männliche Linie dieser Familie ausstarb, und welcher 1303 in drei an einem Tage gelieferten Schlachten bei Roslynmoor mit 10,000 Mann 30,000 Engländer schlug. Unter Karl I. lagen königliche Truppen in diesem Schlosse und dieses vertheidigte sich länger gegen Cromwell, als irgend ein anderer im Süden des Forts gelegener Platz. (*G. M. S. Fischer.*)

PEEING-GHIA, birmanische Stadt, welche gegen 20 engl. Meilen nördlich von Mayadoun liegt und, durch die Nähe des Irawaddy begünstigt, einen starken Handel mit Teakholze treibt. Dieses wird in den sich an und auf den westlich liegenden Bergen befindlichen Wäldern geschlagen, so lange es die trockene Jahreszeit erlaubt und nach dem Eintritt der Monsoons zu Wasser nach Rangoon und Sablahdam geschafft. (*G. M. S. Fischer.*)

PEEL, PEELE, kleine, englische Seehafenstadt, welche, fünf Stunden westlich von Douglas, an einer Bai auf der Westküste der Insel Man am irischen Kanale liegt, früherhin Holm oder Holmstown hieß, und jetzt 1500 Einwohner zählt, welche etwas Schiffahrt und einigen Häringsfang treiben. Nach den sich hier vorfindenden Ruinen zu schließen, scheint die Stadt vormals weit beträchtlicher und bedeutender gewesen zu sein als jetzt. Ihren Verfall begründete England, indem es 1765 die Insel Man (s. d. Art.) von den Herzogen von Athol erkaufte, und dem Schleichhandel ein Ende machte, durch welchen auch die Einwohner Peele's reich wurden. Seit dieser Zeit ist der Hafen der Stadt vernachlässigt und sein Damm zerstört, doch leistet er der Schiffahrt immer noch einige Dienste, da wenigstens kleinere Schiffe in denselben einlaufen können. Während der Blüthezeit der Stadt fanden sich in ihr drei den Heiligen Petrus, Patrick und Germanus (Germain) geweihte Kirchen. Die beiden andern (von welchen die letztere Kathedralkirche war), und welche jetzt verfallen sind, stehen in der Mitte einer Citadelle auf einem kleinen, felsigen Eilande, welches ebenfalls Peele genannt wird. Dieses wird von dem westlichen Ende der Stadt durch einen bei niedrigem Wasserstande kaum einen Fuß tiefen Kanal getrennt, den jedoch v. Jenny 7 — 10 Faden tief sein läßt, und steht durch einen festen, abschüssigen Damm, welcher vor langer Zeit zur Beschützung des Hafens angelegt wurde, mit dem festen Lande in Verbindung. Der Eingang liegt auf der Ostseite, wo sich eine jetzt ganz verfallene und gefahrvolle Treppenflucht findet. Die Wälle der Festung, welche etwa den Raum zweier Morgen umschließen, sind gegen vier Fuß dick und werden von Thürmen flankirt. Die frühern Besitzer der Insel hielten hier eine Besatzung, jetzt wird diese Citadelle gänzlich vernachlässigt und ihr Inneres liegt voller Trümmer. In der Mitte derselben steht ein pyramidalisch viereckiger, oben abgestumpfter und offenbar von Menschenhänden errichteter Erdhügel. Die vier Seiten desselben sind genau den vier Himmelsgegenden zugekehrt und ein 5½ Fuß breiter Graben umgibt diesen Hügel. Man glaubt, daß er dazu gedient habe, die Soldaten durch einen ihrer Obern anreden zu lassen, wie dies von den römischen Suggesten geschah, allein seine pyramidalische Gestalt spricht mehr dafür, daß er das Grab irgend eines Großen, also ein tumulus, war. In der Nähe dieses Hügels stehen die beiden oben erwähnten in Ruinen liegenden Kirchen, deren jede in eine sehr alte Zeit hinaufreicht. Die St. Patrickskirche ist ál-

7) Auch in Teutschland scheinen solche Thürme, welche gewissermaßen rohe Telegraphen waren, gewöhnlich gewesen zu sein. Eine Kette derselben kann man fast noch mit Bestimmtheit nachweisen. Sie erstreckte sich von der böhmischen Grenze bis nach Quedlinburg und soll der Sage nach dazu gedient haben, das Anrücken der Ungarn dem Kaiser, welcher sich oft in dieser Stadt aufhielt, sowie den Thüringern und Sachsen aufs Schnellste zu melden. Diese äußerst festgebauten Thürme stehen fast immer auf Punkten, von welchen man eine große Fernsicht hat und haben sich zum Theil noch unversehrt, wie z. B. „die Warte" bei Langen-Eichstätt im Regierungsbezirk Merseburg, bei Aschersleben und anderswo, theils in bedeutenden Resten erhalten.

Digitized by Google

ter als die Normannenzeit. Die Kirche des heil. Germanus wurde gegen das Jahr 1245 erbaut und dient seit mehren Jahren nur noch zum Begräbnißplatz. Ihre Länge beträgt 77, ihre Breite 20 Fuß und unter einem Theile derselben befand sich das geistliche Criminalgefängniß, welches nur durch eine in den Wall angebrachte Öffnung einiges Licht erhielt und, obgleich 34 Fuß lang und 16 Fuß breit, äußerst dumpfig war, da in einem Winkel dieses Gewölbes sich eine offene Quelle fand. — Drei englische Meilen von Peele liegt der Tinwaldsberg, eine künstliche Erhöhung, deren Alter man nicht weiß. Der Umfang dieses fast überall mit Gras bewachsenen Berges, dessen Winkel abgerundet sind, beträgt fast 80 Yards oder 720 Fuß und man gelangt auf seine Spitze vermittels einer Rasenstufenflucht. Der Durchmesser der erstern beträgt sieben Fuß, und drei Fuß unter derselben befindet sich ein vier Fuß weiter Platz, dem ein zweiter und dritter von sechs Fuß Breite und darüber folgen. Auf diesem Tinwaldberge hielt das Parlament und der große Rath der Insel Man Zusammenkünfte und der oberste Gerichtshof zu bestimmten Zeiten gerichtliche Verhandlungen. Dieser letztere Umstand scheint dem Berge seinen Namen gegeben zu haben, denn nach einigen englischen Etymologen ist dieser aus den dänischen Worten tin oder ting, welches eine Versammlung oder ein Zusammentreffen bedeuten, und wald, wodurch ein Feld oder ein eingehegter Platz bezeichnet werden soll, zusammengesetzt; Andere leiten denselben von den keltischen Worten tyng und val ab, wonach Tinwald so viel als Gerichtsberg heißen würde [1]). Nicht weit von diesem Berge steht die St. Johanniskapelle, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts nach dem Muster einer frühern Kapelle, welche hier stand, erbaut wurde. Es wird kein Gottesdienst in ihr gehalten und man gebraucht sie überhaupt nur an dem Tage, an welchem die Gesetze öffentlich bekannt gemacht werden [2]).

(*G. M. S. Fischer.*)

PEEL (Robert), geb. den 25. April 1750 zu Peel's Croß bei Lancaster, zeigte früh eine ungemeine Geschäftsgewandtheit und technische Kunstfertigkeit. Dem Baumwollmanufacturwesen sich widmend und das Maschinenwesen dabei mit Vortheil benutzend, fand er an William Yates, einem angesehenen Fabrikanten zu Bury in Lancashire, einen wackern Gehilfen. Peel war kaum 23 Jahre alt, als er mit jenem rastlos thätigen und betriebsamen Manne in Geschäftsverbindung trat. Ein reicher Gewinn war die Folge. Das Freundschaftsband knüpfte sich noch fester, seit Peel sich mit der Tochter jenes Fabrikanten vermählt hatte. Zehn Jahre hatte jene Verbindung bestanden, als Peel vermögend genug war, sich ein großes Landgut in Lancashire zu kaufen. Auch in Staffordshire und Warwickshire gelangte er zu beträchtlichen Besitzungen. Wenig Anklang fanden jedoch die ziemlich paradoxen Behauptungen, die er damals (1780) über den Einfluß der Staatsschuld auf die Volkswohlfahrt in einer Flugschrift [1]) öffentlich bekannt gemacht hatte.

Geehrt mußte er sich fühlen, als er 1790 zum Parlamentsabgeordneten in dem Flecken Tanworth gewählt ward, in welchem er durch seine Baumwollenmanufacturen fast allgemeinen Wohlstand verbreitet. Er erhielt jene Stelle trotz des Widerspruchs der einflußreichen Familie Townshend, die bisher über die Stimmen der Wähler geboten. Den Sitz im Parlament behauptete Peel bis zum Jahre 1820, wo er ihn zu Gunsten seines zweiten Sohnes, William Yates Peel, aufgab. Seine industriöse Betriebsamkeit hatte einen so glücklichen Erfolg gehabt, daß er und sein Geschäftsgenosse die Summe von 10,000 Pf. St. beitragen konnten, als 1797 wenigstens ein Theil der sehr beträchtlichen Kriegskosten durch freiwillige Unterzeichnung gedeckt werden mußte. Größtentheils aus Werkleuten seiner Manufactur bestanden die sechs Compagnien, an deren Spitze sich Peel bei der damaligen Ausrüstung der Landwehr stellte. Das Interesse des Manufacturwesens bildete den Hauptinhalt einer Rede, die er 1799 zu Gunsten der Union Irlands mit Großbritannien gehalten. Sie fand in Irland vielen Anklang. Die Würde eines Baronets hatte Peel im J. 1800 dem Minister Pitt zu danken, dessen Verwaltungsmaßregeln er im Parlament von jeher kräftig unterstützt hatte. Er trat als Pitt's Vertheidiger auf, als dieser vom Staatsruder abgetreten [2]).

Peel's Manufacturgeschäft gewann bei seiner rastlosen Thätigkeit eine immer größere Ausdehnung. Im J. 1815 konnte er bereits 15,000 Arbeiter beschäftigen. Blos für gedruckte Baumwollenzeuche bezahlte er jährlich gegen 40,000 Pf. St. Accise. Rühmlich war die unermüdete Sorgfalt, die er den persönlichen Verhältnissen seiner Werkleute widmete. Ebenso beachtete er fortwährend den Gesundheitszustand der Kinder, die in seiner Manufactur arbeiteten. In dem Parlament brachte er selbst einen Gesetzentwurf zur Sprache, der besonders die Verbesserung der Lage der Lehrlinge in manchen Baumwoll- und Wollmanufacturen betraf. So wirkte er auf Andere wohlthätig anregend durch sein Beispiel. In seiner gewohnten Thätigkeit blieb er sich auch im höheren Alter gleich. Doch gab er, als seine Kräfte immer mehr schwanden, die persönliche Leitung seiner Manufactur auf, die jedoch in Manchester, als dem Hauptdepot, auch nach seinem im Mai 1830 erfolgten Tode fortdauerte. Er hinterließ den Ruhm eines rastlos thätigen Mannes. Auf seinem moralischen Charakter haftete kein Flecken. Die Milde gegen Arme und Nothleidende, von der er in seinem Leben manchen rührenden Beweis gegeben, zeigte sich nach seinem Tode in den beträchtlichen Legaten, die er mehren gemeinnützigen

1) Man vergl. d. Art. Ding und Dingstätte in der allgem. Encykl. d. W. u. Künste. 2) Vergl. Account of the Past and Present State of the Isle of Man by *George Woods* (1811). *Rich. Townley*, Journal kept in the Isle of Man (Lond. 1791). 3 Vol. u. Andere.

1) The national debt productive of national prosperity. 2) „Pitt's Maßregeln," sagt Peel, „glaube ich die Freiheit zu verdanken zu haben, daß ich in diesem Hause meine Gesinnungen frei aussprechen kann. Ihm verdanke ich den Besitz des Vermögens und Wohlstandes, zu dem ich durch meinen Gewerbfleiß gelangt. Doch ich spreche nicht blos von mir. Dasselbe läßt sich auch von jedem behaupten, der unter seinem Schutz sich durch Industrie emporgeschwungen."

Digitized by Google

Anstalten ausgesetzt hatte. Die bloßen Stempelgebühren bei Übertragung seiner Erbschaft, ohne die Abgaben von den einzelnen Legaten in Anschlag zu bringen, beliefen sich auf 15,000 Pf. St., woraus sich schließen läßt, wie groß das Gesammtvermögen gewesen sein muß, welches er seiner rastlosen Thätigkeit verdankte. Man schätzte es auf 2½ Mill. Pf. St. Einen beträchtlichen Theil seines Vermögens, nebst seinen großen Landgütern erbte sein ältester Sohn, der noch lebende berühmte Staatsmann und Redner, Sir Robert Peel, und von seinen fünf jüngern Söhnen erhielt jeder die Summe von 135,000 Pf. St. (*Heinrich Döring.*)

PEELING, Township im nordamerikanischen Staate Neu-Hampshire, Grafschaft Grafton, mit 300 Einwohnern, liegt an dem hohen Berge Mooshelock. (*A. Keber.*)

PEELINSELN, eine kleine von Einigen zu Australien, von Andern zu Asien gerechnete Inselgruppe, liegt nördlich von den Marianen, unter 25° 38′ nördl. Br. und 138° 20′ östl. L. Beechey hält sie für einerlei mit den Islas del Arzobispo. Sie sind alle vulkanischer Natur. Auf der größten, Peel, ist der Hafen Loyd zu bemerken. (Nach Balbi.) (*A. Keber.*)

PEELTOWN, Stadt in der englischen Colonie Westaustralien, liegt auf der Südseite des Eingangs zum Murraysunde, nahe am Vorgebirge Twobarepatcheshead, unter 32° 33′ südl. Br. und 133° 20′ östl. L. Sie wurde 1830 gegründet, und erhielt ihren Namen von ihrem Gründer, Peel, einem Bruder des bekannten Sir Robert Peel. Nach ebendemselben führt auch der Murraysund bei einigen Geographen den Namen Peelinlet. Neuere Nachrichten über die Stadt fehlen gänzlich, indem dieselben nur im Allgemeinen von dem schlechten Zustande der ganzen Colonie Westaustralien sprechen, wonach man auf nichts Günstiges für Peeltown, als eine der unbedeutendsten der dortigen Städte, schließen kann. Sie besteht nur aus wenigen, zum größern Theil hölzernen Häusern, und ihre Einwohnerzahl dürfte sich auf nicht mehr als 2—300 Seelen belaufen. (*A. Keber.*)

PEENE (die), der größte Fluß Vorpommerns, entspringt im Mecklenburgischen, oberhalb des Malchiner Sees, in einer fruchtbaren und verhältnißmäßig hohen Gegend, und fließt in Anfangs nordöstlicher, dann in östlicher Richtung dem stettiner Haff zu. Ihr oberer Lauf, der, bei geringer Tiefe, rasch ist, geht durch schöne, waldige Landschaften, namentlich um den die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern bildenden See von Kummerow, den sie durchströmt. Bei Demmin nimmt sie von Südosten die rasch fließende Tollense, die auf dem Plateau zwischen Stargard und Neustrelitz, in der Nähe des Lustschlosses Hohenzieritz, entspringt, und von Nordwesten die langsamere Trebel, die aus der Gegend der Stadt Grimm herkommt und bei Triebsees mit der Recknitz in Verbindung steht, auf, und wird nun schiffbar, bei hohem Wasser selbst für kleinere Seeschiffe. Sie fließt nun vorbei bei den Städten Loitz, Jarmen und Anklam, zwischen Wiesen und niedrigen Ufern, und so langsam, daß bei Ostwinde das Haffwasser in den Fluß zurückstaut. Als eine Fortsetzung der Peene betrachtet man den westlichen Ausfluß des stettiner Haffes, welcher ebenfalls den Namen Peene führt und zwei bedeutende Erweiterungen, das Achterwasser und den großen Strummin, bildet, sodaß man daher auch die Ostsee als Mündung der Peene angeben kann. Die Mündung ist bei dem Dorfe Peenemünde auf der Insel Usedom, und in dessen Nähe die den Eingang beherrschende Peenemünder-Schanze. — Die Peene machte von 1720 bis 1815 die Grenze zwischen dem preußischen und dem schwedischen Vorpommern. (*A. Keber.*)

PEEPEE, Township im nordamerikanischen Staate Ohio, Grafschaft Pike, hat 750 Einw. (*A. Keber.*)

PEER, niederländische Stadt, liegt in der gleichnamigen Heide im Bezirke Hasselt und zählt 1300 Einwohner. Zur Zeit der französischen Herrschaft war Peer Cantonort. (*G. M. S. Fischer.*)

PEERNE, ein französisches Getreidemaß, 2½ Peerne gleich einem berliner Scheffel, zehn Peerne gleich einer Tonne. (*William Loebe.*)

PEERTLEINEN (in der niederteutschen Schiffersprache), mit Knoten und Schlingen versehene Stricke unter den Raaen, welche zum Kleitern dienen, wenn Arbeiten an den Segeln vorzunehmen sind. (*Karmarsch.*)

PEESE, Abgrund in der englisch-schottländischen Seeprovinz Berwick, liegt im nördlichen Theile derselben, nicht weit von dem Marktflecken Dunse, ist 160 Fuß tief und wird durch eine Brücke von vier Bogen übergänglich. Der Abgrund sowol als die Brücke gehören zu den größten Merkwürdigkeiten dieser Provinz. (*G. M. S. Fischer.*)

PEESTEN, bairisches, zum Obermainkreise und unter das gräflich Giechische Herrschaftsgericht Thurnau gehöriges Pfarrdorf mit ungefähr 200 Einwohnern. Die gräfliche Familie besitzt hier ein Lustschloß, bei welchem sich ein ökonomischer Garten befindet. In und um den Ort wird starker Obstbau getrieben. (*G. M. S. Fischer.*)

PEETERS auch PETERS. 1) Bonaventura, geb. zu Antwerpen 1614, gest. ebendas. 1652, einer der berühmtesten niederländischen Seemaler, der in seiner Kunst unbedenklich zu den ersten Meistern gerechnet werden darf, war auch eine echt poetische Natur und selbst ausübender Dichter. Seine Gemälde stellen besonders die Schreckensscenen dar, welche das Meer bei empörtem Zustande hervorbringt. Schiffe, welche an den Küsten scheitern, oder vom Blitz zerschmettert und verbrannt werden; die hochaufbrausenden Wogen des tobenden Meeres, die vom Sturm bewegten Wolken, welche die Luft durchziehen, oder auch durch ihre Schwere vom Himmel herabzufallen und beide Elemente in grauser Gestalt zu vereinigen drohen; Unglückliche, die mit den Überresten ihres Fahrzeugs ans Land geworfen oder auf den herumschwimmenden Masten und Takelwerk den Wellen preisgegeben, Schutz und Hilfe von den am Strande herbeieilenden Rettern erwarten, dieses alles wußte der Künstler auf sehr durchdachte Art zu schildern.

Aber auch das Angenehme des Seelebens, wo sich bei heitern Sonnenblicken und spiegelglatter Fläche der See die Ruhe des Elements zeigt, wo Schiffe abfahren,

Digitized by Google

andere ankommen, oder auch die heimkehrenden Fischer den Gewinn ihrer gefahrvollen Reise am Strande ausladen und zum Verkauf anbieten, auch von solchem hat der Künstler eine treue und würdige Darstellung zu geben gewußt.

In dem Colorit zeigt er eine außerordentliche Kraft, in dem Wasser ist eine große Klarheit sichtbar, sowie im Allgemeinen in allen seinen Werken eine treue Nachahmung der Natur auf großartige Weise und mit möglichstem Fleiß verbunden sich ausspricht, auch selbst die Figuren, obgleich in kleinem Maßstabe, sind von sehr schöner Zeichnung.

Bonaventura Peeters war aber nicht nur Maler, sondern auch ein trefflicher Radirer, seine gesuchten und seltenen Blätter, deren man ungefähr vier Blatt [1]) kennt, sind von sehr zarter und geistreicher Nadel, und mit B. P. inv. oder auch mit seinem Namen bezeichnet; auch ist mehres nach ihm gestochen worden [2]).

Eine Darstellung vom Kunstcharakter dieses Künstlers findet sich in Cloubraken's Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders (Amsterdam 1719). Vol. II. p. 12.

2) Johann, ein Bruder des Vorigen, geb. 1625, wird ebenfalls als ein sehr geschickter Marinemaler geschildert, welcher, wie Watelet sagt [3]): „den Beschauer durch die Darstellung des Schrecklichen des Meeres zittern macht." Seine Figuren sind gut gezeichnet und die Gemälde von sehr schönem und wahrem Colorit.

Nach ihm ist mehres radirt und in Kupfer gestochen worden, als einige Blätter Ansichten von Dordrecht und von der Maas, einige Seestürme von Wenc. Hollar [4]). Ein anderes Blatt von ebendemselben ist als Tyrus bezeichnet.

Besonders beachtenswerth ist eine Reihenfolge von 48 Blatt Ansichten des gelobten Landes und auch der Küsten der Berberei, sowie überhaupt des Orients in drei Abtheilungen, von Luc. Voutermon und Bouttats gestochen, wovon der Künstler auf einer dorthin unternommenen Reise die Originale vollendete [5]). (*Frenzel.*)

PEFAULINA RADIX, unter diesem Namen wird aus China eine süßliche, der Scorzoneren-Wurzel ähnliche Wurzel als Heilmittel ausgeführt. Die Pflanze, welcher sie angehört, ist zur Zeit noch unbekannt. (*A. Sprengel.*)

Pegaa, s. Ionides.

PEGADO (Bento Nunes), ein Portugiese und Schüler des berühmten Antonio Pinheiro, blühete als Kapellmeister zu Evora gegen 1600. Da, nach Machado (Bibl. Lus. Vol. I. p. 501), von seiner Composition mehre vier- bis siebenstimmige Manuscripte von Motetten und Responsorien in Lissabon verwahrt werden, ist der Mann mit seinem Lehrer um so mehr zu nennen, da das Verhältniß der pyrenäischen Halbinsel zu Italien in Hinsicht auf Tonkunst noch immer nicht klar ist. (*G. W. Fink.*)

PEGÄ, dorisch **PAGÄ** (*αἱ Πηγαί, αἱ Παγαί*), eine kleine, jedoch feste Küstenstadt mit einem bequemen, von den Athenäern öfters benutzten (*Thuc.* I, 111), Hafen, im Gebiete der Megarer, an der Grenze von Böotien. *Paus.* I, 44, 6: *Ἡ δὲ ὀρεινὴ τῆς Μεγαρίδος τῆς Βοιωτῶν ἐστι ὅμορος, ἐν ᾗ Μεγαρεῦσι Πηγαὶ πόλις, ἑτέρα δὲ Αἰγίσθαινα ὄχισται* (vergl. *Plin.* H. N. IV, 11). Er erzählt dann, daß man nahe am Wege nach dieser Stadt einen Felsen voll von eingebohrten Pfeilen finde, welche die Perser des Nachts nach ihm abgeschossen hätten. In der Stadt selbst fand Pausanias (l. c. §. 7) noch eine schauwürdige eherne Statue der Artemis Soteira, an Größe und Gestalt der zu Megara gleich. Auch war hier das Heroon des Agialeus, Sohnes des Adrastus, Agialeion genannt. Denn als dieser Fürst der Argeier bei der zweiten Heerfahrt gegen Theben gleich im Anfange der Schlacht gefallen war, schafften ihn seine Angehörigen nach Pegä, wo er bestattet wurde (*Paus.* l. c.). Außerdem wird diese Hafenstadt mehrmals von alten Geographen und Historikern genannt. Vergl. *Thuc.* I, 103. 107, wo die Athenäer im Besitz derselben erscheinen. Die Megarer waren nämlich von Sparta abgefallen und Bundesgenossen der Athenäer geworden, während sie mit den Korinthiern in einen Krieg wegen Grenzstreitigkeiten verwickelt waren. Die Athenäer besetzten daher zur Sicherheit Megara und Pegä (*Thuc.* l. c. und c. 111). In der Tab. Peut. wird sie Pache genannt und der Betrag ihrer Entfernung von Megara auf 15, von dem böotischen Hafen Kreusa auf 20 Stadien angegeben. Auch von Hierokles (p. 645 *Wess.*) wird sie erwähnt. S. die Karte des Peloponnes v. O. Müller. (*Krause.*)

PEGANUM. Diese Pflanzengattung, welche Dioskorides zuerst so benannt hat, gehört zu der ersten Ordnung der eilften Linné'schen Classe und zu der natürlichen Familie der Rutaceen. Char. Der Kelch stehenbleibend, fünftheilig: die Fetzen lang, linienförmig, an der Basis schwach gezähnt; fünf elliptisch-ablange, nervenreiche Corollenblättchen; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, an der Basis verdickt, bogenförmig gekrümmt; die Antheren ablang, zweifächerig, an der Basis ausgerandet; der Griffel fadenförmig, mit verdickter, dreikantiger, an der Spitze dreispaltiger Narbe; die Kapsel dreifächerig, dreiklappig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, P. Harmala *L.* (Sp. pl. *Gärtner.* de fruct. t. 95. Schkuhr, Handb. I. 127. *Sibthorp* fl. graec. t. 456. Harmala *Tournefort* inst. t. 133. P. crithmifolium *Retzius* obs. var., Steppenraute oder Harmelpflanze, alharma der Spanier, inserlik der Tataren) ist ein perennirendes, staudenartiges Kraut mit fußhohem, ästigem, hin- und hergebogenem, gefurchtem Stengel, fast doppelt halbgefiederten, glatten Blättern, linienförmigen Blattfetzen und am Ende der Zweige stehenden, weißen Blüthen. Dieses Gewächs, dessen Verwandtschaft mit der Raute schon die Alten erkannten und

1) Rigal's Katalog, S. 479, sind zwei Blatt, wovon eins in Sternberg's Katalog von Frenzel (3. Bd. Nr. 3060) Redout van Willenstedt angegeben. 2) Naufrage aux Indes. von Charpentier, gr. qu. Fol. Hauptblatt. Ruhige See mit kleiner Barke, von T. Major, qu. Fol. Passage d'Honfleur au Havre de Grace. von Dervy, gr. qu. Fol. Alter Wachtthurm an der vlieshinger Küste, von le Beau, gr. qu. Fol. Zwei Blatt von Prenner, nach der wiener Galerie, u. A. 3) *Watelet.* Dictionnaire de peinture. p. 437. 4) Bertues Katalog. Classe III. Nr. 186—189 und Classe IV. Nr. 18—22. 5) Sternberg's Katalog von Frenzel. 3. Bd. S. 455. Nr. 3618—3620.

es daher mit dem Namen der wilden Raute (*πήγανον ἄγριον Dioscor.* mat. med. 3. 46) bezeichneten, während der Trivialname Harmala (*ἅρμαλα Dioscor.* l. c.) aus dem Arabischen (حرمل) entnommen ist, wächst an den Küsten des mittelländischen, schwarzen und kaspischen Meeres, aber auch auf Sandboden bei Madrid und in Ungarn. Das starkriechende, bittere Kraut, welches das Vieh nicht frißt, wird nach Art der Raute als Arzneimittel, die Samen als narkotisch angewendet. Beiweitem wichtiger aber ist die Verwendung dieser Samen zur Bereitung einer schönen rothen Farbe, besonders im südlichen Rußland. (*A. Sprengel.*)

PEGASEUM, ein kleiner See (stagnum Pegaseum) in Lydien, im kaystrischen Gefilde, welcher sein Gewässer von dem auf dem cildianischen Gebirge entspringenden und viele Nebenflüsse aussendenden Kaystros vermittels des kleinen Flusses Phyrites erhält (*Plin.* H. N. V, 31). Mannert (6. Th. 3. S. 371) hat diese Stelle des Plinius unrichtig aufgefaßt. (*Krause.*)

PEGASIA, eine von Peron aufgestellte, nicht weiter in Anwendung gekommene Medusengattung. S. Medusina oder Acalephae, auch Aequorea. (*Burmeister.*)

Pegasianer, Pegasianum ius, Pegasianum Senatus Consultum, s. Pegasus, der Jurist.

PEGASIDES. Von Pegasus wird das Adjectiv gebildet bald Pegaseius (*Πηγασήϊος*), bald Pegaseus (*Πηγασεῖος*), bald Pegasis (*Πηγασίς*), was sich auf das Musenpferd bezieht, daher nennen die römischen Dichter Hippokrene „Pegasisches Gewässer" (Pegasides undae) (*Ovid.* Trist. III, 7, 15. *Martial* IX, 59, 6) und die Musen selbst „die Pegasischen" (Pegasides) (*Ovid.* Her. XV, 27. *Propert.* III, 1, 19). (*H.*)

PEGASUS, das göttliche Flügelpferd des Bellerophon; das heilige Roß der Quellen und Musen [1]). Was zunächst das Alter dieses anziehenden Mythus betrifft, so kann aus dem Umstande, daß Homer den Pegasus nicht erwähnt, wenig mit Gewißheit gefolgert werden. Die Fabel vom Bellerophon [2]), in welche Pegasus auf das Engste verflochten ist, erzählt er sehr ausführlich, sowie auch Angaben aus dem verwandten Mythenkreise des Perseus sich bei ihm vorfinden. Die ursprünglich physische Bedeutung dieses Mythenkreises dürfte durch die ausführliche Untersuchung von Völcker [3]) außer Zweifel gesetzt sein, und in dem Zusammenhange dieser Vorstellungen ist Pegasus nothwendig mitgegeben. Dazu kommt, daß Homer in den Erzählungen von den Thaten des Bellerophon dunkel einige Umstände erwähnt, welche auf eine weitere, der späteren Gestaltung der Fabel sich nähernde Ausführlichkeit des Homerischen Mythus schließen lassen; sodaß wir annehmen müssen, entweder Homer habe für gut befunden, an diesen Stellen kurz zu sein, oder spätere Sagenbildner haben an diesen Stellen neue Erfindungen angeknüpft [4]). Nicht ohne Interesse ist es, daß M. Varro die Zeit, in welcher der Mythus entstanden sei, gradezu bestimmt, nämlich zu Ende des Zeitraums zwischen der Deukalionischen Fluth und dem trojanischen Kriege [5]). Er nimmt nämlich eine verhältnißmäßig spätere Entstehung der Fabel an; und gewiß, mag das Poseidonische Roß Pegasus, wie der Arion, dem Homer immerhin bekannt gewesen sein, die Gestaltung und Bedeutung (d. h. der Zusammenhang mit Bellerophon und den Musen), in welcher die Sage später erscheint, erhielt sie erst, nachdem die Zustände und der innere Gehalt, als dessen plastischer Ausdruck Pegasus erscheint, selbst vorhanden waren. Sein eigentliches Vaterland ist das durch Waffenthaten, Spiele, Seeunternehmen und Kunst blühende Korinth.

Das älteste bestimmte Zeugniß vom Pegasus findet sich beim Hesiod in der Theogonie [6]). Von den drei Gorgonen, so erzählt er, den Töchtern des Phorkys, war Medusa allein sterblich; sie sollte Trauriges erdulden. Auf blühender Wiese gesellte sich ihr Poseidon, aber Perseus tödtete sie, indem er ihr den Kopf abhieb. Aus ihrem Halse sprang der große Chrysaor auf und das Roß Pegasus, so benannt, weil es an den Quellen des Oceans (*περὶ πηγὰς Ὠκεανοῦ*) geboren ward. Und dieser flog auf und gelangte zu den Unsterblichen; hier wohnt er im Hause des Zeus und trägt diesem Blitz und Donner (*Βροντήν τε στεροπήν τε φέρων Διὶ μητιόεντι*). An

1) Die Untersuchungen der Neuern heben meist nur die eine oder die andere Seite des Mythus hervor. Banier und Freret (für die Genealogie des Bellerophon) in den Mémoires de l'Acad. des inscr. Vol. XVI. cf. Histoire Vol. IV. Lenz im neuen teutschen Merkur, 1796. Juli, (sehr verdienstlich über Pegasus als Musenroß); dazu *Thorlacius*, De Pegaso etc. Opp. T. IV. p. 65 sq. Über das Flügelroß Voß, Mythol. Briefe. 1. Th. Br. 36. Außerdem Böttiger, Vasengem. 1. Th. S. 101 fg. Völcker, Mythologie des Japet. Geschlechts. S. 108 fg. — Bei den Alten die Verfasser von Korinthiaka, wie Eumelus, die Encomien des Pindar (Fragm. p. 652. *Boeckh.*), *Asclepiades τραγῳδούμενα* (*Euripides*, Bellerophon. Sthenaboea, *Sophocles*, Iobates), vergl *Werfer*, in Act. phil. Monac. T. II. Fasc. IV. Stücke der Komiker Kubulus, Bellerophon. *Athen.* XV. p. 666. Alexis. Aeteia u. a. Auch *χρησαορικά* wurden für diese Fabel von Leon citirt. Schol. *Bekkeri* Il. p. 185. 2) Il. V, 155 sq.

3) s. auch *Müller*, Proleg. p. 314. 4) Das *θεῶν τεράεσσι πιθήσας* (Il. V, 183) haben alte und neue Erklärer auf den Pegasus gedeutet, sodaß Pindar (Ol. XIII, 63 sq.) gewissermaßen den Commentar zu diesen Worten ertheilte. Aristophanes (Pax v. 42) scheint diese Homerische Stelle, sie auf den Pegasus beziehend, zu parodiren, und Tzetzes (in Il. p. 28. ed. *Hermann*) führt den Pegasus als Homerische Allegorie auf. Einen Zusammenhang der Homerischen Sage mit der spätern Vorstellung, welche Bellerophontes zu einem Sohne des Poseidon macht, glaubt Böckh in *θεοῦ γόνον* (Il. V. v. 191) und Pindar's *Δαμαίου παρά* (a. a. O. v. 69) zu finden (Völcker a. a. O. Note 208). Allein als Sohn des Neptun erscheint Bellerophon nicht in der Sage; diese Auffassung ist ein Erklärungsversuch späterer Mythologen, und in der Pindarischen Stelle ist der *Δαμαῖος* gar nicht, wie man allgemein annimmt, als Vater des Bellerophon genannt, sondern als Vater des Pegasus. Diese Erklärung des *παρά* ist auch dem Sinne jener Stelle ganz angemessen. 5) M. Varro ging im zweiten Buche de gente Pop. Rom. die sämmtlichen Mythen der Griechen in chronologischer Folge durch (das discrimen *μυθικὸν* Censorin. de die nat. c. 21); das Buch dieses gelehrten Mannes würde für die Geschichte der Mythen sehr wichtig sein. In den genannten Zeitraum setzte er die Entstehung der Mythen von den Centauren, den Gorgonen, der Chimära, dem Pegasus u. a. Augustin (De C. D. XVIII.) hat das Buch excerpirt; für den Pegasus s. c. 13. 6) v. 276.

einer andern Stelle [7]) erwähnt er noch, daß Pegasus und der tapfere Bellerophon die Chimära erlegt haben. Dies ist die Grundlage des Mythus, welche auch bei allen Umbildungen späterer Dichter unverändert bleibt. Einstimmig erklärt sich die Sage für die Poseidonische Abstammung und als Mutter des Pegasus wird seit Hesiod durchgängig Medusa genannt [8]). Nach Euripides [9]) tödtet Pallas selbst die Gorgo, und aus dem abgeschnittenen Halse dringen zwei Blutstropfen hervor, ein heilsamer und ein giftiger. Andere ließen den Pegasus nicht aus dem abgeschnittenen Halse der Gorgo hervordringen, sondern aus dem herunterrinnenden Blute [10]). So ist die Scene in sehr alterthümlichem Style dargestellt auf einer Metope von der Burg zu Selinus [11]). Das Schwert des Perseus durchschneidet eben den Hals der Medusa, und diese hält das Füllen schon an ihrer Seite. Ähnlich ist die Darstellung dieser Scene in Relieffiguren in gebrannter Erde, von der Insel Melos, Perseus zu Roß, d. i. doch wol schon auf dem Pegasus [12]), hält das Medusenhaupt in der Hand, neben ihm die geköpfte Medusa, aus deren Hals Chrysaor emporsteigt; Perseus flieht und blickt rückwärts nach den verfolgenden Schwestern [13]). Die Quellen des Oceans, welche als der Schauplatz dieser mährchenhaften Geburt genannt werden, denkt sich Voß [14]) auf einer westlichen Insel des Weltstroms, Ὠκεανός; erst später machte man zur Heimath der Gorgo Lybien [15]), den tritonischen See, oder Kleinasien; Hug [16]) gar den See Möris in Ägypten. Ein weiteres Moment in der Hesiodeischen Erzählung bildet die Angabe, daß sich Pegasus zu den Wohnungen des Zeus aufgeschwungen habe und dessen Blitzträger geworden sei. Diese Vorstellung kehrt bei Pindar, Euripides und Andern wieder. Wenigstens kommen die ἀρχαῖαι φάτναι des Zeus, an welche Pegasus nach Pindar [17]) aufgenommen wird, mit dem Ζηνὸς ἐν δώμασι ναίει ganz überein, sowie auch wegen des donnertragenden Rosses oder Wagens Zeus an einer andern Stelle ἐλατὴρ βροντᾶς ἀκαμαντόποδος heißt [18]). Die Vorstellung ist eine doppelte: Pegasus fährt entweder den Donnerwagen des Zeus [19]), oder er trägt diesem die Blitze zu [20]). Hierdurch war eine Anwendung der Fabel auf das uralte Sternbild Ἵππος sehr nahe gelegt. Der Äther nährt die Gestirne, die Thierbilder weiden auf himmlischen Auen [21]); und so erkannte man in jenem Sternbilde leicht den Pegasus an den Krippen des Zeus wieder. Es ist wunderbar, wie ein handgreiflicher Irrthum sich oft allgemein verbreiten kann. Die Neueren berichten fast ohne Ausnahme, verführt durch den Scholiasten des Arat, durch Hygin und Andere, daß Arat der Erste sei, welcher in dem Sternbilde den Pegasus gesehen habe, und doch sagt Arat, schon nach der Erklärung des Eratosthenes, welchen man noch dazu als Gewährsmann angeführt hat, dies grade nicht [22]). Nach der Beschreibung des Sternbildes nämlich fügt er hinzu, dies sei jenes Pferd, welches auf den Höhen des Helikon jene Quelle geschlagen habe, welche die Hirten zuerst als Hippokrene gepriesen hätten (διεφήμισαν). Das Pferd, so schließt er, ἐν Διὸς εἰλεῖται καὶ τοι πάρα θῆσσασθαι. Von der Hippokrene nachher; genug, daß Arat den Pegasus nicht nennt, sondern ein Roß, welches auf dem Helikon eine Quelle geschlagen habe, woraus hervorgeht, daß man erst nach ihm den Glanz des alten Sternbildes Ἵππος auf den Pegasus übertrug. Auch umgekehrt lag der Versuch nahe, in der besonderen Stellung des Sternbildes am Himmel den Grund für die Quellenfabel auf dem Helikon zu finden [23]). Noch eine andere Ausführung in der Hesiodeischen Angabe über die Aufnahme in Zeus' Wohnung ist die, seit Euripides nachweisbare Fabel, daß Eos sich den Pegasus vom Zeus erbeten habe, um mit seiner Hilfe leichter die tägliche Reise um die Erde machen zu können. Sie bediente sich desselben theils als einzelnes Wagenpferd, theils als Reitpferd [24]), und da sie doch schon seit Homer den Lampos und Phaeton hatte (bei Euripides auch ein Viergespann), so gab ihr Tzetzes den neugekauften Pegasus noch als Handpferd neben-

7) Theog. 325. Τὴν μὲν Πήγασος εἶλε καὶ ἱππόλυτος Βελλεροφόντης. 8) Ovid. Met. IV, 784 sq. Hesych. v. γοργείην κεφαλήν. Ovid. Met. VI, 119, te sensit avem. Voß, Myth. Br. I. Festus v. hippias nennt eine Pegasis Mutter des Pegasus und nach Potter (Lyc. 17), Spanheim, Beger u. A. soll er ein Sohn der Eos sein (Catal. 76, 54). Dort ist aber offenbar equus also nicht Pegasus, sondern der Zephyrus; vergl. Voß, Mythol. Br. I. S. 271. 9) Jon. v. 991. Heyne, Apoll. II, 4, 9. 10) Oder in natürlicher Geburt, Mythogr. II, 112, utero exiit. Servius, Virg. Aen. II, 616. Mythogr. II, 131, miseratione deorum do sanguine Gorgonae natus. Dabei hat man sich wol bei diesem unzuverlässigen Autor nicht aufzuhalten. 11) Denkmäler der alten Kunst von Müller und Osterley, 1. Heft. Taf. IV. N. 24. Goettling, Hesiod. scut. 223; um Ol. 50. Müller, Archäol. S. 64. Zu Selinus wol wegen der Verbindung mit Syrakus. s. Rasche, Lex. num. v. Selinus, p. 535. 12) s. Note 43. 13) Denkm. der alt. Kunst. Taf. XIV. N. 51. Archäol. S. 72. 14) Mythol. Br. I. S. 92. Böttcher a. a. O. S. 213 im Okean selbst. 15) Sturz, Pherec. p. 95 sq. ed. II. Hier fanden noch macedonische Soldaten eine Gorgo, ein Ungeheuer in Stiergestalt, welches durch seinen Blick tödtete. Athen. V. p. 221. Paus. II, 21, 7. Massieu, Mém. de Litt. de l'acad. Vol. X. p. 70. 16) Untersuchungen über den Mythus ꝛc. S. 307. 17) Ol. XIII, 92. 18) Ol. IV, 1. s. Boeckh.

19) Eurip. Bellerophon Fragm. 30 Matth. ὑφ' ἅρμασι' Ἱππὸν Ζηνὸς ἀστραπηφορεῖ. Schol. Arat. p. 70 Beck. 20) Hieraus erklärt Göttling αἰετοῦ κάνθαρον bei Aristoph. Pax. v. 72, nur kann man den Pegasus darum nicht als Symbol feuriger Erddünste oder des Blitzes nehmen, wie Lenz thut a. a. O. S. 268. 21) Voß, Mythol. Br. I. S. 276. 22) Arat, Phaen. 205 sq. Eratosth. catast. 18. Ἄρατος μὲν οὖν φησι τὸν ἐπὶ τοῦ Ἑλικῶνος εἶναι ποιήσαντα κρήνην τῇ ὁπλῇ, ἀφ' οὗ καλεῖσθαι Ἵππου κρήνη. ἄλλοι δὲ τὸν Πήγασον εἶναι φασι τὸν εἰς τὰ ἄστρα ἀναπτάντα ὕστερον τῆς Βελλεροφόντου πτώσεως κτλ. s. Schol. Germ. equus. Hygin de poet. astr. II. equus. 23) Dupuis, Origine de tous les cultes. T. I. p. 640. Hug erklärt das Sternbild für ein Symbol der ägyptischen Kriegerkaste a. a. O. p. 310. Beschreibungen des alten Sternbildes, welches noch heute denselben Namen führt, bei Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen. S. 114. Dupuis a. a. O. T. VI. P. II. p. 395. Vitruv. IX, 3. Der Aufgang Columella XI, 2, 24. Hygin., De sig. coel. III, 17. Seine Wirkung Manil. V, 632. 24) Eurip. Orest. 1004. μονόπωλον Ἀώ. Voß a. a. O. II. S. 76. „fahrend; dächte er sie reitend, dann verstände sich μονόπωλος von selbst" (reitend der Morgenstern. Fragm. inc. 198, übersetzt von Rutil. Itin. I, 450) — reitend Eustath. Od. 1480, 13. II. 826, 20 u. öfter.

her [25]). Statt der Eos wird auch die Hemera genannt, da beide Göttinnen identificirt werden [26]). — Mit dem Bellerophontes bringt Hesiod den Pegasus in eine ganz unbestimmte Verbindung, auch lesen wir nichts bei ihm von den übrigen Thaten des Bellerophon, bei denen Pegasus ihn unterstützte. Diese Erweiterung der Fabel gehört ausschließlich Korinth an.

Vor der dorischen Wanderung herrschte in dem alten Ephyra das Königsgeschlecht der Äoliden. Von Alters her mögen die ionischen Gottheiten, Poseidon und Pallas, hier einen bedeutenden Cult gefunden haben, und schon die Lage der Stadt auf dem Isthmus, vermöge welcher ihre Existenz ganz und gar vom Meere abhängig war, brachte es mit sich, daß namentlich der alte Poseidonscult, auch über die dorische Occupation hinaus, sich als der hauptsächlichste in Korinth erhielt. Poseidon schützte die Seefahrten der Korinther, führte ihre Colonien und war der Vorsteher der isthmischen Spiele; darum waren denn auch die Könige aus dem Sisyphidischen Geschlechte Poseidonische Heroen. Bellerophontes gehört, schon nach Homer, diesem Königsgeschlechte als Sohn des Glaukus an. Ihn vor Allen machten die Korinther, wie die Athener den Theseus, als ihren Nationalheros geltend, und suchten ihn darum auch mit Poseidon selbst in die allergenaueste Verbindung zu bringen. Was war also natürlicher, als daß man aus dem benachbarten Mythenkreise des Perseus den Pegasus, den Sohn Poseidon's, herübernahm und ihn dem Bellerophon zum beständigen Gefährten seiner Heroenthaten beigesellte, als Symbol nämlich der Poseidonischen Kraft, welche sich im Bellerophontes darstellte? Nicht weniger nahe lag es, den Bellerophon zum besondern Schützling auch der Athene zu machen, welche neben Poseidon als Ἵππια oder Χαλινίτις [27]) oder Ἑλληνίς einen bedeutenden Cult in Korinth fand. Pindar konnte es darum gar nicht umgehen, zur Verherrlichung des Sieges, welchen der Korinther Xenophon, aus dem sieggekrönten Geschlechte der Oligäthiden, im Stadium und im Diaulos Ol. 79 errungen hatte, den Ruhm des Bellerophontes und des Pegasus zu feiern [28]). Nach ihm ist der Mythus folgender: Bellerophon, der Vorfahr des Glaukus, mühete sich lange vergebens, den Gorgogebornen Pegasus an der Quelle zu zähmen. Auf das Geheiß des Koiraniden Polyidus schlief er am Altare der Athene; da brachte dem Träumenden Athene den goldgeschmückten Zügel, zugleich mit dem Befehle, dem Poseidon Damäus einen Stier zu opfern. Zum Dank hieß ihn Polyidus der Athene Hippia einen Altar errichten. Dem Pegasus legte Bellephoron alsbald den Zaum lind ums Kinn, schwang sich gerüstet auf das beflügelte Pferd und besiegte mit ihm das lanzengeübte Heer der Amazonen, die flammenhauchende Chimära und die Solymer. So weit an dieser Stelle; an einer andern [29]) weist er auch auf das letzte Schicksal des Bellerophon hin (in dieser Ode hätte diese Erwähnung störend sein müssen). Der Mensch ist zu klein, so lehrt er, um in das eherne Haus der Götter zu gelangen; den Bellerophontes stürzte der geflügelte Pegasus herab, als er zu den Wohnungen des Himmels zu bringen strebte, zur Gemeinschaft mit Zeus. Diese Erzählung, welche sich mit der Homerischen Sage verbindet, daß Bellerophon, als ihn der Haß der Götter traf, tief in Schwermuth versunken, auf der aleïschen Flur wandelte, schließt den Mythus ab. Zugleich ist mit dem Sturze des Bellerophon die Aufgabe, die dem Pegasus im heroischen Mythus oblag, erschöpft. Er, die göttliche Kraft des Bellerophon selbst, kehrt nach dem Falle des verwegenen Menschen in seine himmlische Heimath zurück. Wie viel Antheil Pindar's eigene Phantasie an dieser Gestaltung der Sage habe, in welche die neuen Scenen der Zügelung und des Sturzes eingeflochten sind, das läßt sich bei dem Mangel gleichzeitiger Überlieferungen schwer ermitteln. So viel ist schon aus der Veranlassung und dem Tone des Gedichtes gewiß, daß seine Darstellung in den Hauptzügen sich auf eine im Volksglauben geläufige Sage stützt. — Die Sagen vom Bellerophon ausführlich durchzugehen, ist nicht unsere Aufgabe [30]), und es sind blos noch einige Einzelnheiten zu erwähnen, welche den Pegasus angehen, und welche zum Theil auf alten Überlieferungen zu beruhen scheinen. So war es, nach Andern, nicht Athene *), die dem Bellerophon den Zügel gab, sondern die Götter überhaupt werden genannt, oder Poseidon [31]). Auf allen seinen Zügen begleitete Pegasus den Bellerophon; als dieser nach Trözene ging, um die Äthra zu freien, folgte ihm Pegasus, und ein Denkmal dieses Zuges ist eine Quelle, die er dort schlug und welche man Hippokrene nannte [32]). Beachtenswerth für die Geschichte des Mythus ist die Anwendung, welche Euripides von der zu dramatischer Bearbeitung sehr geeigneten Fabel in den beiden Tragödien Bellerophontes und Stheneböa machte. Euripides hat, wie er pflegt [33]), den vorliegenden mythischen Stoff in neuer Weise benutzt, was die noch vorhandenen Fragmente dieser Stücke ziemlich deutlich erkennen lassen; den Aufflug des Bellerophon und seinen Sturz stellte er auf der Bühne dar, sodaß

25) Posthom. 136 sq. Πήγασος νεώνητος — παρθένος ἥν. 26) Nitzsch Anmerk. zur Od. I. p. 126. Tzetzes. Lyc. 17. p. 299 u. 305. Müller. 27) Böttcher a. a. O. S. 150 oft. Spanheim. ad Callimachum. Lav. Pall. v. 6. Die Beziehung zu Poseidon scheint in der Bildung des Bellerophonteischen Mythus das Bestimmende zu sein, sodaß ich den Grund nicht erkenne, warum Müller (Dorier I. S. 397 u. Prolegg. p. 314) ihn mehr der Pallas nähert. 28) Ol. XIII, 61 sq. s. die vorzügliche Erklärung Dissen's (p. 143 und zu v. 104). Bellerophon, der Liebling Athene's (Paus. II, 4, 1), hatte zu Korinth einen eignen Temenos (ib. II, 2, 4), als poseidonischer Heros war sein Bild auf der Basis des Wagens, den Herodes v. Athen weihte (ib. II, 1, fin. vergl. II, 3, 5) abgebildet, überall begleitet ihn Pegasus. Als Repräsentanten Korinths mag ihn Euripides auf die Bühne gebracht haben (Böttiger, Vasengem. I. S. 108). Noch andere Belege dafür, was den Korinthern Bellerophon galt, Theocrit. Adon. v. 92. Κορινθίαι εἰμὲς ἄνωθεν, ὡς καὶ ὁ Βελλεροφῶν. Lucian. de saltat. 42.

29) Isthm. VI, 44. 30) s. die Erklärer zu Pindar, Asklepiades (bei Schol. Beckeri II. p. 185), Tzetzes (Lyc. v. 17), Apollodor, Palaephatus, die Mythographen, Tzetzes (Chil. XII. v. 430. VII. hist. 149) u. a. s. unt. Note 41. *) s. Etym. M. v. Ἑλληνίς. 31) Voelcker p. 189. 32) Paus. II, 31, 12. Voelcker note 222 Daß auch diese Hippokrene begeisternd gewesen sei, findet sich nirgend bezeugt. 33) Th. Bergk, Commentt. de reliq. Com. ant. p. 156.

also dem Pegasus eine nicht unbedeutende Rolle zuertheilt war [34]). Vereinzelt steht endlich die Angabe des Scholiasten zur Ilias, daß Pegasus der Stammvater des Geschlechts der Centauren sei [35]).

Die historische Bedeutung, welche der Mythus vom Bellerophon und dem Pegasus für Korinth gewann, ist daraus am ersichtlichsten, daß die Korinther aus diesem Sagenkreise die Typen für ihre Münzen hernahmen [36]), welche, wie dies gewöhnlich war, in alle korinthische Colonien hinüberwanderten. Daher kommt es, daß es keinen Münztypus gibt, welcher so verbreitet wäre, als die Gestalten aus dem Bellerophonteischen Sagenkreise. Am allerhäufigsten ist es der Pegasus selbst, welcher als Symbol gewissermaßen der Poseidonischen Herrschaft Korinths auf den Münzen von Sicilien, Ambracien, Großgriechenland und mehren Inseln erscheint. Die Numismatiker haben sich sorgfältig mit der Sammlung und Erklärung dieser Münzen beschäftigt [37]); doch besonders beachtenswerth sind die Untersuchungen, welche Raoul-Rochette über eine Menge diesem Kreise angehöriger Typen angestellt hat [38]). Auch geschichtlich sind die Resultate seiner Beobachtungen von Wichtigkeit; so stellt er aus Münzen von Ambracien den Namen des korinthischen Coloniefürhrers, Gorgos, fest [39]) und bringt die Vermuthung Eckhel's, daß diese in so auffallender Menge gefundenen Münzen aus der Zeit Timoleon's stammen, zur Gewißheit [40]). Dieselben Typen, Bellerophon im Kampfe mit der Chimära, der Pegasus, oder die Chimära allein u. s. f., finden sich aber auch sehr häufig in Gegenden Kleinasiens, welche der Mythus zum Schauplatze der hauptsächlichsten Thaten des Bellerophon macht. Namentlich auf den Münzen von lycischen, ciliciischen, carischen Städten, auch in Pontus, in Phrygien und überhaupt durch ganz Kleinasien zerstreut. Der Zusammenhang, in welchem diese Städte mit Korinth stehen, ist oft nicht erkennbar; sodaß man zu der Annahme berechtigt ist, diese Städte führten jene Münztypen eben nicht in Folge einer politischen Verbindung mit Korinth, sondern als Erinnerungen an einheimische Mythen [41]). Diese gesammten Länderstriche stehen mit dem Peloponnes in genauer mythologischer Verbindung, welche näher zu untersuchen uns hier zu weit führen würde [42]); wir erwähnen nur das, was den Pegasus insbesondere betrifft. Vor Allem ist es die Gründung der Stadt Tarsus in Cilicien, welche außer dem Perseus auch dem Bellerophon, oder vielmehr dem Pegasus zugeschrieben wird [43]). Er verlor hier, bei dem unglücklichen Aufflug zum Himmel, entweder einen Huf, oder eine Feder, oder brach gar einen Fuß [44]). Ferner bestand Bellerophon außer den von Homer und Pindar genannten Kämpfen, deren Schau-

34) Das Meiste läßt sich aus der Parodie des Aristophanes im Frieden erkennen. v. 126. cf. Schol. *Beck. Arist.* pax 96. f. v. 42. 75. 135. 153. 720. Dazu die Fragmente: Fragm. inc. 154. *Plutarch*, De reip. ger. p. 807. E. *Hermogenes* T. III. p. 456 u. *Gregor.* Cor. ibid. p. 1321 sq. *Walz.* Das dort angeführte Scholion ergänzt durch *Malalas* Chr. IV. p. 84. *Nieb.* Bellerophon ein Findling — der Brief — Bellerophon lahm nach dem Sturze, *Phavorius* v. *Βελλεροφόντης.* — Bellerophon auf der Flugmaschine *Pollux* IV, 19, 2. Vergl. Voß, Mythol. Br. II. S. 30. 35) Schol. *Beck.* Hom. Il. p. 25. 30. *τινὲς δὲ Λουλλὶν Ἴλιον μιγῆναι (λέγουσι) ἅμα δὲ καὶ Πήγασον τὸν πτερωτὸν κατὰ τὴν αὐτὴν νύκτα, ἐξ ὧν γενέσθαι Κένταυρον.* singulare est, *Boeckh.* Expl. Pind. p. 247. Vielleicht hieß die Komödie des Apollophanes *Λουλλὶς* (*Λαλλὶς, Λαυλὶς* codd.). Seine andern Titel *Κένταυρος Λαναή* führen zu diesem Fabelkreise. *Ath.* III. p. 114 f. XI, 467 f. 36) *Ἡῶλοι* hießen nach Pollux diese Münzen, weil auf ihnen Pegasus geprägt war, wie die athenischen *πάρθενοι*. *Spanheim.* de Usu cet. T. I. p. 276. 37) *Spanheim* l. c. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 246 und sehr oft durch das ganze Werk. Num. Vet. p. 128. *Neumann*, Pop. et reg. num. ined. I. p. 54 sq. f. *Rasche*, Lex. Num. T. III. P. II. p. 790. 38) Anuales de l'Institut de correspondance archéol. 1829. p. 311. sq. Die Abbildung Pl. XIII. 39) p. 315 u. 325. vergl. *Boeckh* C. I. I. 58 B. Müller, Dorier. I. S. 117. Einen andern, von Raoul-Rochette als eine victoria gedeuteten Münztypus einiger pegasischen Münzen scheint Clausen mit mehr Grund für die äneadische Aphrodite zu erklären, mit besonderer Beziehung auf Korinth. s. Äneas und die Penaten (Hamburg u. Gotha 1839). I. Th. S. 407. und Taf. II. N. 1. Vergl. außerdem (S. 451) Kroton, (487) Pandosia. Achäischer Typus (*Eckhel* D. N. V. I. p. 171), Akarnanien (*Raoul-Rochette* p. 326. 338), Epirus, Illyricum, etruriſch (*Neumann* II. p. 158) und celtisch. Spanien; Inseln: Periphus, Siphus (*Eckhel* Vol. I. p. 237. *Beger*, Thes. Brand. I. p. 456), Zakynth u. s. w. Böotien (*Eckhel* Vol. II. p. 199. 208). 40) p. 334.

41) *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 346. 351 u. oft unter Amisus, Chabacta, Lampsakus, Alabanda (572), Bargylia in Carien (578). Pegasus hatte den Freund des Bellerophon Bargylus, als dieser ihn einfangen wollte, mit dem Huf geschlagen; zum Ersatz gab Bellerophon der Stadt von ihm den Namen. Also auch hier eine Zähmungsscene. Vergl. die Gründung von Hydessus (*Steph. Byz.* i. v.), Stratonicea (*Eckhel* p. 590), Samosata (Comagene *κόμη — ἄγειν*, die Locke der Berenice) (*Beger*, Th. Br. III. p. 151. 153), Phrygien, Hierapolis (*Eckhel* III, 154), Troas, Scepsis (*Eckhel* II, 487. *Clausen* I. c. I. p. 152) u. a. 42) f. *Bernhardy* ad *Dionys. Perieg.* v. 869. 43) Pegasus gehört eigentlich nur dem Bellerophon, aber auch mit dem Perseus erscheint er zuweilen (*Eckhel* D. N. II. p. 341. 346. Mythogr. I, 71. „Bellerophon, qui et Perseus" [sic]). Sonst ist der volatus und Ähnliches des Perseus natürlich nicht auf den Pegasus zu beziehen, sondern auf die Flügelsohlen des Merkur (z. B. *Statius* III, 463). Dagegen ist Perseus auf dem Pegasus reitend dargestellt auf dem oben Note 13 angeführten Bilde. 44) Für die Gründung von Tarsus durch Bellerophon oder Pegasus *Dionys. Per.* 869 mit Eustath. und den Scholien. *Πήγασος ἵππος ταρσὸν ἀφεὶς — Avien:* beim Aufluge impressit vestigia calcis. *Priscian:* dum scandit victor *semiustis* (?) Pegasus alis. Decidit et notae pressit vestigia terrae; angeführt von Burmann Rutil. Itin. I, 449, wo mit der Melancholie des Bellerophon die stulta rabies perversi cerebri monachorum auf Capri verglichen ist. — *Dionys: Eustath.* zu *Λέγεται ταρσὸς καὶ ἐπὶ πτέρυγος ὀρνέων*, daher also *Juvenal* III, 118 — ripa in illa, qua delapsa est pinna caballi Gorgonei eigentlich zu nehmen; Heinrich versteht unter pinna caballi den Pegasus selbst. *Nonnus*, Dionys. II, 28 sq. *Mich. Glycas* Ann. T. II. p. 264 schreibt die Gründung von Tarsus sammt dem Pegasus dem Perseus zu. Bei dem Sturze soll Pegasus auch den Fuß gebrochen haben; darauf deuten Eckhel, Böttiger, Mionnet u. A. eine ambracische Münze, auf welcher eine vor Pegasus sich beugende Figur (nach Einigen ein Faun) den Fuß des Rosses aufhebt. Raoul-Rochette (a. a. O. S. 320 fg.) erklärt nach Vergleichung anderer Darstellungen (*Millin* Gal. n. 394) diese Figur, und gewiß mit Recht, für die Quellnymphe Pirene (s. unten Note 58); denn den Sturz dürften die Korinther schwerlich zu einem Münztypus gewählt haben. — In der Nähe von Tarsus war das aleïsche Feld, auf dem Bellerophon nach dem Falle umherirrte (nach Euripides stürzte er bei Korinth in das Meer, *Matthiae*, Eurip. fragm. p. 329); daher die Stadt Alá (*Eckhel* Vol. III. p. 40). Symbolisch gedeutet von Uschold, Vorhalle zur griech. Gesch. u. Mythol. I. S. 250. Das aleïsche Feld „ist der Himmel." *Hygin.* fab. 57. s. die Lexikographen v. *ἀλήϊον*.

Digitized by Google

platz, bei mancher Verschiedenheit einzelner Angaben, Lycien und Cilicien waren, einen Kampf im xanthischen Gefilde mit einem Eber. Plutarch erwähnt die Mythe, und daß Pegasus ihm hierbei hilfreichen Beistand leistete, können wir von vorn herein annehmen, auch wird diese Annahme durch ein Vasengemälde bei Caylus bestätigt [45]). Nicht sowol eine Andeutung auf einen unbekannten Mythus scheinen ferner die Worte des Ausonius zu enthalten, welcher, um die mindere Schnelligkeit des Pegasus anzudeuten, sagt: er sei ja blos von Lycien bis Cilicien geflogen [46]), sondern eine Bezugnahme auf den Auszug des Bellerophon aus Lycien im Auftrage des Königs Jobates gegen die Chimära in Cilicien. Auch befand sich in der Nähe der Caysterquelle ein Stagnum Pegaseum, von welchem Plinius den Namen nennt [47]). Außer auf den griechischen Münzen finden sich die genannten Symbole nicht minder häufig auf römischen, von Tarquinius Priscus an, auf dessen korinthische Abstammung durch den Pegasus hingewiesen werden soll [48]), bis auf späte Kaiser [49]).

Die zweite Seite des Mythus bildet der Zusammenhang, in welchem Pegasus mit den Musen erscheint. Die gründlichen Untersuchungen, welche man in neuerer Zeit über den ältesten Musendienst und über die Herkunft der griechischen Poesie angestellt hat, haben das Resultat geliefert, daß dieser Cult, ein Eigenthum des thracischen Stammes, von Pierien aus nach Griechenland gekommen sei und in Phocis, Böotien und Attica, namentlich auf dem Parnaß und Helikon, eine, in Örtlichkeit und Namen an den frühern Wohnsitz erinnernde, neue Heimath gefunden habe [50]). Ferner deutet die alte Überlieferung ziemlich einstimmig darauf hin, daß die pierischen Musen Quellnymphen gewesen seien, sodaß wir in dem Glauben an die heiligen Quellen inwohnende Begeisterung eine durchaus uralte Vorstellung finden. Eben auch alt ist ferner die Vorstellung, vermöge welcher man Rosse mit Quellen in die engste Verbindung brachte, sodaß das Roß gradezu als Symbol der Quelle gilt. Sicher gingen die Griechen bei dieser Auffassung von der sinnlichen Anschauung aus, welche sie rüstige Rosse häufig in der Nähe von Berg- und Waldquellen erblicken ließ. Später erst nahm man das Roß als Symbol für Meer und Wasser überhaupt, wobei ihnen wiederum der Anblick steigender und schäumender Wogen zu Hilfe kommen mochte; und gewiß kam man von den Rossen und dem Wagen des Poseidon erst dazu, das Roß zum Symbol der Schiffahrt zu machen. Finden wir nun Rosse mit den begeisternden Quellen der Musen von Alters her in genaue Beziehung gesetzt, und Beides auf dem Helikon, was bedarf es da erst des fabelhaften Pegasus, um eine Hippokrene zu schaffen? Lange vor der Entstehung der Pegasischen Fabel mag zu Korinth an die Pirene, auf dem Helikon, vielleicht schon in Pierien, an eine Hippokrene sich der Dienst der Musen geknüpft haben [51]). Hesiod, oder wer sonst der Dichter war, der das Proëmium zur Theogonie schrieb, erwähnt die heilige Roßquelle. Sollte er unterlassen haben, durch Erwähnung der wunderbaren Entstehung derselben ihren Ruhm zu verherrlichen, wenn er die Fabel vom helikonischen Pegasus gekannt hätte [52])? Wenn wir nun gesehen haben, daß Arat das Sternbild Ἵππος als dasjenige Roß erklärt, welches die Hippokrene geschlagen habe, und Eratosthenes diese Erklärung dahin auslegt, daß Arat unter jenem helikonischen Pferde den Pegasus eben nicht verstehe; wenn ferner die Fabel vom Pegasus auf dem Helikon erst verhältnißmäßig sehr spät auftritt [53]): so wird man genöthigt sein, dem Pegasus den Ruhm, jene berühmte Dichterquelle geschaffen zu haben, abzusprechen. Die Vorstellung, daß den Hainen, Grotten und Quellen des Helikon und Pieriens begeisternde Kraft inwohne, ist zu natürlich und auch zu allgemein, als daß man daran zweifeln könnte, daß Pegasus erst durch die Hippokrene zum Musenrosse geworden sei, nicht umgekehrt die Hippokrene zur Musenquelle durch den Pegasus. Die Legende muß den Gang natürlich umgekehrt darstellen. Diese Annahme findet außerdem ihre Bestätigung in der Natur des Bellerophontisch-Pegasischen Mythus selbst. Denn Pegasus ist in dem eigentlichen Mythus durchaus keine selbständige Gestalt; er ist nichts ohne den Bellerophon, und wo meldet die Fabel etwas von dem Bellerophontes auf dem Helikon [54])? Unmittelbar nach dem Sturze des Bellerophon schwang Pegasus sich zum Himmel auf — da ließen die Poeten ihn noch einmal auf dem Helikon aufsetzen, und mit seinem göttlichen Hufe die Hippokrene schlagen, damit der geheiligten Quelle eine artige Legende nicht fehle und dem korinthischen Pegasus auch noch der schönere Ruhm musischer Künste hinzukomme. Gewiß also dankt diese Dichtung einer Zeit ihre Entstehung, in der man auf den herrenlos schweifenden Pegasus häufte, was zu seiner und seiner Vaterstadt Verherrlichung dienen konnte (die Quelle, das Sternbild). Bestimmtere Angaben finden wir auch erst bei den Augusteischen Dichtern. Bei Ovid hat Pallas

45) *Caylus*, Recueil d'Antiq. Vol. I. Pl. 35. Caylus läßt die Deutung zweifelhaft, welche sich aus Plutarch (de virt. mul. p. 248 D.) ergibt. 46) Grat. actio p. 735 ed. *Toll.* 47) *Plin.* N. H. V. 31. p. 455. *Franz.* 48) *Beger*, Thes. Br. III. p. 77. 49) Sehr häufig auf Kaisermünzen Cäsar, August, Tiber, Claudius, Caligula, die Antonine, Alexander ꝛc. Besonders oft die colonia Corinthus durch Cäsar. *Vaillant*, Num. Aer. Imp. I. p. 2. 181 u. oft. 50) *Bernhardy*, Gr. Litt. I. 44. 285. *Buttmann*, Mythol. I. p. 273 sq. περὶ τοῦ ἐν Ἑλικῶνι μαντείου schrieb Ἀμφίων ὁ Θεσπιεύς. *Athen.* XIV. p. 629 a.

51) Als die Pallas bestimmter zu einer Vorsteherin geistiger Künste und Übungen geworden, und als Pegasus zum Musenroß umgeschaffen war, mußte man in Beiden etwas Verwandtes erkennen. Indessen diese Verbindung ist doch wol tiefer begründet, als daß man sie sich mit Böttiger durch den ganz äußerlichen Umstand der Münztypen erklären könnte. Allerdings hat Pallas den Pegasus auf Münzen häufig neben sich, aber gewiß nicht als Musenroß. Dagegen gab schon die Geburt des Pegasus der Pallas Gelegenheit die Flöte zu erfinden. Sicher ging auch der musische Ruhm des Pegasus von Korinth aus; hier ward der Dithyrambus erfunden. Auch die Flügel mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. s. Voß, Myth. Br. II. S. 48 fg. *Thorlacius* l. c. p. 88. 52) Voß zu Arat. B. 215. 53) *Moschus*, Id. III, 77. Erst die Augusteischen Dichter brachten die Fabel zu allgemeiner Geltung. 54) Freret (Histoire etc. Vol. V. p. 71) läßt den Pegasus durch Perseus auf den Parnaß gelangen. Er sagt, Perseus habe dem Apollo sein gutes Schiff, Pegasus, geweiht; das andere, Chrysaor, war unterwegens untergegangen, darum hört man nichts weiter von diesem! —

Digitized by Google

die Wundermähre von der Schöpfung des Brunnens durch ihren Liebling vernommen, sie eilt auf den Helikon, um die neue Quelle zu sehen: war sie doch auch bei der Geburt des Pegasus zugegen gewesen [55]) und hatte bei dieser Gelegenheit die Flöte erfunden. Die ältere Sage scheint Nikander bei Antoninus Liberalis zu erzählen: Die Töchter des Pierus kämpften mit den Musen, den Töchtern des Zeus, im Gesang. Als die Musen sangen, hemmten die Gestirne und die Flüsse ihren Lauf, und der Helikon wuchs vor Ergötzen bis zum Himmel auf. Da gab ihm Pegasus, auf das Geheiß des Poseidon, einen Schlag und hemmte sein Steigen [56]).

Man hätte diese Umbildung der Fabel nicht wagen können, wenn man nicht in dem ursprünglichen Mythus vom Pegasus einen Anknüpfungspunkt gefunden hätte, und dies ist ohne Zweifel die genaue Verbindung, in welcher Pegasus mit der Pallas *Χαλινῖτις* stand [57]). Wie glücklich jedoch diese neue Wendung des Mythus erfunden ist, zeigt der unbegrenzte Gebrauch, den sofort die Dichter, bis auf den heutigen Tag, von dem helikonischen Musenrosse gemacht haben. Auch blieb man nicht bei der Hippokrene stehen [58]), fast alle den Musen geheiligte Quellen sollte Pegasus geschlagen haben: die Aganippe, die castalische Quelle; und die Begeisterung, welche die Dichter aus den heiligen Quellen schöpften, hatte nun ihren Grund in dem Hufschlag des göttlichen Flügelrosses. So ward Pegasus Musenroß und trat als solches auch dem Apollo nahe [59]). Dichter und Dichterinnen erhielten ihn zum Symbol ihrer musischen Begeisterung [60]), und eine reiche Fülle poetischer Phrasen dankt dieser Dichtung ihre Entstehung [61]). Ein Flug des Pegasus, der den Dichter der gemeinen Wirklichkeit enthebt, ist indessen im Alterthume noch nicht zu finden: die Dichter berauschen sich in den pegasischen Quellen. Jenes bedenklichen Mittels, des Aufschwunges [62]), d. h. eines Rittes auf dem Pegasus, waren erst die neuern Poeten bedürftig. Und zwar soll zuerst Bojardo im Rolando inamorato [63]) diese moderne Weise in Gang gebracht zu haben.

Auch bei der Erklärung dieser Fabel haben die Mythologen alle Kreise der symbolischen, philosophischen und historischen Deutung erschöpft [64]), und es würde uns

55) *Ovid.* Met. V, 258. Fast. III, 455. Allgemein wird angegeben, daß er sie nach dem verhängnißvollen Wagniß des Bellerophon geschlagen habe. 56) *Anton. Lib.* c. 9. Das soll doch wol der Schlag sein, der die Quelle geschaffen hat. Bei Ovid ist sie schon vorhanden: cedite Medusaeo fonte (Met. V, 312). Man hat auch hierbei an den Pegasus als Blitzroß gedacht. Lenz (a. a. O. S. 280) findet in Statius (Th. VI, 337 sq.), wo Pegasus den Rossen des Admet beigesellt wird (die Farbe gibt Lactantius zu dieser Stelle an; es war die Farbe der thracischen Rosse [*Clausen* l. c. II. p. 1209], die der *πηγοὶ ἵπποι*. Gräfe hat also doch so unrecht nicht, wenn er sie „scheckig" nennt. s. Nitzsch Anm. zur Od. II. S. 61), die Spuren einer pierischen Sage. Eine Bestätigung mehr scheint in den Worten des Scholiasten zu Dionysius Perieg. (l. c.) zu liegen — *τοῦ ἐπίλην λεγομένου πηγάσου ἐπιβὰς ἵππου, ὃς ἐκ τῆς ἀγέλης τοῦ ἡλίου ἐνήγχανε* —; denn diese auffallende Bemerkung auf die dem Helios heiligen Rosse zu beziehen (*Eckhel* D. N. Vol. V. p. 49), dafür spricht gar nichts. Nur als Beleg für die dem Pegasus inwohnende Begeisterung können wir die Stelle nicht gelten lassen. Apollo muß auch die leblose Natur begeistern, und warum wäre, wenn es Pegasus vermocht hätte, nicht auch die trözenische Hippokrene begeisternd? Auf die Scene der Quellenschöpfung scheint die Stelle aber allerdings zu deuten. Sollte Hesiod schon diese pierische Hirtensage gesungen haben? (Schol. *Arat.* Phaen. 205 gegen Ende). — Außerdem die platte Erfindung Avien's von einem durstigen Pegasus und die Fabel bei Solin (c. 9) vom Kadmus, dem literarum repertor, der die Quellen Hippokrene und Aganippe bei einer expeditio equestris entdeckt habe, woher der musische und philosophische Gehalt der Quellen komme. *Hygin*, Astr. II, equus: *Bellerophon* post fontis inventionem coelum adiit. — Wer irgend auf die Mythologie jener classischen Quellen geführt wird, der wird das Buch von Robert Unger (Thebana paradoxa. Halis 1839. T. I.) nicht aus der Hand legen können, ohne dem Verfasser den wärmsten Dank zu zollen für die unermeßliche Fülle von glücklichen Beobachtungen und Combinationen, welche seltner Scharfsinn und gänzliche Hingabe an den Gegenstand zu Tage gefördert haben. — Die berühmteste aller Musenquellen, die Hippokrene, hieß ebendarum auch schlechthin *κρήνη*. *Unger* p. 461. *Callimach.* Epigr. 30. 3. *οὐκ ἀπὸ κρήνης πίνων.* s. jedoch *Spanheim* ad Lav. Pall. p. 661 *Ern.* Auf die Entstehung durch den Hufschlag deuten die Dichter sehr häufig hin; s. den sogenannten Musenaltar des Dositades in der Anthol. Gr. T. I. p. 202. Vergl. *Jacobs* ad T. I. p. 151. n. 34. Ausonius (Ep. 21, 8) läßt an ihr den ersten Vers geboren werden. Vielerlei Namen: *Ἵππιον ὕδωρ, πηγασίς, πηγάσου κρήνη*, Gorgoneus, Medusaeus etc. Übrigens *κρήνη* und nicht *πηγή*. *Libanius* Antioch. V. I. p. 502. 15. Bei *Unger* l. c. p. 115. s. *Strabo* VIII. p. 268. *Paus.* IX, 31, 3. Ähnlich entstandene Quellen s. bei *Ant. Liber.* 4. Ibid. 8. *Tzetzes* Lyc. 835 (*Unger* p. 461). 57) s. Note 51.

58) Vor allen die Pirene. *Jacobs* Anthol. Vol. XIII. p. 32. Dieselbe meint Dio Chrysost. (II. p. 95. *Reiske*). *Πήγασον φασὶ ἀνεῖναι πηγὴν ἐν Κορίνθῳ. Statius* silva III, 7, 2. quisquis collibus Isthmiae Dionis pendentis bibit ungulaa liquorem, wie von der Hippokrene pendente caballo Anthol. lat. T. I. p. 95. *Burm.* s. Voß, Mythol. Br. I. S. 204. Die Sache ist außer allen Zweifel gesetzt durch eine korinthische Münze, welche den Act selbst darstellt (*Vaillant*, Num. Aer. Imp. T. I. p. 108, vergl. oben Note 44); gewiß ist die korinthische Sage die ursprüngliche, welche auf die Hippokrene angewendet wurde. Denn auch die Pirene ist begeisternd (*Persius* prolog. Erkl. s. *Unger* l. c. p. 186). — Ferner die Aganippe, nur als anderer Name für Hippokrene bei Probus (*Virg.* Georg. III, 10). *Ovid.* Fast. V, 7 macht wirklich eine Quelle aus beiden (*Castalia*, Mythogr. II. 112. Hyantische und aonische Quellen s. *Unger* p. 244). 59) *Eckhel* II. p. 572. V. p. 479. VII. p. 400. 60) Auf Münzen Sappho, Titius d. Dichter, *Eckhel* V. p. 100. vergl. V. p. 325. 61) s. d. Erkl. zu *Persius* l. c. mit der Berichtigung des Verständnisses bei *Hertzberg*, Observatt. in Prop. p. 6. Der Name Pegasides. *Festus* v. Hippius. s. oben Note 8. *Ovid.* Trist. III, 7, 15. *Columella* X, 263. *Propert.* III, 1, 19. *Ovid.* Heroid. XV, 27. s. *Rasche*, Lex. Num. T. III. P. II. p. 786. Griechisch sollen sie auch *ἱπποχρῆναι* heißen. *Paul. Diac.* Exc. Festi. p. 212. *Müller.* Eigentliche Quellnymphen *Quint.* Smyrn. III, 300. *Ovid.* Heroid. V, 3: Pegasis Oenoe. 62) Aus dem Alterthume gehören hierher die geflügelten Musen (*Diesen*, Pindar. Isthm. T. V, 66), der Musenwagen (Creuzer, Symbol. III. S. 288). Für pegasische Begeisterung ist aber immer die Quelle die Vermittlung. Gottling (zu Hesiod. p. 4) denkt sich die rhythmische Bewegung der Rosse als Grund, warum sie, und namentlich der Pegasus, den Musen geweiht waren. 63) So Lenz a. a. O. geg. Ende. 64) Völcker: Arion und Pegasus identisch S. 227 (dies kann wenigstens nicht aus der verdorbenen Stelle *Hesych.* v. *ἵππιος* gefolgert werden, wo das *καὶ* schon wegen *ἵππους* einzuschieben ist), mit dem Poseidongeschaffenen Rossen überhaupt S. 132; Bild des Neptun'schen Reiches S. 166; Bellerophon mit Pegasus ein vollkommener Poseidos-Hippius S. 119; Pegasus, das Poseidonische Segensroß Arion, das Roß des Bellerophon, der mit Äetia buhlt S. 234. 237 u. öfter. *Müller*, Proleg. 314 sq. „Perseus befreit die Athene von ihrem Gegenbilde Gorgo; da wird der guten Göttin

zu weit führen, wenn wir die zahllosen Erklärungen und Etymologien dieser Mythengestalt ausführlicher besprechen wollten[a]); wir bemerken nur, daß keine von diesen Deutungen, einzeln genommen, den Begriff des Mythus in seiner Vollständigkeit erschöpft. Pegasus ist nicht blos Symbol des Wassers oder der Schiffahrt oder der Roßzügelung, dies alles sind nur Momente, deren Gesammtheit durch den Pegasus dargestellt ist. Die physische Bedeutung, welche dem Pegasus, vermöge seiner innigen Verbindung mit den im alten Griechenland fast allgemein verehrten Naturgottheiten Poseidon und Pallas inwohnt, mag man als Ausgangspunkt gelten lassen, um einen Anhalt zu gewinnen, an welchen die einzelnen Fäden der historischen Bildung und Geltung des Mythus sich anknüpfen lassen. Die Entstehung einer Mythengestalt, welche, wie Pegasus, als Symbol einer besondern Nationalität gilt, setzt ein bestimmtes Bewußtsein über den inneren Gehalt dieser Volksindividualität voraus; so lange dies Bewußtsein nicht vorhanden ist, wird auch die Mythengestalt nicht da sein, oder sie erscheint als ein aus früherer Zeit überkommenes, unverstandenes Symbol. Bei Homer vollzieht Bellerophontes dieselben Thaten, die ihm später beigelegt sind, aber ohne den geflügelten Gefährten. Dieser ist blos die Form, unter welcher dichterische Phantasie die Beziehung des Volkes zu jenen als Götter verehrten Mächten auffaßt, denen es seine Existenz verdankt. Darum wird mit jedem neuen Momente, welches bedeutend für die Bildung der Nationalität auftritt, auch dem Mythus etwas Neues hinzugefügt werden; sodaß die Geschichte des Volkes zugleich die Geschichte des Mythus sein wird, bis auf die Grenze, wo die vollendete Nationalität auch die Bildung des Mythus abschließt, und die Mythengestalt als feststehender Typus zu dichterischem oder politischem Gebrauch verwendet wird. Für den Pegasus ergibt sich demnach das Resultat, daß er zunächst nur als eine Gestalt gilt, welche die innige Gemeinschaft des korinthischen Heros Bellerophon mit Poseidon und Pallas vermitteln sollte. Ein jeder neuer Act des korinthischen Volkslebens schuf demnach im Mythus eine Heroenthat des Bellerophon, welche ihm Pegasus, d. h. die den Korinthern inwohnende Poseidonische Kraft, vollziehen hilft; und in der That, die Momente des korinthischen Volkslebens theilen sich in zwei Reihen; auf der einen Seite kühne Schiffahrt, glorreiche Waffenthaten und deren schönes Abbild, die isthmischen Spiele; auf der andern die stilleren Übungen musischer Künste. Für jene ist Pegasus Repräsentant als Sohn des Poseidon, für diese, als das durch die Athene *Χαλινίτις* gezügelte, den Musen befreundete Roß der Quellen. Jene sind naturgemäß die früheren, diese die späteren Stufen der nationalen Ausbildung. Daher tritt die Verbindung des Pegasus mit Apoll und den Musen erst auf, als der heroische Mythus bereits abgeschlossen war. Auch die moralische Deutung der Fabel gewinnt so erst einen geschichtlichen Grund. Es ist bekannt, wie Korinth fortwährend im Kampfe mit jener Chimära lag, von welcher

---

ihre volle Macht gegeben, — da springen die klaren, lebendigen Quellen auf, deren Symbol das Roß ist, besonders Pegasus." Bei dieser Auffassung stört uns nur der eine Zug, daß Pegasus, dem alten Mythus nach, sogleich nach seiner Geburt sich zum Himmel aufschwingt. Soll man mit G. J. Voß an Wolken (vapores) denken? Doch wäre Pegasus auch nicht der poetische Ausdruck dieser physischen Vorstellung, verlöre sich der Ursprung dieses Mythus selbst in den Mährchen fabelnder Schiffer (Ulrici, Gesch. der ep. Poesie. S. 355. Note. Voß, Mythol. Br. I. S. 94), so wurde er wenigstens sehr früh als Poseidonisches Roß genommen und als solches angewendet und gedeutet. Bei Dio Chrysost. (II. p. 95. *Reiske*) stellen die Magier die *ἡνιόχησις τοῦ ξύμπαντος* als gewaltiges Viergespann dar; das erste Roß ist das des Zeus, das zweite das des Helios, das dritte des Poseidon, *τοῦτον δὲ μυθολογοῦσι πτηνὸν οἱ ποιηταὶ γενέσθαι παρ' ἀνθρώποις, ἐμοὶ δοκεῖν, ὅτι ταχὺ ὀνομάζουσι Πήγασον.* Weiterer Anführungen von Stellen aus den Alten, welche diese physischen Deutungen betreffen, sind wir nach Völcker überhoben. — Symbolisch in anderem Sinne *Lucian*, De astrol. c. 13. *ἐς οὐρανὸν οὐχὶ τῷ ἵππῳ ἀναβῆναι, ἀλλὰ τῇ διανοίᾳ. Fulgent.* Myth. III, 14. fons sapientiae. *Μηδὲν ἄγαν* Anth. Gr. T. III. p. 127 und *Jacobs* T. X. p. 283. *Horat.* Od. IV. 11, 26. *Fulgent.* lib. I. fin. Pegasus in figuram *Famae* constitutus: Voß, Mythol. Br. II. S. 47. Mythogr. III. p. 251. ed. *Bode*. Nach Tzetzes stellte der Sturz des Bellerophon den Haß der Götter und das Unheil selbst dar, welches ihn traf (Chil. XII. v. 434. VII. hist. 149. Als Bild der Schnelligkeit: *Eustath.* Hom. Od. 1477. 56. Auf Münzen des Kaisers Gallien: Alacritati ✕ pegasus volans. *Eckhel* D. N. Vol. VII. p. 406. *Catull.* 55, 24. *Cic.* pro Quinct. 25. *Seneca* Troad. 388. (Voß, Mythol. Br. I. S. 276.) *Auson.* Grat. cit. p. 735. Epist. 21, 20. *Alexis* in *παρόλῳ*: *τῷ πηγάσῳ ἤ τι θᾶττον ἢ τρέχει* — *Athen.* VI. p. 244. e. Daher: pegasarii, Postboten; *Rhodig.* Loctt. Ant. p. 976. — Naturgeschichtlich *Plin.* Solin. c. 32. ales equino capite oder equinis auribus, rasche Pferde in Afrika oder sonst, *Didymus* ap. *Syncell.* I. p. 306. *ἵππος ἐξὺς κῆμα τῆς γυναικὸς* (der Gorgo). Moralisch Böttiger, Vasengem. I. S. 136. Der Kaiser Alexander zu Roß im Kampfe mit der Chimäre, d. i. mit der Nichtswürdigkeit der Regierung Elogabal's. *Rasche*, Lex. num. v. Chimaera p. 511. cf. *Dio Chrysost.* I. p. 666. *Reisk.* Häufig Bellerophon als Tugendheld im Kampfe gegen Aphrodisische Begierde. Anaritas in der Neottis bei *Athen.* XIII. p. 558. b. In Korinth fand das Bild besondere Anwendung. Daher auf Münzen: Kopf der Aphrodite ✕ Bellerophon einen Löwen (d. i. die Chimäre) bekämpfend. *Spanheim* de Usu. p. 237. ed. II. vergl. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 239, über die Lais *Paus.* II, 2, 4. *Horat.* Od. I, 27 und oben Note 39. — Geschichtlich (pragmatisch). Erfindung der Schiffahrt ums Jahr 4100 Syncellus. Harduin. *Plin.* H. N. VII. p. 287 *Franz.* s. die Scholiasten zu den angeführten Stellen des Homer, Pindar, Lykophron. *Plutarch.* de virt. mul. p. 147 F. u. a. Creuzer, über Homer und Hesiod. S. 181. Phrasen vom Reiten und Fahren auf die Schiffahrt übertragen seit den Tragikern; aber nur nicht graden: das Pferd ist Schiff. *Burmann*, Val. Flac. Argon. V, 189. Nitzsch, Anmerk. zu Homer. I. S. 303. *Varro Marcipor.* fragm. p. 287. Bip. nautici equisones vgl. *Scriverius*, Anecd. philos. p. 36. *Meursius* in Lycophr. v. 1396. Böttiger deutet die Fabel auf die Erfindung der Reitkunst; nach ihm kam das Pferd aus Libyen. Dagegen Völcker (p. 133 sq.), dessen weitere Folgerungen Nitzsch (a. a. O.) bezweifelt.

65) *Hesiod.*: *ἀπὸ τῶν πηγῶν.* Schwenck, Etymol. Mythol. Andeut. S. 204, als Roß der begeisternden Quelle, Pegasus mit dem schmückenden Beinamen Chrysaor, S. 232. Das musische Element war gewiß bei der Bildung des Namens noch nicht wirksam. Von *πήγνυμι* unmittelbar Hermann, Creuzer, Völcker u. A. *Asclepiades* l. c. *ὅτι ἐκπεπόηκε. Tzetzes* Lyc. p. 298, physisch *τὸ βαρύτερον πάλιν κάτω πηγάζειν καὶ χέεσθαι* — als das Schiff des Bellerophon p. 299, *διὰ πηγαζόντων ὑδάτων* cf. Hist. VII. v. 422. *Ἵππος πηδητικός*, Etym. Gud. v. *Ἀργεῖος.* — Für die Annahme Creuzer's, daß die Fabel vom Pegasus aus der orientalischen Thiersymbolik stamme, dürfte ein besonderer Nachweis unerläßlich sein (Symbol. T. IV. p. 65 sq.).

Digitized by Google

Horaz sagt, daß ihr selbst Pegasus nicht gewachsen sei. Übrigens deutet die Verbindung des korinthischen und argivischen Mythus auf das geschichtliche Verhältniß beider Städte, welches Pausanias als Unterthänigkeit Korinths unter Argos bezeichnet [66]). Die einzelnen Scenen des Mythus in diesem Sinne historisch zu deuten, darauf wird man billig verzichten; und wer einen solchen Versuch dennoch foderte, dem müßte zur Antwort dienen, was Sokrates einst dem Phädrus erwiederte.

Was endlich die künstlerische Ausstattung und die mannichfachen Anwendungen dieses Mythus betrifft, so hat Voß, wie wir meinen, ohne Erfolg sich bemüht, das Götterroß seiner goldenen Flügel zu berauben [67]). Wir lassen Voß die magischen Schwungsohlen, mag er dem Pegasus seine Flügel lassen; wir können nicht mehr einräumen, als daß Pegasus zuweilen auch ohne Flügel erscheint [68]). Schon von seiner Geburt an wird ihm das Prädicat der Flügel beigelegt, die Flügel sind grade seine charakteristische Eigenthümlichkeit [69]); auch scheint die Zeit der Entstehung des Mythus nicht fern von der zu sein, in welche Voß die Entstehung der Götterflügel durch bildende Künstler setzt [70]). Die natürliche Gestalt des Rosses, welche die griechische Mythologie überhaupt so häufig und so glücklich verwendet hat [71]), ward später in die der Hippokampen und ähnlicher Bildungen umgewandelt [72]). — Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Dichtung vom Pegasus eine reiche Fülle dichterischer, epigrammatischer und parodischer Behandlungen und Anwendungen hervorrief. So ist die Fabel, daß Pegasus, nachdem er den Bellerophon abgeworfen hatte, zu den Wohnungen des Zeus zurückgekehrt sei, die Veranlassung geworden, daß man sich des Pegasus bei Darstellung von Apotheosen als eines bedeutungsvollen Vehikels bediente; berühmt ist die Apotheose August's auf dem Achat der heiligen Kapelle. Andere Darstellungen finden sich häufig auf Münzen, z. B. die der Faustina, des Antinoos u. A. [73]). Ebenso ist auch das Flügelroß als Verzierung in Grabmälern nicht ungewöhnlich, abwechselnd mit geflügelten Hippokampen [74]); sodaß es scheint, als habe man den Pegasus für ein Symbol der Unsterblichkeit genommen. Es wäre nicht undenkbar, daß die Platonische Fabel von der Beflügelung vollendeter Seelen hierbei mitgewirkt habe. Von künstlerischen Darstellungen aus dem Alterthume sind mehre bereits im Laufe der Untersuchung namhaft gemacht worden; die älteste dürfte, wenn wir das Zeugniß als ein geschichtliches nehmen dürfen, die Darstellung des pirenäischen Füllens im Kampfe mit der feuerschnaubenden Chimära auf dem Panzer des Achilles sein, von welcher ein Augenzeuge in der Elektra des Euripides berichtet. Ferner war in der Lesche des delphischen Apollotempels Bellerophon reitend auf dem beschwingten Pegasus dargestellt, auf welches Bild Jon den Chor der Dienerinnen beim Euripides aufmerksam macht [75]). Auf dem Thron des Asklepios zu Argos war Bellerophon im Kampfe mit der Chimära gebildet [76]), ebenso auf dem amykleischen Throne [77]). Nicetas Choniatas [78]) erzählt von einer berühmten Reiterstatue in Constantinopel, welche man entweder für Jesus Naue oder für Bellerophon erklärte. In dem einen Huse war ein mystisches Bild, an welches sich allerhand Aberglaube knüpfte, sorgfältig versteckt, die Statue war von Holz, und die Franken warfen sie, ohne des mystischen Bildes zu achten, in's Feuer. Abbildungen und Beschreibungen von den noch erhaltenen Darstellungen sind reichlich vorhanden [79]). Häufig ist der Kampf mit der Chimära, die Zügelung des Rosses [80]), der Sturz und andere Scenen aus dem Bellerophonteischen Mythus. Dann auch Pegasus allein, die Quelle schlagend, aus der Quelle trinkend [81]), von Nymphen gewaschen u. s. w. Sodann Pegasus als Verzierung auf Waffen, wie es scheint nie ohne mythische Beziehung auf den Inhaber der Waffen [82]). Endlich als bedeutungslose Verzierung auf Gemälden und an Geräthschaften [83]).

66) *Paus.* II, 4, 1. 67) Müller, Archäologie. S. 415. 68) Eine Erscheinung, welche bei ähnlichen Gestalten wiederkehrt. Z. B. der geflügelte Esel, auf welchem Bacchus den Hephästus zum Himmel führt. *Aristides* I. p. 49. *Dind.* Millin Gall. Pl. XIII. 69) Von der symbolischen Bedeutung der Flügel s. oben. Apulejus sagt, die Furcht vor der Chimäre habe den Pegasus flüchtig gemacht, darum habe man ihm die Flügel gegeben. 70) Voß, Myth. Br. II. S. 21 zur Zeit des Äschylus. 71) Man bedenke die große Zahl der Götter und Heroenrosse. *Servius* Georg. I, 12; vorzüglich begabte: *Oppian.* Kyng. I, 233 unter ihnen Pegasus. Die Flügelrosse des Pelops. *Pherecyd.* p. 94 *Sturz.* Voß, Mythol. Br. I. S. 203. 72) Die geflügelten Neptunsrosse bei *Plato* Critias, p. 116. *Eckhel* D. N. Vol. II. p. 457. Voß, Mythol. Br. II. Br. 60. 73) Antinous *Eckhel* Vol. VI. p. 532. Faustina als Diana Lucifera vom Pegasus emporgetragen. *Vaillant*, Num. Imp. I. p. 198. s. *Spanheim*, i. c. Augustus bei Müller und Österley, 5. Heft. N. 378. Vergl. Hirt und Passow. 74) *Montfaucon* T. V. p. 52. 150.

75) Ion. v. 501. Die Darstellung des korinthischen Heros im delphischen Tempel erklärt sich aus der Verbindung des korinthischen Cultus mit Apollo. 76) *Paus.* II, 27, 2. 77) Ib. III. 18, 7. 78) p. 848 u. 858. 79) Aufzählung derselben bei Böttiger, Thorlacius und Müller (Archäologie. S. 571). *Montfaucon* Suppl. I. p. 91. 80) s. *Foelcker* p. 188. Böttiger und Andere reden von einem „hinterwärts beschleichen." Auf Münzen und Gemmen packt er ihn grade von vorn. 81) Vergl. Anth. Lat. T. I. p. 53. 82) Auf dem Helm der Pallas z. B. Müller und Österley 1. Heft. Taf. X. Auf dem Schilde des Akamas in Monumenti inediti del' instituto di cor. arch. T. I. Pl. XIV. s. Annali T. VII. p. 243. *Panofka* (Acom. l'infatigable). Sollte nicht auch hier eine mythologische Beziehung obwalten, da doch Bellerophon um die Äthra ward? 83) Auch etruscisch *Caylus*, Recueil d'Antiq. T. IV. Pl. 31. — Bekannt ist das Vasengemälde, welches Böttiger beschreibt und deutet. In der lehrreichen Erklärung dieses Archäologen ist ein Punkt, über den wir uns mit ihm nicht einverstanden erklären können. Die Schlange nämlich mit welcher der Künstler den Hinterschenkel des Pegasus bezeichnet hat, erklärt Böttiger im Ganzen wohl richtig aus der im Alterthume wie noch heut zu Tage verbreiteten Sitte dem Roß als Zeichen der edlen Race ein Zeichen (gewöhnlich ein San oder Kopf) einzubrennen. Diese Sitte ist außer allem Zweifel, und die von Böttiger und Andern beigebrachten Beispiele hat Raoul-Rochette (Annal. 316) noch durch ein interessantes Beispiel aus der römischen Kaiserzeit vermehrt. Ein anderes können wir aus Caylus (Rec. d'Ant. T. V. p. 85) hinzufügen. Ein Roß aus Bronze mit dem Zeichen *XPE*, welche Buchstaben Caylus deutet: decies Pegasus (scil.) vicit. Demnach meinen auch wir, daß der Künstler die edle Race des Pegasus durch dieses Zeichen hat andeuten wollen; und was könnte für die Gorgonische Abkunft des Pegasus ein treffenderes Zeichen sein, als die Schlange? Eine natürlichere Erklärung des Zeichens ist diese jedenfalls, als wenn wir mit Böttiger annehmen sollen, der Töpfer, der die Vase gemolt hat, habe aus Misver-

Digitized by Google

In dem Auftreten des Pegasus auf der Bühne durch Euripides fanden die Komiker und Epigrammatiker reichen Stoff zu Parodien aller Art. Die berühmteste Parodie ist die des Aristophanes im Frieden: wie einst Bellerophon auf dem Pegasus, so ritt Trigäus auf einem ungeheuern Roßkäfer in den Olymp. Es ist einleuchtend, wie vielen Anlaß diese Situation zu Witzwörtern und Späßen geben mußte, und bekannt, wie treffend sie der geniale Komiker benutzt hat. Ähnlich ist die Parodie des Komikers Eubulus, aus welchem Athenäus ein hierher gehöriges Fragment aufbewahrt hat [84]). Dazu Epigramme, in welchen z. B. Gessius mit Anwendung der Bellerophonteischen Fabel gegeißelt wird; der Rhetor Adrast reitet statt auf dem Pegasus auf einer Ameise [85]). Hierher können wir auch eine Inschrift rechnen, welche Messala über eine Quelle setzte, die ein Stier geschlagen haben soll [86]). — Gern legte man den Namen Pegasus ausgezeichneten Pferden der Rennbahn bei [87]); außerdem erscheint er auf Münzen als das Symbol Afrika's und als das Insigne römischer Legionen [88]); auch war er das Zeichen punischer Schiffe [89]). (*Krahner.*)

PEGASUS, ein römischer Jurist aus der Zeit Vespasian's und Domitian's. Was wir über ihn wissen, verdanken wir besonders der vierten Satyre des Juvenal, dem Scholiasten desselben und dem Enchiridion des Pomponius (Fr. 2. §. 47. D. de orig. jur.). Nach jenem Scholiasten wäre der Vater des Pegasus ein Trierarch, d. h. wol ein Schiffsherr gewesen, und weil das Schiff als Insigne einen Pegasus hatte, der Sohn ebenso genannt worden; das glaube, wer's kann. Er fügt hinzu, jener wäre ein so gelehrter Jurist gewesen, daß man ihn gemeinhin „ein Buch" genannt hätte, er habe alle Ehrenstellen bekleidet, viele Provinzen verwaltet, und zuletzt die Stelle eines Stadtpräfecten erhalten; nach ihm sei das jus Pegasianum genannt. Nach Pomponius zu urtheilen, war er Nachfolger des Proculus, nach welchem die Proculejaner genannt sind, und zu den Zeiten Vespasian's Stadtpräfect gewesen; nach Juvenal aber (IV, 77. attonitae positus *modo* villicus urbi) war er unter Domitian „eben erst" Stadtpräfect geworden; denn modo läßt sich nicht anders erklären, als „eben erst," und die Erklärung Ruperti's „nur" (non nisi, tantum) ist falsch; es bleibt also nichts übrig, wenn man Juvenal mit Pomponius in Übereinstimmung bringen will, als mit Brissonius anzunehmen, daß Pegasus zweimal, unter Vespasian und unter Domitian, dieses hohe Amt bekleidet habe; da indessen Pomponius auch sonst unzählige historische Verstöße macht, so bin ich geneigt, ihm ein solches auch hier Schuld zu geben. Das scheint freilich ausgemacht, daß er unter Vespasian mit Pusio Consul suffectus gewesen sei und damals das nach ihm benannte Senatusconsultum Pegasianum de fideicommissis hereditatibus veranlaßt habe. Ungewiß ist nur, welchem Jahre dieses Consulat angehörte. Es enthielt dieser Senatsschluß folgende Bestimmungen: 1) Ut ei, qui rogatus esset hereditatem restituere, perinde liceret quartam partem retinere atque lege Falcidia ex legatis retinere conceditur. (*Gaj.* II, 254 sq.) §. 5. J. de Fideicomm. hereditt. (II, 23); es solle also der fiduciarische Erbe, d. h. der, welcher als Erbe eingesetzt sei, mit dem Auftrage, die Erbschaft einem andern zu überlassen, den vierten Theil der Erbschaft für sich zurückbehalten können; es wurde demnach durch dasselbe die lex Falcidia auch auf fideicommissa ausgedehnt, und zwar sowol der ganzen hereditas, als einzelner Sachen, der Fidei-Commiß-Erbe dem legatarius partiarius geichgestellt. 2) Was das Hauptstück in diesem Senatusconsult gewesen sei, berichtet Justinian ibid. §. 7.: Sed etiam id, quod praecipuum Pegasiani senatusconsulti fuerat, ut quando recusabat heres scriptus sibi datam hereditatem adire, necessitas ei imponeretur totam hereditatem volenti fideicommissario restituere et omnes ad eum et contra eum transire actiones, nach dem Vorgange von *Gaj.* II, 258: Sed si recuset scriptus heres adire hereditatem ob id, quod dicat eam sibi suspectam esse quasi damnosam, cavetur Pegasiano Senatusconsulto, ut desiderante eo, cui restituere rogatus est, jussu praetoris adeat et restituat etc., also weigert sich der Fiduciarerbe die Erbschaft, unter der Angabe, daß sie eine nachtheilige sei, anzutreten, so solle er auf Antrag des Fidei-Commißerben zum Antreten gezwungen werden können (cf. *Ulpian*, Fragm. XXV, 14 sq. *Paul.*, rec. sent. IV, 3, 1). 3) Wurden zuerst durch dieses Senatusconsultum die Bestimmungen der lex Julia und Papia Poppaea in Beziehung auf die den Hagestolzen (caelibes) und den Kinderlosen (orbi) zu entziehenden Erbschaften und Legate oder Theile von Erbschaften und Legaten auch auf Fideicommisse ausgedehnt (*Gaj.* II, 286). Über die Bedeutung dieses SC. und seinen Unterschied vom SC. Trebellianum vgl. *Brencmann*, de Heurem. Modestin. c. 11. *Bynkershoek*, Obs. VI, 21. *Meermann*, Thesaur. I. p. 541 sq.

Gajus (I, 31) erwähnt noch eines anderes unter denselben Consuln, Pegasus und Pusio, erlassenes Senatusconsult, durch das die von der Lex Aelia Sentia denjenigen Freigelassenen, die bei ihrer Freilassung noch nicht 30 Jahre alt waren und Latini wurden, bewilligte Wohlthat auch auf den ausgedehnt ward, welcher dieses Alter bei seiner Freilassung überschritten hätte, indem auch er auf dieselbe Weise das römische Bürgerrecht sollte er-

fand das ursprüngliche Sau oder Koph in einen schlangenähnlichen Schnörkel verdrehe; doch wir gestehen, selbst bei Annahme der aufgestellten symbolischen Bedeutung des Zeichens, durch welches auch den Tischbein an die Gorgo erinnert wird, erscheine uns die Art, wie es angebracht ist, weil es ebendieselbe ist, mit der man die die Race irdischer Pferde bezeichnet, eine Geschmacklosigkeit zu sein, ist mit der sonstigen edlen Haltung des Gemäldes wenig harmonirt.

84) *Athen.* XV. p. 666. Eubulus im Bellerophon: *Τίς ἂν ἀφοσιώσαιτο τοῦ σκέλους κάτωθε μοί, ἅτε γὰρ ὥσπερ κοτάβαιον ἔχομαι.* Das *κοτάβαιον* gehört hier nämlich zu den *λίχνα ἀνθρήνα πάλιν τε συμπίπτοντα.* 85) Anth. Gr. T. III. p. 42. *Jacobs.* Der Rhetor Adrast sitzt auf einer geflügelten Ameise und sagt: *Ἵππαρε, τὸν σὸν ἔχεις, ὦ Πήγασε, Βελλεροφόντην.* 86) *T. Rutilius*, Itiner. I, 264. 87) Siehe das Verzeichniß dieser Namen bei *Montfaucon* T. III. p. 285. f. Anthol. Gr. T. IV. p. 207 u. 420. *Jacobs.* Das edle Viergespann auf den elyseischen Gefilden bei *Auson.* Epitaph. 35. p. 211. 88) *Vaillant.* N. Imp. T. II. p. 370. *Eckhel* Vol. VII. p. 402. 89) *Silius Ital.* XIV, 576.

werden können, wenn er nämlich in der Ehe mit einer civis Romana oder Latina coloniaria einen Sohn zeugte, sobald dieser ein Jahr alt wäre.

Daß dem Consul Pegasus das Hauptverdienst bei diesen Senatsschlüssen zukam, er mit seiner Rechtskenntniß ihre Abfassung veranlaßt habe, ist wol unstreitig; denn für seine juristische Gelehrsamkeit spricht, abgesehen von dem, was wir aus Pomponius und dem Scholiasten Juvenal's bereits mitgetheilt haben, auch der Umstand, daß der jüngere Plinius (Epist. VII, 24) eine Schola Pegasiana neben der Cassiana nennt, obgleich die Juristen sich nicht der Bezeichnung der Pegasianer, sondern nur der Proculeianer bedienen; daher Gajus, der ein Cassianer war (III, 64), eine Meinung des Pegasus über die Beerbung der Latini füe „offenbar falsch" erklärt. Wie vielseitig seine schriftstellerische Thätigkeit gewesen sein muß, von der gleichwol nichts in die Pandekten übergegangen ist, beweist der aus dem Schol. Juven. erwähnte Ausdruck jus Pegasianum, der wol nur von einer von ihm veranstalteten Rechtssammlung zu verstehen ist. Um desto bedauernswerther ist die Rolle, die der Mann unter Domitian spielen mußte und uns Juvenal an einer allerdings carrikirten Geschichte errathen läßt. Eine ungemein große Meerbütte wird im adriatischen Meere gefangen und dem Kaiser gebracht; ob sie nun ganz oder in Stücken geschnitten aufgesetzt, und wenn das Erstere beliebt würde, da keine Schüssel groß genug schien sie aufzunehmen, wie dem Übelstand abgeholfen werden könne, darüber soll der geheime Rath des Fürsten entscheiden; es wird eine Sitzung des geheimen Raths berufen; Pegasus ist einer der ersten, der eiligst herzugelaufen kommt, er hat sich nur eben Zeit genommen, um seinen Philosophenmantel zusammenzuraffen (denn auch er, wie die meisten damaligen Juristen, bekennen sich zu den Grundsätzen der Stoa), und nun muß dieser treffliche, dieser unsträfliche Ausleger der Gesetze (optimus atque interpres legum sanctissimus), der schon die ihm als Stadtpräfect obliegende Gerichtsbarkeit in jenen harten Zeiten so matt und gelinde auszuüben genöthigt war, daß die vornehmen Schurken durchkommen konnten (omnia quamquam temporibus divis tractanda putabat inermi justitia), gar einen Rathgeber in so frivoler Angelegenheit abgeben. Man vergl. über Pegasus: *Menag.*, Amoen. jur. civ. c. 17. *Joh. Strauchius*, Vitt. veter. ICtor. p. 409. *Pagenstecher*, Orat. de Pegas. ICtor. (Herborn. 1727. 4.; hinter dem 3. Theil seines Pandektencommentars). *Mascov.*, De sectis Sabinianor. et Proculianor. (Lips. 1728.) p. 67 sq. *Jacob. Hasaeus*, De Berytensi ICtorum Academia c. IV. §. 6 sq. *Brencmann*, Append. Fastor. Almeloveen. p. 608. (*H.*)

PEGASUS, ein nördliches Sternbild, das außer vorstehendem Namen auch die Namen „das größere Pferd," „das zweite Pferd" (zum Unterschiede von dem dicht bei ihm stehenden Sternbilde des kleinen oder ersten Pferdes oder Füllens) und bei den ältesten griechischen und lateinischen Astronomen schlechtweg den Namen „das Pferd" führt, zu welcher Benennung die ziemlich natürlich das Vordertheil eines Pferdes darstellende Lage der vier größern zu demselben gehörenden Sterne Veranlassung gegeben haben mag. Erst spätere mythologische Deutung führte den Namen Pegasus ein, der sich beim Aratus noch nicht findet, wo blos (v. 216 sq.) bemerkt wird, es sei dies, nach der gewöhnlichen Vorstellung, das Pferd, welches durch seinen Hufschlag auf dem Helikon die Hippokrene hervorgebracht habe. Eratosthenes sagt (c. 18): „Einige meinen, das Pferd sei der Pegasus, der nach Bellerophon's Sturz zu den Sternen aufflog. Dies kann aber nicht sein, da es keine Flügel hat." Jetzt wird auf den Himmelsgloben und Karten dies Pferd wirklich mit Flügeln abgebildet, welche also später zugesetzt sein müssen. Beim Germanicus (v. 221 und 282) findet sich schon der Name Pegasus. Dies Sternbild umfaßt, wie gesagt, nur das Vordertheil eines Pferdes, bis zum Nabel, wo der dort befindliche Stern auch als am Kopfe der Andromeda stehend angesehen und daher von den arabischen Astronomen bald سرّة الفرس, Surra el-feres, Nabel des Pferdes, bald راس المرءة المسلسلة, Râs el-mara' el-musalsela, Kopf der angeketteten Frau (d. i. der Andromeda) genannt wird. Mit diesem Sterne zweiter Größe bilden drei andere derselben Größe, deren einer am Rücken oder Flügel, der andere am Vorderbug, der dritte am linken Vorderbein des Pferdes steht, ziemlich genau ein Quadrat, und werden jetzt Algenib, Markab und Scheat genannt. Von den kleineren Sternen dieser Constellation mag hier nur noch der am Maule des Pferdes stehende, jetzt gewöhnlich Enif genannte, Stern dritter Größe erwähnt werden. Die Erklärung dieser Namen s. in Fr. Wilh. Vict. Lach, Anleitung zur Kenntniß der Sternnamen u. s. w. (Leipzig 1796) S. 55 fg. und Ludw. Ideler, Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen (Berlin 1809) S. 113 fg. (*Gartz.*)

PEGASUS, Fischgattung aus der Familie der Lophobranchiati (s. d. Art.), welche schon Linné aufstellte und die von den neueren Zoologen ungeändert geblieben ist. Sie hat, gleich den übrigen Lophobranchiaten, einen verlängerten, schnabelförmigen Kopf, dessen Mundöffnung aber nicht, wie bei jenen, am Vorderende des Schnabels liegt, sondern hinten, da wo er vom Kopfe ausgeht. Dieselbe ist klein, und kann ein wenig hervorgestreckt werden, sodaß sie in Lage und Form dem Störmaule gleicht, aber aus den Kieferknochen ganz wie gewöhnlich besteht. Der Rumpf bildet einen hohen, mit Schilden gepanzerten Körper, an dem hinten ein kurzer, gleichfalls gepanzerter, eckiger Schwanz sitzt. Die Seitentheile des Rumpfes gleich hinter dem Kopf nehmen zwei große flügelförmige Brustflossen ein, aber von den Bauchflossen finden sich nur Spuren unter der Form kleiner Lappen am Hinterende des Rumpfes in der Nähe des Afters. Hinter diesem sitzt eine Flosse, und ihr gegenüber eine einfache Rückenflosse; auch der Schwanz hat eine Endflosse. Die Arten, deren man mehre unterschieden hat, sind klein, höchstens drei Zoll lang und bewohnen die indischen Ge-

Digitized by Google

wässer. Cuvier führt vier Species auf, unter denen P. draco *Linn.* die gemeinste ist. Bloch hat sie auf Taf. 209 seiner „ausländischen Fische," sowie den Peg. natans auf Taf. 121 abgebildet. (*Burmeister.*)

PEGAU, Amt und Stadt im Königreiche Sachsen, leipziger Kreisdirectionsbezirks. 1) Das Amt Pegau ist das westlichste des genannten Bezirks, und grenzt im Norden und Nordosten an das Amt Leipzig, im Osten an das Amt Borna, im Südosten an das Altenburgische, im Übrigen an das Preußische. Es enthält auf 2.038 □ Meilen 17,000 Einw., was auf die □ Meile eine Bevölkerung von 8300 Seelen, oder, nach Abzug von 7500 als der Gesammtbevölkerung der drei Städte, von 5200 ergibt, eine Dichtigkeit der Bevölkerung, die in einem Lande, wo nicht Fabrikthätigkeit, sondern Ackerbau den eigentlichen Nahrungszweig der Bewohner bildet, in Erstaunen setzt. Sie wird aber erklärlich durch die außerordentliche Fruchtbarkeit und seit alten Zeiten ausgezeichnete Cultur des Bodens. Das Land ist eine nur durch ganz unbedeutende Erhöhungen unterbrochene, gegen Südosten fast unmerklich ansteigende Ebene von 380—560 F. Erhebung über dem Meere. Es wird von der vielverzweigten weißen Elster, der Schnauder (rechts in die Elster), der Schwennigke (links in die Schnauder) und im äußersten Nordosten von der Pleiße bewässert. Die neben denselben liegenden, ganz flachen und wiesenreichen Ufergegenden, wovon nur das etwas steilere rechte Ufer der Schnauder eine Ausnahme macht, bilden einen Theil der sogenannten Aue, welche sich neben dem ganzen Laufe der Elster bis zu ihrer Einmündung in die Saale erstreckt. Diese zerfällt im Amte Pegau in die pegauer, Rosen-, goldene, wiederauische, imnitzer und zwenkauer Aue. Sie enthält auch viele Holzungen, aber mehr niedriges Gebüsch als eigentlichen Wald, sodaß im Amte Holzmangel herrscht, dem theils durch Zuflößungen auf der Elster, an der sich zu dem Zwecke drei Flößholzplätze befinden, theils durch das Torflager bei Großprießligk und das Braunkohlenlager in der löbnitzer Gegend abgeholfen wird. Sonst wird aus dem Mineralreiche noch gute Thonerde gewonnen. Der wichtigste Nahrungszweig ist der Acker- und Gartenbau, der außer den gewöhnlichen Getreidearten (darunter Korn, Gerste und Hafer weit mehr als Weizen) auch viel Rübsen und Raps, Hirse, Chamillen, Kümmel, Fenchel, Scharte, Gurken und Zwiebeln liefert. So dicht die Bevölkerung ist, so gibt dieses Amt doch noch viel Getreide an den erzgebirgischen Kreis ab, von wo aus die pegauer Kornmärkte fleißig besucht werden. Die Viehzucht ist weit unbedeutender, und Pferdezucht findet fast gar nicht statt. Der Verkauf des Heues ist einträglicher, als der eigne Verbrauch. Am wichtigsten ist noch, auf den Rittergütern, die Schafzucht. An Gewerbthätigkeit ist Bier- und Essigbrauerei, Branntweinbrennerei und die Verfertigung von Schuhwaaren, wollenen Zeuchen und Stärke zu bemerken. Das Amt enthält drei Städte (Pegau, Groitzsch und Zwenkau) 28 Rittergüter und 60 Dörfer, von denen 14½ dem Amte, die übrigen den Rittergütern unterliegen. Es steht mit den Ämtern Leipzig und Borna zusammen unter einem Amtshauptmann, der zu Rötha residirt. Diese drei Ämter bilden auch einen Wahlbezirk zur Wahl eines städtischen Deputirten (die Stadt Leipzig ist für sich allein ein eigner Wahlbezirk), welche in der Stadt Pegau geschieht. Für den Bauernstand bilden die Dörfer des Amtes Pegau mit dem Amte Borna zusammen einen Wahlbezirk.

Das Land gehörte Anfangs zu der Grafschaft Groitzsch, deren Haupttheil es bildete, und kam im 13. Jahrh. als eröffnetes Lehen an die Markgrafschaft Meißen. Im J. 1662 kaufte es der Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz dem Kurhause ab, an welches es aber 1718, nach dem Tode des Sohnes des Erstern, zurückfiel. Im J. 1815 wurden acht Dörfer an Preußen abgetreten.

Die Ephorie Pegau, größer als das Amt P., umfaßt 4 Städte, 22 Landpfarreien, 7 Filiale, 26 Geistliche, 35 Schullehrer und 8 Kirchenbediente.

2) Die Stadt P., Hauptstadt des gleichnamigen Amtes, liegt drei Meilen südlich von Leipzig, auf der Straße nach Zeitz, mitten in der goldenen Aue (s. oben), am linken Ufer der weißen Elster und an dem aus derselben abgeleiteten drei Meilen langen Mühlgraben, unweit der preußischen Grenze. Gegen Überschwemmungen sind Dämme angelegt, die aber die Gefahr nicht ganz beseitigen. Pegau ist Garnisonsstadt eines Reitergeschwaders und der Sitz eines Justizamtes, eines Rentamtes, eines Steueramtes (unter dem Hauptsteueramte Leipzig), eines Postamtes, eines königlichen Floßmeisters, eines Landrichters und eines Superintendenten, unter welchem die oben angegebene Ephorie steht. Bis zum Zollvereine hatte es auch eine Hauptgeleits- und Grenzzolleinnahme. Es hat ferner einen selbständigen Rath, der außer einigen andern liegenden Gründen besonders das ¼ Stunde ostwärts gelegene kleine Rittergut und Dorf Großwischstauden an der Schnauder besitzt. Die Zahl der Häuser ist 416, der Einwohner 3500. Letztere leben außer von Acker- und Gemüsebau und Viehzucht auch von verschiedenen Gewerben, als: Gärberei, Fabrikation von Essig, Stärke und Branntwein, Spinnerei und Weberei und besonders Verfertigung von Schuhwaaren, mit welchen sie weit und breit Märkte beziehen. Namentlich gehen die hier und in Groitzsch verfertigten Babuschen oder Schuhpantoffeln selbst nach dem Oriente. Die hiesige Schuhmacherinnung hat ihre Bestätigung schon aus dem Jahre 1387. Der Ort hat wöchentliche Korn-, sowie drei Jahr-, zwei Roß- und drei Viehmärkte. Unter den Gebäuden ist zu bemerken das Rathhaus, ein altes Gebäude mit einem 150 Fuß hohen Thurme, auf dem Markte, und die Anfangs dem heil. Otto, im 13. Jahrh. aber dem heiligen Laurentius gewidmete Hauptkirche, ein Gebäude in gothischem Styl mit drei Thürmen, in den Jahren 1091 bis 1095 vom Markgrafen Wiprecht, gleichzeitig mit der Abtei (wovon unten) aufgeführt. Man sieht darin das in Stein gehauene Bildniß ihres Erbauers und u. a. auch das Grab des 1813 bei Lützen gefallenen Prinzen Karl von Hessen-Homburg. Ferner die nur kleine Johanniskirche vor dem Oberthore, am Kirchhofe, und das Hospital. Kirchen gibt es außerdem nicht, dagegen befand sich hier früher ein nicht unberühmtes Klo-

ſter, wovon noch Reſte im Amthauſe übrig ſind. Es wurde von dem Erbauer der Laurentiuskirche gegründet, der heiligen Dreifaltigkeit und dem Apoſtel Jacobus gewidmet und 1096, nachdem es mit Benedictinern aus Schwarzach im Würzburgiſchen beſetzt war, eingeweiht. Im J. 1106 erlangte es auf Bitten des Stifters (der 1124 daſelbſt als Mönch ſtarb) die Exemtion von der Jurisdiction des Hochſtiftes Naumburg, ſpäter wurde es in eine Abtei verwandelt, die ſehr reich und mächtig wurde, im 12. Jahrh. ſchon Bracteaten münzen ließ, und außer vielen Dörfern auch den pegauer Zoll, die Elſterbrücke u. a. erwarb. Im J. 1307 verlor ſie aber ihre Vorrechte, als Markgraf Diezmann in ſeinem Kriege mit Kaiſer Albrecht I. die rebelliſche Stadt züchtigte. Im J. 1539 endlich wurde ſie unter ihrem 27. Abte aufgehoben. Die wichtige Bibliothek ſchenkte Herzog Moritz der leipziger Univerſität, die Güter verkaufte er 1543 an den hieſigen Rath, der ſie aber im 30jährigen Kriege meiſt veräußern mußte. Endlich iſt zu bemerken, daß Pegau der Geburtsort des freiberger Annaliſten Moller (1598—1660) und des mainzer Naturforſchers Büchnee iſt. Die 1677 ausgebrochene Heilquelle iſt bald wieder eingegangen.

Die Stadt Pegau iſt ſehr alt, und wird unter dem Namen Bigawe, Bigavia, Pygavia und Pigavia, lateiniſch Pegavia (der Name iſt wendiſchen Urſprungs und heißt Gottesort) ſeit dem 11. Jahrh. erwähnt, 1090, bei Gelegenheit der Stiftung des Kloſters, noch als Dorf; 1096 erhielt es Stadtrechte. Die Gerichtsbarkeit über die Stadt übte bis 1307 die Abtei. Außer in dem erwähnten Kriege zwiſchen Diezmann und Albrecht litt der Ort beſonders im 30jährigen Kriege, und wurde namentlich 1643 von Torſtenſohn belagert. Schon war ein Theil der Stadt eingeäſchert, als ihre Einnahme durch einen vom Superintendenten Lange, einem Univerſitätsfreunde des ſchwediſchen Generals, veranſtalteten ähnlichen Aufzug, wie der, welcher Naumburg im Huſſitenkriege rettete, abgewandt wurde. Im J. 1670 und 1688 fanden große Brände ſtatt. Von dem Übergehen des Beſitzes von der Kurlinie an die Linie Sachſen-Zeitz und wieder an jene zurück, iſt ſchon oben beim Amte geſprochen.

Zur Geſchichte der Stadt und des Kloſters gibt es: 1) Historia de vita et rebus gestis Viperti (Frkf. 1580 Fol.); es ſteht auch in *Hoffmann*, Script. rerum Lusaticarum, I. Bd. 2) Chronici Pegaviensis (d. h. des vorigen Buches) Collationes et Continuationes usque ad annum MCCXXXVI., in *Menckenii* Script. rer. german. III. p. 130—156. 3) Libellus de fundatione Monast. Bigav. (ſ. Chronic. mont. Ser. etc. edidit *Maderus* p. 241). 4) Calendar. Pegav., beſonders wichtig wegen der Familie Wiprecht's; in *Mencken* II. p. 117—156. 5) *Moller*, De monumentis et antiquitatibus Pegav. (Freiberg 1659. 4.). 6) Hiſtorie des Graten Wiprecht und des von ihm geſtifteten Kloſters zu Pegau. Aus Urkunden von Chr. Schöttgen (Regensb. 1749). (*A. Keber.*)

PEGEL (der), heißt ein, beſonders an Schleußen, Brücken, Mühlen, Fährſtellen und andern wichtigen Punkten der Ströme und Flüſſe angelegtes Waſſermaß. Es dient, um zu allen Zeiten den Waſſerſtand auf das genaueſte beobachten und vergleichen zu können, beſtehet aus einem ſenkrechten in mehr oder minder kleine Theile gleichmäßig eingetheilten Maße, das zunächſt mit ſeinem untern Ende den niedrigſten und mit ſeinem obern den höchſten Waſſerſtand anzeigt, und wird gewöhnlich an den Schleußenwänden, Brückenpfeilern und Jochen oder ſonſt an möglichſt unverrückbaren Gegenſtänden in möglichſt dauerhafter Art angebracht. (*Stapel.*)

PEGELIUS (Magnus), ein Gelehrter aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh., geb. 1547, geſtorben etwa 1610, der Anfangs in ſeiner Vaterſtadt Roſtock, nachher in Helmſtedt als Profeſſor der Mathematik und Phyſik angeſtellt war. Er kam auf mancherlei intereſſante phyſikaliſche Entdeckungen, für die es ihm nur nicht gelingen wollte, die Theilnahme ſeiner Zeitgenoſſen zu gewinnen, auch auf die Idee des Luftballons ſoll er gekommen ſein. Alle ſeine Entdeckungen legte er größtentheils in einem jetzt äußerſt ſeltenen Werke nieder, das unter dem Titel Thesaurus rerum selectarum magnarum, dignarum, utilium, suavium, pro generis humani salute oblatus 1604 in Quart ohne Benennung des Orts erſchien und von Morhof im Polyhistor und von Paſch in der Vorrede zu ſeinen Inventa nova antiqua rühmend erwähnt wird. (*H.*)

Pegeln, ſo viel als Peilen, ſ. Peilcompass.

PEGELRECHT, die geſetzlichen Beſtimmungen über die Höhe, bis zu welcher das Waſſer bei einer Mühle getrieben werden dürfte, die Deiche zu unterhalten wären; ſ. Damm. Deichrecht, Mühlenrecht. (*H.*)

Pegewend oder Pejewend, ſ. Bitschwinda.

PEGIA, eine von Colebrooke (Transact. of the Linn. Soc. 15. p. 364) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Terebinthaceen. Char. Der Kelch mit Stützblättchen verſehen, ſtehenbleibend, fünftheilig; fünf offenſtehende Corollenblättchen; die abwechſelnd kürzeren und längeren, pfriemenförmigen Staubfäden ſind auf einem unterhalb des Fruchtknotens befindlichen, drüſig-fleiſchigen Ringe eingefügt: die Antheren rundlich, zweilappig; der Griffel kurz, kegelförmig, mit einfacher Narbe; die Beere kugelig, einfamig. Die einzige Art, P. nitida *Colebr.* (l. c.) wächſt in der hinterindiſchen Provinz Silhet, wo ſie von den Eingeborenen Pegi genannt wird. Es iſt ein Strauch mit abwechſelnden, geſtielten, unpaar-gefiederten, fünf- bis ſiebenpaarigen Blättern, ungleichen, herzförmigen, langzugeſpitzten, geſägten Blättchen, achſel- und gipfelſtändigen Blüthenriſpen, zahlreichen, kleinen, blaßgrünen, wohlriechenden Blumen und ſchwarzen Beeren von der Größe der Johannisbeeren. (*A. Sprengel.*)

Pegmatit, ſ. Granit.

PEGNA oder de la Peigne (Hyacinthe), geb. zu Brüſſel gegen 1700, ein berühmter Schlachtenmaler, wird zuweilen, weil er ſich längere Zeit in Turin aufhielt, der italieniſchen, oft auch der franzöſiſchen Schule zugezählt, zumal das franzöſiſche Coſtüm, was Pegna dem damali-

Digitized by Google

gen Kunstgeschmack gemäß wählte, macht, daß seine höchst lebendigen und geistreichen Compositionen neben Cortese's (Bourguignon's) Werken verglichen, weniger ansprechen.

Pegna verstand in seinen Schlachtgemälden die Situationen der Krieger höchst lebendig und wahr darzustellen; er wählte nicht gewöhnliche Attaquen, sondern mehr größere Handlungen des Kriegs, wo seine Fülle der Ideen sich in weiten Räumen ausbreiten konnte und doch einzelne Vorgänge sich herausheben, welche sich mit dem Ganzen großartig verbinden. Sein Colorit war kräftig, zuweilen etwas hart, seine Gemälde von sehr großer Wirkung; breite Massen von Licht und ebenso die kräftigsten Schatten bildeten sich in ihren Übergängen zum großartigen Ganzen.

Pegna's Stellung als Militair (er war Officier des Geniecorps und hatte den Campagnen in Piemont beigewohnt), gab ihm Gelegenheit zu einer sichern und praktischen Auffassung für bildliche Darstellungen des Kriegswesens zu gelangen, insbesondere wirklich historischer Ereignisse, die doch den Inhalt in den meisten Bildern Pegna's ausmachen.

Außer der Malerei verstand der Künstler auch trefflich mit der Nadel umzugehen, wodurch er den Kupferstichfreunden vorzüglich gut radirte Blätter hinterließ, die jetzt sehr selten sind und zuweilen mit sehr hohen Preisen bezahlt werden. In dem ersten Theil des gräflich Sternberg'schen Kupferstichkatalogs*) sind unter Nr. 7095—7100 vier Blätter, als von ihm selbst radirt, angegeben und drei Blatt nach ihm. Das erste Blatt in s. gr. r. qu. Fol. enthält den großen Angriff auf die Bergfestung Colle dell' Assietta durch die französischen Truppen 1754; ein schönes und treffliches Hauptblatt. Das zweite Blatt ist eine Schlachtscene, wo im Vorgrund eine demontirte Kanone; das Blatt bezeichnet 1751 qu. Fol. Ein anderes Blatt ist ein Gefecht zwischen Reiterei und Fußvolk, bezeichnet: la Pegna pinx. et fecit 1751, und ein viertes daselbst, enthält die Nachzügler eines Armeecorps, ist ebenso bezeichnet und in Fol. Die letztgenannten drei Blätter wurden, jedes einzeln mit 30 Conventionsthalern bezahlt. Jene genannten radirten Blätter sind durchgehend mit einer breiten Nadel gearbeitet, kräftig geätzt und zeigen von der Genialität des Meisters. (*Frenzel.*)

PEGNITZ. 1) Fluß im bairischen Obermain- und Rezatkreise, in der Nähe von Lindenhardt des bairischen Landgerichts Pegnitz, aus zwei Quellen, dem Foren- oder Forellenbrunnen und dem heil. Brunnen, entstehend, wird anfänglich Fichtenohe, bei Buchau aber Pegnitz genannt. Bei dem Städtchen Pegnitz wird derselbe durch eine Bergöhle verschlungen; kommt dann aus drei Felsenöffnungen gleichsam neu wieder hervor, und eilt im schnellen Laufe über Sandboden, und bei Fürth in die Rednitz, wo der vergrößerte Fluß Regnitz genannt wird.

2) P., Städtchen an der Pegnitz und im bairischen Landgerichte gleichen Namens, an der Straße von Nürnberg nach Baireuth, drei Stunden von Creussen, mit 124 Häusern, einer Posterpedition, dem Sitze des königl. Rentamtes gleiches Namens, einem Magistrate, acht Jahrmärkten, einem protestantischen Pfarramte, drei Mühlen und 786 Einwohnern, welche meistens Handwerke (hauptsächlich Gärbereien), Ackerbau und Handel treiben. Dieser Ort war in den ältesten Zeiten ein Meierhof der teutschen Könige, und litt im J. 1744 durch Brand. — Das Landgericht und Rentamt Pegnitz liegt im Umfange des bairischen Obermainkreises, und enthält einen Flächenraum von 7 □Meilen mit 12,000 Einw. (*Eisenmann.*)

PEGNITZ-ORDEN. Nachdem im J. 1617, grade hundert Jahre nach Luther's erstem kräftigen Auftreten, die fruchtbringende Gesellschaft zur Bewahrung teutscher Sitte und Reinerhaltung teutscher Sprache zusammengetreten war und bald eine große Menge nicht blos fürstlicher und adeliger, sondern auch gelehrter Mitglieder zählte, die sich besonders über Nordteutschland, über Sachsen und Schlesien verbreiteten, fand das Beispiel an mehren Orten Nachahmer und von den Mitgliedern des Palmenordens selbst gingen neue Gesellschaften aus, die, wenn auch in äußern Formen und Einrichtungen verschieden, gleiche Tendenzen hatten und dieselben mit nicht geringerem Eifer verfolgten. Zu diesen Colonien gehört auch der Pegnitzorden in Nürnberg, dessen Name in den ersten Jahren seines Bestehens häufig gewechselt hat. Bald hieß er der pegnesische Blumenorden von seinem Sinnbilde, bald der pegnesische Schäferorden, bald die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der Blumenhirten, bald der löbliche Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz (was auf der Jubelschrift des Jahres 1744 als officieller Titel erscheint), bald der gekrönte Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz, theils in Beziehung auf den der Gesellschaft gewidmeten Kranz, theils weil viele Mitglieder der Gesellschaft wirklich kaiserliche gekrönte Poeten waren.

Die Entstehung des Ordens erzählt der Pseudonymus Amarantes oder vielmehr sein Gewährsmann Siegmund von Birken in ganz poetischer Form also: Georg Philipp Harsdörffer und Johann Clajus, beide in Nürnberg, hatten es übernommen bei der Hochzeitsfeier eines doppelten Brautpaares im J. 1644 ein Hochzeitgedicht zu verfertigen; dem Sieger war zum Lohn und Preis ein Blumenkranz verheißen. Die Sache wurde mit großem Eifer betrieben und so entspann sich unter den beiden Freunden der Gedanke eines poetischen Wettstreites nach Art der Wettgesänge in den Idyllen der Alten und ihrer Nachahmer. Die beiden Wettkämpfer lasen ihre Verse abwechselnd vor und die Zuhörer, wie sie selbst, geriethen in ein so großes Entzücken, daß das entscheidende Urtheil sehr schwierig wurde. Clajus wollte dem dichtenden Freunde weichen, Harsdörffer der Belohnung nicht würdiger erscheinen, als sein Gegner, da zerschnitt dieser den Faden, welcher den Kranz zusammenhielt, foderte seinen Freund auf, sich eine Blume aus dem Kranze zu wählen, und als dieser ein wenig Klee, Harsdörffer selbst eine Maiblume genommen hatte, flocht dieser den Kranz wieder zusammen, hängte ihn an einen Baum und sprach:

*) Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen Sr. Exc. des Grafen Franz von Sternberg ꝛc. 1. Band, die ital. Schule enthaltend, und verfaßt von Frenzel (Dresden 1836).

Digitized by Google

Die Blumen sollen das Merkmal unserer Hirtengesellschaft sein, welche forthin die Gesellschaft der Blumenhirten heißen mag. Die ganze Erzählung trägt zu offen den Charakter des Gemachten, Verabredeten, als daß man einer so zufälligen Entstehung Glauben beizumessen sich gemüßigt fühlen könnte; es ist eine förmliche Einweihung, keine Begründung. Vorbild der Vereinigung ist der Palmenorden gewesen, zu dessen Mitgliedern Harsdörffer gehörte; auch die aus dem Bürgerstande hervorgegangenen Akademien in den italienischen Städten können ihm nicht fremd gewesen sein und erst im vorhergegangenen Jahre hatte Philipp von Zesen in Hamburg die teutschgesinnte Genossenschaft gestiftet, deren Einrichtungen mit dem nürnberger Vereine in vielen Stücken übereinstimmen. Ja es mag selbst die Erinnerung an den alten Ruhm und Glanz der Meistersängerschulen den Harsdörffer, der aus einem alten rathsfähigen Patriciergeschlechte in Nürnberg abstammte, und der in seiner Vaterstadt zu hohen weltlichen Ehren befördert wurde, bewogen haben, jenen Ruhm in Nürnberg zu erhalten und nur in neuer, dem Geschmacke seiner Zeit mehr angemessener Form das frühere Wesen wieder zu erwecken und neu zu beleben. Harsdörffer und Klaj waren also die ersten Mitglieder. „Wird sich aber," hatte der Erstere bei jener Einweihungsscene hinzugefügt, „nach der Zeit ein oder der andere Liebhaber der teutschen Sprache belieben lassen zu uns zu treten, der soll von uns mit einer Blume aus jenem Kranz, nach seinem Gefallen beschenkt und in unsere Gesellschaft unverzüglich aufgenommen werden, jedoch mit der Bedingung, daß er fortan unsrer Mutterzunge mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein, in Beförderung ihres Aufnehmens. Dieweil aber diese Blumen mit der Zeit verdorren, so will ich eine jede derselben, so viel deren dem Kranz einverleibet, mit Seiden auf ein weißes Band sticken lassen, solcher Gestalt, daß man an einem Ende die Blume, an dem andern aber den Hirtennamen dessen, der solche belieben wird, sehen soll." Aus dieser weitern Erzählung ergibt sich des Ordens ursprünglicher Zweck und erste Einrichtung. Jedes Mitglied, dessen Aufnahme-Urkunde von dem jedesmaligen Vorsteher vollzogen wurde, erhielt als Ordenszeichen ein weißes seidenes Band; auf dem einen Ende war die von dem Mitgliede gewählte Blume vollständig mit ihrer Wurzel naturgetreu gestickt, auf dem andern Ende der Hirtenname in grüner Seide. Denn wie in Königsberg und in dem Schwanenorden nahmen die Mitglieder Hirtennamen an und gleich die beiden Begründer nannten sich Strephon und Clajus. Ein Sinnbild durfte nach damaliger Sitte einem solchen Vereine nicht fehlen; Harsdörffer hatte als Emblem die Pansflöte genommen mit der Aufschrift: pares concordia reddit[1]), weil, wie die einzelnen Rohrpfeifen mit einander verbunden einen schönen Klang geben und eine angenehme Harmonie bilden, so auch die Mitglieder der Gesellschaft in ihrem Wirken nur das eine schöne Ziel, Veredelung der Muttersprache, im Auge haben sollten. Damit aber christliche Gemüther an dem heidnischen Emblem keinen Anstoß nehmen möchten, hatte 1680 Georg Wolfgang Carbach in einer zu Altdorf gehaltenen Rede de palmariis iisque hodie florentibus eruditorum virorum societatibus folgende Entschuldigung und Deutung ersonnen: Nec est, quod quis inde forsan dicam scribere auctori possit ac debeat, quasi paganorum ritu idolum introducere conatus esset, cum nomen hoc nämingens abscondat mysterium ac per id verus deus, qui omnia in omnibus intelligi possit[2]), die dem christlichen Sinne allerdings große Ehre macht, von dem Scharfsinne des Redners aber einen nicht eben glänzenden Beweis gibt. Als nach Harsdörffer's Tode Birken an die Spitze der Gesellschaft trat, wurde die Beischrift geändert in melos conspirant singuli in unum; und nach dem Tode des berühmten Geistlichen und Liederdichters Joh. Michael Dilherr, welcher grade am grünen Donnerstage des Jahres 1669 erfolgte, nahm Birken noch die Granadille oder Passionsblume als Emblem auf, mit der Beischrift: divini germen honoris, wodurch denn ein Sinnbild erlangt war, das sich für einen Blumenorden sicher mehr noch eignete als jene Panspfeife. Bei jenem Sinnbilde ist auch die Gesellschaft bis auf den heutigen Tag geblieben; sie hat im Siegel eine Passionsblume und die Umschrift ist: Sigillum societatis florigerae ad Pegnesum. Jenes weißseidene Band wurde bei den feierlichen Zusammenkünften von den Mitgliedern am linken Arme getragen; überdies ließen sich einzelne Mitglieder die beiden Embleme der Gesellschaft auf eine thalerförmige silberne Metallplatte prägen und dies Zeichen an der Mitte des Bandes befestigen.

Dee ursprüngliche Zweck der Gesellschaft ging auf Bildung der Muttersprache durch zierliche, besonders Schäfergedichte; dichterisches Verdienst befähigte zur Aufnahme. Tribuuntur insignia haec, sagt Carbach in der schon vorher angezogenen Rede, non temere ulli nisi lauru poetica vel jam ornato vel digno. Ob nun gleich die Gesellschaft schon in den ersten vierzig Jahren ihres Bestehens in Preußen, Pommern, Dänemark Mitglieder erworben hatte, so blieb sie im Allgemeinen doch auf Nürnberg und das Gebiet dieser Reichsstadt beschränkt. Eine Reihe angesehener und ausgezeichneter Männer von hier oder Altdorf waren die Vorsteher, eingeborene Nürnberger bildeten den Kern und in manchen Familien pflanzte sich mit der Dichtung gleichsam kastenmäßig auch die Mitgliedschaft fort. So war, sagt Gervinus, Joh. L. Faber mit zwei Söhnen und einem Enkel von dichterischer Anlage, so auch Lochner gleichfalls mit zwei Söhnen und einem Enkel, die sämmtlich in den Orden aufgenommen waren; so begegnen uns mehre, Fürer, Negelein und andere in der Gesellschaft. Eine eigenthümliche Bestimmung derselben war die Zulassung des weiblichen Geschlechts zur Mitgliedschaft, die bei der damals in Teutschland mehrfach hervortretenden Protection weiblicher Talente nicht grade auffallend erscheinen kann. Eine Menge

1) Woher O. Schulz die Beischrift „Mit Nutzen erfreulich" hat, ist mir unbekannt.

2) Mit Beziehung auf Ephes. 1. Cap. V. 23.

Digitized by Google

der Schäfer zogen ihre Ehefrauen nach sich, auch sie wurden begeisterte Dichterinnen; die Ingolstetter, Limburger, Negelein, Omeis, Daniel Moller's, Dietelmeyer's, Lang's, Stockfleth's und anderer Gattinnen traten in den Orden, der eine nicht geringere Anzahl jungfräulicher Theilnehmerinnen zählte, unter diesen eine kaiserliche gekrönte Dichterin, Jungfer Kunigunda Scherdin, die bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin in den Verzeichnissen sich nachweisen lassen, jetzt aber, wie natürlich, nicht mehr aufgenommen werden. Die Gesetze des Ordens erhielten sich ursprünglich blos durch Tradition, bis sie Magnus Daniel Omeis 1704 in der gründlichen Anweisung zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst (S. 50) abdrucken ließ. In dem Jahre 1716 ließ die Gesellschaft ihre Gesetze schriftlich abfassen unter dem Titel: „Wohlgemeinte Satzungen und Verordnungen, welche die sämmtlichen Glieder der löblichen Blumengesellschaft an der Pegnitz zu beobachten haben" und von dem Rathe der Stadt Nürnberg bestätigen. Sie sind vollständig abgedruckt in der Jubelschrift von Amarantes S. 52 fg. Im J. 1791 wurden die Gesetze von Neuem durchgesehen und 1796 unter dem Titel: „Verneuerte Gesetze des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg" herausgegeben; aber diese Statuten beziehen sich mehr auf die äußere Verfassung, auf Beamten, Sitzungen, deren vierteljährlich nur eine gehalten wird, und dergleichen. Auch neuerdings sollen die Statuten einer Revision unterworfen werden, jedoch fehlen mir darüber genauere Notizen. Die reine Gottesverehrung, die Pflege dee Muttersprache, die Zier der Dichtkunst herrschte unter den Aufgaben vor; überdies unterstützten sich die Mitglieder durch gegenseitige Censur und Beurtheilung.

Wie aber bei allen solchen Vereinen Gedeihen und Blüthe von der Tüchtigkeit des Vorstehers, die Wirksamkeit der Mitglieder von des Hauptes aufmunterndem und anregendem Beispiel abhängt und seinem Muster die übrigen folgen, so haben auch bei dem pegnesischen Blumenorden die jedesmaligen Vorsteher einen bedeutenden Einfluß auf die Wirksamkeit der einzelnen Mitglieder ausgeübt und nach ihrem eigenen Charakter des Ordens Charakter ausgeprägt. Daher ist es nothwendig, der Vorsteher im Besondern zu gedenken. Der erste Vorsteher war der Begründer der Gesellschaft Georg Philipp Harsdörffer (geb. den 1. Nov. 1607, gest. den 22. Sept. 1658), reich an gelehrten Kenntnissen, durch mehrjährige Reisen in Frankreich, Italien, England und Holland gebildet, überhaupt ein fleißiger, wißbegieriger Mann, dem nur Tiefe und gründliche Gediegenheit abging. Er und Klaj machten das Schäfergedicht zum Mittelpunkte der Dichtung dieses Ordens, die Tenzone [3]) „Pegnesisches Schäfergedicht in den Berinorgischen (d. h. Noribergischen) Gefilden, angestimmt von Strephon und Clajus" 1644 verherrlicht gleichsam die Entstehung des Ordens. Die ganze Manier war schon durch Opitzens Hercynia veranlaßt, Rist und andere Dichter untergeordneten Ranges machten es nach, und selbst im Leben, bei Festen und Feierlichkeiten, war die Schäferei allgemein Mode geworden. Bei den Nürnbergern wurde es mehe eine Art prosaischer Erzählung mit eingestreuten Liedern, später mit förmlichen Eklogen in der Weise Theokrit's und Virgil's. Bei Harsdörffer hatte die Bekanntschaft mit italienischer und spanischer Poesie, namentlich mit Marino und Loredano, das Allegorisiren, das Spiel mit Sinnbildern, eine sinnreiche, witzige Zierlichkeit veranlaßt, die leider zu oft bis zur steifen Geziertheit ausartet. Das Emblematische ist auch charakteristische Eigenthümlichkeit der pegnesischen Schäfer, was nach allen Seiten hin ausgebildet wurde und selbst in den Formen sich aussprach. Sie haben Gedichte in der Form von Kränzen, Hirtenflöten, Rohrbrunnen, Wappen, Bäumen, ja der beiden Spitzen des Parnasses dargestellt und in ihren läppischen Spielereien eine so große Pedanterei gezeigt, daß die Lectüre ihrer Gedichte ganz ungenießbar wird. Unter seinem Präsidium wurden Christoph Arnold, Johann Rist, Schottelius und der als Arzt und Gelehrter gleich große Johann Georg Volkamer aufgenommen. In dem Präsidium des Ordens folgte auf Harsdörffer Siegmund von Birken, oder, wie er sich vor seiner Erhebung in den Adel nannte, Betulius, geboren zu Wildenstein bei Eger den 25. April 1626, gestorben den 12. Juni 1681, reich an bürgerlichen und poetischen Ehren, denn er war poeta laureatus, comes palatinus, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und der teutschgesinnten Genossenschaft, ja selbst venetianischer Akademiker in der Gesellschaft der Ricovrati. Er ist der Lohenstein der Pegnitzschäfer, befangen in der eitlen Sucht neu und übersein zu sein und daher willkürlich in seinen Wortbildungen und Redefügungen. Seinem Einflusse sind die Verherrlichungen bei dem großen Friedensfeste 1650 zu verdanken, die die Gesellschaft bei dem kaiserlichen Hofe in großes Ansehen brachten und seine „friederfreute Teutonia" (1652), sowie „Margenis, das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Teutschland, ein Schauspiel" 1679, verschafften ihm mancherlei Auszeichnungen. Nie war der Orden, besonders in Rücksicht der Anzahl der Mitglieder, so blühend, als unter seiner Leitung. Sein Nachfolger war Martin Limburger, geboren 1639, 1662 in den Orden aufgenommen und von 1681—1692, seinem Todesjahre, dessen Vorsteher. Ihm, der Pfarrer zu Kraftshof bei Nürnberg war, verdankt die Gesellschaft den sogenannten Irrhain, von welchem Amarantes (S. 908) die ausführlichste Beschreibung gegeben hat. Die Mitglieder hatten sich nämlich manchmal an einem angenehmen, mit Bäumen besetzten Platze an der Pegnitz, nachher in einem nahe bei dee Stadt gelegenen Garten versammelt; unter Limburger's Vorsitze wurde ihnen gestattet einen Theil des Waldes zwischen Kraftshof und Neudorf zu einem Irrhain einzurichten, um dort von dem lärmenden Geräusche der Stadt entfernt freundschaftliche Zusammenkünfte zu halten und den verewigten Freunden und Genossen Denkmäler zu errichten. Schon 1681 erhielten sie diee Concession, welche 1716 aufs Neue bestätigt wurde. Eine neue Stütze und zugleich der Repräsentant einer neuen Richtung des Or-

3) Sie ist im Anfange des ersten Theiles der Pegnesis abgedruckt.

Digitized by Google

dens wurde der vierte Vorsteher derselben, Magnus Daniel Omeis[4]), Professor der Philosophie zu Altdorf, 1646 zu Nürnberg geboren, 1667 in den Blumenorden aufgenommen, aber erst einige Jahre nach Limburger's Tode, nämlich 1697, zum Vorsteher gewählt, weil wol mehre Mitglieder gegen einen Präses, der nicht in Nürnberg selbst wohnte, sich sträuben mochten. Doch hat sein Eifer für das Wohl des Ordens seine Wahl vollkommen gerechtfertigt. In seiner Anleitung zur teutschen Reim- und Dichtkunst wird die Birken'sche Richtung in der Schäferpoesie scharf getadelt und förmlich erklärt, daß er zu Harsdörffer's ungezwungener Schreibart und prosaischer Construction zurückgekehrt sei. Schon vor seinem Präsidium hatte sich eine andere Seite der pegnesischen Dichterwirksamkeit geltend gemacht, die geistliche nämlich, deren würdigster Repräsentant Dilherr war, um den sich Johann Vogel, Saubert, Feuerlein, Löffelholz, Arnold und Andere gruppiren, die in dem hergebrachten Kirchenliederstyle schrieben; in gleicher Weise reihen sich an Omeis eine Anzahl geistlicher Dichter, wie die Deßler, Adolf Saubert, Joachim Negelein, Geiger, Gundling, Hirsch und viele andere, die Omeis bildete, krönte und in den Orden aufnahm. Aber Omeis selbst, zwar Altdorf's wahre Zierde, war eine prosaische Natur und das hat auf die folgende Gestaltung des Ordens einen wesentlichen Einfluß gehabt. Als er im J. 1708 starb, ward 1709 zum Oberhaupte gewählt Christoph Fürer VII. von Haimendorf, 1663 geboren, schon in seinem 17. Jahre als Dichter berühmt, 1680 als Lilidor I. in den Orden aufgenommen. Er war als Dichter und Staatsmann gleich achtungswerth, in diplomatischen Geschäften vielfach bewährt, als Ephorus eifrig sorgend für Kirche und Schule, durch seine „christliche Vesta" und „irdische Flora" (1768) in weitern Kreisen bekannt. Die hohe Stellung, welche er in seiner Vaterstadt einnahm, das vortreffliche Beispiel, welches er als eifriger Verehrer und Beschützer der Wissenschaft gab, erhöhte auch die Ehre des Ordens, dem er eine Anzahl sehr würdiger Mitglieder, wie Schwarz, Negelein, Herdegen, Muntz, seinen Sohn Anton Ulrich Fürer, Bezzel und viele Andere zuführte. Er starb im Jahre 1732. Sein Nachfolger ward Joachim Negelein, Prediger an der Hauptpfarrkirche zu St. Lorenz, 1675 geboren, 1713 als Florando in den Orden aufgenommen, 1727 zum Secretair und 1732 zum Präses desselben erwählt. Er war ein vielgereifter und gelehrter Mann, dem die Freude ward, am 16. Oct. 1744 das 100jährige Jubelfest des Ordens zu feiern, bei welcher Gelegenheit nicht nur eine sinnreiche Medaille geprägt, sondern auch die nachher zu besprechende Geschichte des Ordens veröffentlicht wurde. Bei seinem Tode im Jahre 1749 fiel die Wahl zum Vorsteher auf Christian Gottlieb Schwarz[5]), den großen Polyhistor der altdorfischen Hochschule. Er war im J. 1675 zu Leisnig in Sachsen geboren, erhielt auf die Empfehlung von Thomasius 1709 die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst, wurde 1710 unter dem Namen Melander in den Orden aufgenommen und 1749 zum Oberhaupte desselben ernannt. Die Richtung auf Poesie trat immer mehr zurück, allgemeinere Tendenzen der Pflege der teutschen Sprache oder der Wissenschaften überhaupt machten sich geltend. Schwarz starb als Professor der Geschichte im J. 1751; ihm folgte Anton Ulrich Fürer, ein Sohn des vorher genannten Christoph Fürer, 1713 geboren, 1728 als Lilidor II. in den Orden aufgenommen, 1765 als erster Assessor am nürnbergischen Stadt- und Ehegericht verstorben. Seine Bemühungen für das Beste des Ordens wurden durch Reichel's, eines Schülers von Mosheim, thätige Mitwirkung kräftig unterstützt. Nach Beider Tode vereinigten sich die Mitglieder einmüthig zur Wahl Johann Augustin Dietelmaier's, eines der verdienstvollsten Theologen Altdorf's, der im J. 1717 zu Nürnberg geboren, 1741 in den Orden aufgenommen und 1774 zum Oberhaupte ernannt wurde. Unter seinem Vorsitze wurden die Versammlungen der Mitglieder wieder erneuert, zu welchem Zwecke er selbst nach Nürnberg zu reisen und sie dort in seinem eignen Hause zu veranstalten pflegte. Die merkwürdige, welche er zu halten hatte, war diejenige, in welcher der Orden 1778 das hundertjährige Gedächtniß der Anlegung und Gründung des Irrhains feierte. Viele neue Mitglieder wurden aufgenommen und selbst auswärtige Gelehrte von Ruf, wie Rosenmüller und Harleß, rechneten sich's zur Ehre, der Gesellschaft beizutreten. Dietelmaier starb 1785; sein Nachfolger ward Johann Heinrich Hartlieb, durch Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichnet und endlich als Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche bei Sanct Sebald 1792 verstorben. Schon 1750 war er unter die Mitglieder des Ordens aufgenommen, um den er sich seit 1774, nach Reichel's Tode, als Secretair sehr verdient machte, sodaß er 1785 zum Vorsteher erwählt wurde. Vermehrte Amtsgeschäfte und seine geschwächten Geisteskräfte veranlaßten ihn 1788 diese Würde freiwillig niederzulegen. Ihm folgte Georg Wolfgang Panzer (geb. 1729, unter die Ordensmitglieder 1764 aufgenommen), 1788 als Vorsteher. Zu den nicht geringen literarischen Verdiensten dieses Mannes gehört auch die neue Belebung dieses Ordens, der immer mehr aufhörte sich auf das enge Gebiet von Nürnberg zu beschränken und durch Aufnahme auswärtiger Gelehrten sich selbst mehr ehrte, als die Ernannten, der immer weniger an den alten Satzungen haftete, und durch die Erweiterung auf allgemeine und vaterländische Geschichte, auf Literatur und Kunst überhaupt einzelne recht schätzbare Abhandlungen, z. B. von Waldau, von Siebenkees, hervorgerufen zu haben sich rühmen darf. Im J. 1794 beging der Orden sein 150jähriges Jubelfest am 15. Juli und zählte damals 55 Mitglieder, zu denen am Feste selbst noch drei einheimische und fünf auswärtige Gelehrte traten. Unter Panzer's umsichtiger Leitung sind auch die Gesetze und Statuten wesentlich und den Zeitbedürfnissen angemessen umgestaltet worden. Nach seinem Tode wurde

4) Sein Leben siehe in *Apini* Vitae professor. philosoph. acad. Altd. p. 260. 5) Sein Leben hat Amarantes sehr umständlich erzählt und zugleich ein 30 Seiten füllendes Verzeichniß seiner Schriften gegeben; Brucker's Bildersaal, das nürnbergische Gelehrtenlexikon, Harleß' Vitae philologor. geben Ergänzungen.

Digitized by Google

der Stadtpfarrer zu St. Ägidien, D. Gotthold Emanuel Friedrich Seidel, zum Vorsteher erwählt. Tendenz ist allerdings noch immer die teutsche Sprache und Dichtkunst zu heben, aber die Arbeiten, welche in den vierteljährlichen Versammlungen vorgelesen werden, sind theils Gedichte, theils Abhandlungen, welche in die allgemeinen oder schönen Wissenschaften oder auch in die Geschichtskunde einschlagen. Die Angelegenheiten des Ordens werden verwaltet von einem Präses, zwei Consulenten und einem Secretair, die Rechnung führen, die Ordensbibliothek und sein Archiv besorgen, Diplome und Sitzungsprotokolle ausfertigen. Die Mitglieder, welche jetzt keine Hirtennamen mehr führen, versammeln sich noch immer alljährlich mit ihren Schäferinnen in dem Irrhaine bei Krafftshof, wo, wie Platen sagt, der Pegnitz Blumenorden unter grünen Buchen tanzt. Druckschriften im Namen des Ordens erscheinen schon lange nicht mehr. Das letztgedruckte Verzeichniß von 1836 zählt 40 einheimische und 47 auswärtige Mitglieder auf, unter denen namhafte Gelehrte, wie Niethammer und Roth in München, Marheineke und Gabler in Berlin, sich befinden. Die Statuten werden jetzt umgearbeitet.

Als Quellen für die Geschichte dieses Ordens gelten 1) zwei Schriften des Professors Magn. Dan. Omeis, theils seine gründliche Anweisung zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst (Altdorf 1704. 4.), wo die Statuten mitgetheilt sind, theils dessen Dissertationes de claris quibusdam in orbe litterato Noribergensibus (1708), welche literarhistorische und biographische Notizen über mehre Mitglieder enthalten. 2) Das Hauptwerk ist: „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang bis auf das durch göttliche Güte erreichte hundertste Jahr, mit Kupfern geziert und verfasset von dem Mitgliede dieser Gesellschaft, Amarantes (Nürnberg 1744)." Der Verfasser dieser Nachricht war Johann Herdegen, ein würdiger Gelehrter, der 1750 als Prediger an der Kirche zum heiligen Geist im neuen Spital zu Nürnberg starb. Er schrieb sie zur ersten Säcularfeier des Ordens und schöpfte seine Nachrichten theils aus den im Ordensarchiv vorhandenen Briefen und Urkunden, theils aus den Schriften der ersten Vorsteher, namentlich Birken's. In Rücksicht auf die historischen Umstände ist das Werk von großer Wichtigkeit, aber es ist zu weitläufig gerathen und sich durch drei Alphabete durchzuarbeiten eine Höllenarbeit. 3) Über die neuere Geschichte gibt kurze, aber gewiß zuverlässige Nachricht die bei der Feier des 150jährigen Bestehens herausgegebene Denkschrift: Erneuertes Gedächtniß des vor 150 Jahren gestifteten pegnesischen Blumenordens in einer vor einer feierlichen Versammlung der gegenwärtigen Ordensmitglieder gehaltenen Rede von dem Vorsteher des Ordens, Georg Wolfgang Panzer, Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald in Nürnberg (Nürnberg 1794. 40 S. in 4.)." Über die neueren Verhältnisse verdanke ich Herrn Professor Nägelsbach in Nürnberg einige sehr schätzbare Mittheilungen. Zu benutzen sind auch die zahlreichen Bände von Gedichten, welche am vollständigsten wol Herr von Meusebach in Berlin besitzt und welche er dem Hofrath W. Müller zur Bearbeitung des neunten Bandes der Bibliothek teutscher Dichter des 17. Jahrhunderts (1826) mit oft bewährter Liberalität mitgetheilt hat. Müller hat die Titel der gleichzeitigen Sammlungen auf S. XXII. sq. freilich nicht mit bibliographischer Genauigkeit verzeichnet. Hilfsmittel liefern die oratio de palmariis iisque hodie florentibus eruditorum virorum societatibus recitata a *Georg. Wolfg. Carbach* (Altdorfii 1680. 4. p. 6—8); außerdem D. Schulz, die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts (Berlin 1824) S. 34—44, ganz besonders aber die scharfe Darstellung von Gervinus in der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Teutschen, 3. Bd. S. 289 fg. Alle andern Geschichtschreiber der teutschen Nationalliteratur nützen für diesen Zweck sehr wenig. (*F. A. Eckstein.*)

PEGO (16° 46′ östl. L., 38° 59′ nördl. Br.), spanische Villa im Gouvernement Denia, Prov. Valencia, mit 5000 Einwohnern. (*Fischer.*)

PEGOLOTTI (Franz Balducci). Unter den Männern, welche die Geographie bereichert haben, nimmt Pegolotti, oder nach einer andern Schreibart Pegoletti, keine unbedeutende Stelle ein. Geboren in Florenz gegen das Ende des 13. oder am Anfange des 14. Jahrhunderts finden wir Pegoletti bereits 1335 auf Handelsreisen in Asien und wir verdanken ihm manche merkwürdige Belehrungen über den Gang und die Gegenstände des Verkehrs seiner Zeit. Orte, wie Torisi, Sandoddi, Condro, Fiume rosso, Piana di Falconieri, Loche, Scaracanti, Sotto l'arca noe, Alle tre Chiese, Calacresti, Aggia, Sermessa, Polorbech, Arzerone, Gavazera ulla montagna, Ligurti, Arzinga, Mughisar, Greboco, Dudriaga, Salvastro, Gavazera di casa Giacomi, Gadue, Gavazera dell Amiraglio, Casena Gandon, Colidara, Ajazzo u. s. w., welche jetzt nicht mehr existiren oder kaum zu errathen sind, waren ihm bekannt und den Handelsweg nach China hat er auf eine Weise beschrieben, daß über denselben gar kein Zweifel stattfinden kann [1]). Nicht weniger wichtig ist eine Notiz, welche Pegolotti in seinem Werke:

1) Er sagt in seinem Avisamento del viaggio del Gattajo per lo Cammino della Tana ad andare e tornare con mercatanzia über diesen Gegenstand Folgendes: Premieramente della Tana in Gintarchan sia 25 giornati di caro di buoi, e con caro di cavalla, pure da 10 in 12 giornate. Per cammino si trovano Moccoli (Moccoli cioe Tartari Scherari) assai cioe geate d' arme. E da Gintarchan in Sara sia una giornata per fiumana d' acqua e di Sara in Saracanco sia 8 giornate per una fiumana d' acqua e puote si andare per terra e per acqua, ma vassi per acqua per meno spesa della mercatanzia. E da Saracanco in sino in Organci sia 20 giornate, di carro di cammello. E chi va con mercancia, gli conviene che vada in Organci, perche la e spacciativa terre di mercatanzia. E d' Organci in Oltrarre sia da 35 in 40 giornate di cammello con carro. E chi si partisse di Saracanco e andassa dritto in Oltrarre, si va 50 giornate, e se egli non havesse mercatenzia, gli sarrebbe migliore via che d' andare in Organci. E di Oltrarre in Armalecco sia 45 giornate di Some d' Asino, e agni die truovi Moccoli. E d' Armalecco in sino in Camexu sia 70 giornate, d' asino, e di Camexu in sino che vieni a una fiumana, che si chiama — sia 65 giornate di cavallo é dalla fia-

Della Decima e delle altre gravezze (Lisboa e Lucca 1766), über das Einſalzen der Häringe mittheilt[2]). Vielfache andere, für die Geſchichte des Handels und der Cultur nicht unwichtige Bemerkungen ſtehen in dem angeführten Werke Pegolotti's, von welchem ſich unter dem Titel: „Divisamenti di prezzi e misure e usanze di vnrie parti del Mundo“ eine Handſchrift auf der Bibl. Riccardiana (p. IV. cod. chart. Fol. no. 4) zu Florenz findet, und Matthias Chriſtian Sprengel (Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen u. ſ. w.) hat das Verdienſt, zuerſt auf dieſen Reiſenden und Schriftſteller aufmerkſam gemacht zu haben. (*Fischer.*)

PEGOLOTTIA (Pegolettia). Dieſe von Caſſini (Dict. des sc. nat. 38. p. 230) zu Ehren des Florentiners Franz Balducci Pegolotti, welcher im 14. Jahrhundert eine Reiſe nach China machte, ſo benannte Pflanzengattung gehört zu der erſten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Radiaten (Asteroideae Inuleae), der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus zwei bis drei Reihen kurzer, linien-pfriemenförmiger Schuppen; der Fruchtboden iſt flach, punktirt; die Corollen ſind röhrig, fünfſpaltig, faſt rachenförmig; die Antheren an der Baſis mit je zwei langen Schwänzen; das Achenium cylindriſch, gefurcht, kaum kantig, ungeſchnäbelt; die Krone iſt doppelt: die äußere beſteht aus kurzen Spreublättchen, die innere aus längeren, bärtigen Haaren. Die ſechs bekannten Arten ſind afrikaniſche Kräuter oder kleine Sträucher mit abwechſelnden, elliptiſchen oder linienförmigen, punktirten Blättern und einzeln am Ende der Zweige ſtehenden, gelben Blüthenknöpfen. 1) P. senegalensis *Cass.* (l. c.), am Senegal, 2) P. oxyodus (oxyodonta) *Candolle* (Prodr. 5. p. 481), am Vorgebirge der guten Hoffnung, wie alle folgenden Arten. 3) P. acuminata *Cand.* (l. c.). 4) P. polygalaefolia *Lessing* (Syn. p. 200., Eupatorium retrofractum *Thunberg.* fl. cap. 628., Vernonia polygalaefolia *Lichtenstein* ms.). 5) P. baccharidifolia *Less.* (l. c., Pteronia dentata *Spr.?*). 6) P. tenella *Cand.* (l. c. p. 482). (*A. Sprengel.*)

PEGON, kleine Inſel im Fluß Caya zwiſchen Portugal und dem ſpaniſchen Eſtremadura, liegt eine Meile von Badajoz und iſt durch nichts merkwürdig, als durch die am 19. Jan. 1729 hier erfolgte Auswechſelung der Prinzeſſinnen von Aſturien und Braſilien. (*Fischer.*)

PEGU. 1) P., ehemals ein ſelbſtändiges, jetzt unter dem Namen Raminya oder Ramana[1]) den Birmanen unterworfenes Reich, welches nach Berghaus (Aſien, 1. Lief. Nr. 8. S. 87) bei 1068 □ Meilen Flächenraum die Provinzen Moktama (Martaban), Han-Sawadi (Pegu), Puſian (Baſſein), Mayaungmia (Myanaong) und Paunkharavati umfaßt, wurde den Europäern ſchon früh durch Marco Polo und die Portugieſen bekannt. Nach dem Ayeen Akbery (Vol. II. p. 7) nannte man dies Land früher, um es von China zu unterſcheiden, Cheen (Chien), Cim, Sym; Marco Polo kennt Pegu ſchon unter dem Namen Mien, welchen es noch jetzt bei den Chineſen führen ſoll, als ein zwiſchen China und Indien gelegenes, waldiges, wildes, doch Gold und Elephanten erzeugendes Land. Die Grenzen Pegu's ſind im Allgemeinen (denn etwas Beſtimmtes läßt ſich nicht angeben, da dieſes Reich, ſeit wir es kennen, und wie es ſich weiter unten ergeben wird, die vielfachſten Veränderungen erlitten hat) nach Norden zu, wo es ſich vielleicht bis Prome erſtreckt hat, Ava oder das Birmanenreich, im Süden der indiſche Ocean, im Weſten die Gebirge von Aracan und theilweiſe das ebengenannte Meer, im Oſten aber das Reich der Siameſen. Gleich Ägypten iſt Pegu ein Deltaland, deſſen Hauptheil zwiſchen zwei Armen des Irawadi liegt, welche ſich im Weſten bei Baſſeim am Cap Negrais und der Diamantinſel, und im Oſten bei Rangun mit dem Meere verbinden. Von dieſen Hauptarmen zweigen ſich jedoch wiederum ſehr viele Nebenarme ab, ſodaß ſich an der etwa 20 Meilen langen Baſis wol 20 Mündungen des Irawadi finden. Das ganze Land iſt daher gleichſam mit einem Waſſernetze überzogen, welches jedoch meiſtens nur mit Ruderkähnen befahren werden kann. Denn ſeit der Abtretung von Martaban an die Engländer ſteht Pegu und Birma nur durch die Häfen von Baſſeim und Rangun für größere, europäiſche Schiffe offen. Der zweite Theil des Landes mit der Hauptſtadt Pegu und dem Peguſluſſe (Miup), welcher mit dem Setang faſt parallel läuft und ſich mit dem Syrian, einem Irawadiarme (welcher dieſen Namen unterhalb Rangun erhält, während er oberhalb dieſer Stadt den Namen des Dorfes Panlang führt) vereinigt, liegt zwiſchen dem öſtlichen

mana ne puoi andare in Cassai, da vendere gli sonmi del argento che avessi, peroche la e spacciativa terra di mercanzia, e di Cassai si va colla moneta, che si trae de Sonmi del argento venduti in Cassai che é moneta di Carta, che si appella la detta moneta babisci, che gli quattro di quella moneta vagliono uno sonmo d' argento per le contrade del Gattajo. E di Cassai a Gamalecco che e la maestra citta da paese del Gattajo si va 30 giornate.

2) Sie lautet S. Th. S. 380 alſo: Aringhe insalate che si pigliano nel Mare Miano intra Inghilterra e Fiandria vogliono esser novelle della insalatura dell anno medesimo e vogliono esser grandi e con grossa schiena e la loro pelle de fuori colorita, rossetta e di buono odore, secondo odore d' aringhe.

1) „In politiſch-adminiſtrativer Hinſicht,“ ſagt Bergbaus (Hinterindien S. 85), „zerfällt das Birmanenreich in Vicekönigreiche oder Provinzen, dieſe in Myos, Mius oder Gemeinden (Townships), dieſe endlich in Diſtricte. Die Zahl der erſtern iſt veränderlich und ungewiß, die Eintheilung in Myos ſcheint die gebräuchlichſte zu ſein. Myo bedeutet wörtlich „befeſtigter Ort,“ aber es wird gebraucht, nicht allein um dieſen auszudrücken, ſondern auch Gemeinden und Provinzen; letztere beſtehen aus mehren Gemeinden, deren jede ihren Namen von dem Hauptort führt, wo der Gouverneur reſidirt; ſo führen auch die Diſtricte oder Unterabtheilungen der Gemeinden ihren Namen nach dem Hauptdorfe innerhalb ihrer Grenzen. Was hier von Birmanien geſagt iſt, findet auch nach Symes auf Pegu ſeine Anwendung. In dem Pegureiche ſollen die drei Provinzen Menzawati, Martaban und Baſſeim, jede 32 Myos enthalten, allein die Zahl iſt ſicherlich übertrieben, da in Baſſeim ſich nur acht derſelben finden. Nach der Zählung durch die Briten enthielten drei der letztern 240 Dörfer. Den Namen Raminya mit den angegebenen Provinzen hat Hough in einer Tabelle mitgetheilt, welche die Staaten enthält, über welche die Birmanen vor 40 Jahren herrſchten, oder auf die ſie Anſprüche machten.

Digitized by Google

Hauptarme des Irawadi und dem Setang, welcher ehemals die Grenze zwischen Pegu und Siam bildete. Die südlichen Küsten Pegu's sind äußerst flach, die Fluth tritt 18 bis 30 Fuß in das Land hinein. Auch das Innere des Landes ist eben und hügellos, dabei allmälig aufsteigend, und, wie dies nicht anders zu erwarten steht, voll Seen, Lachen und Sümpfe, doch im Ganzen, nach Symes und Crawfurd, nicht unfruchtbar [2]), obgleich schlecht angebaut. Fast fortwährend überschwemmt, oder doch Überschwemmungen ausgesetzt, ist das Einzige, was die vom birmanischen Joche gedrückten Einwohner dem Boden abzugewinnen suchen, Reis und etwas Zuckerrohr. Dagegen sind die drei Naturreiche mehr als hinlänglich ausgestattet. Man findet Elephanten mit kleinen Stoßzähnen, schwachen Gliedern und einem hohen Gestelle, Pferde, Gazellen, Büffel, Hirsche, Rehe, Hunde, Schweine und Tiger, welche letzteren jedoch als sehr feig beschrieben werden. Das Rhinoceros findet sich häufig, sowie wilde Hirsche (Chatts) und Eber. Die Flüsse liefern den Mongo (Polynemus risua), Cockup, welcher aus dem Meere weit in den Flüssen hinaufgeht, den Rohu (Cyprin. rohita), den Catla, Calcuttafische, Barben und Sable. Allein auch Krokodile und Alligatoren werden häufig, vorzüglich im Setangstrome, angetroffen, doch sollen sie von einer andern Art als die in Bengalen sein. Von Vögeln finden sich der Junglevogel, Fasane in großer Menge, der Pfau, die Gans, welche das Wappen von Pegu bildet, während der Pfau das Reichswappen von Ava ist, auch die meisten unserer Haus- und Waldvögel. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend und Wachs, Stichlack, Harzöl, Zimmerholz und Elfenbein gehören zu den Ausfuhrartikeln. Das Pflanzenreich liefert den für den Schiffbau so wichtigen Teakbaum, und die Eingebornen, welche kräftiger sind als die Bengalesen, gelten für gute Schiffszimmerleute [3]). Vorzüglich reich sind die Küsten mit Teakwäldern ausgestattet, doch findet man hier auch Rhizophoren mit der Sonneratia apetala und Heretiera fomes untermischt. Mehr in dem Innern des Landes ist eine hohe, schlanke Rohrart häufig; die Flußufer entlang sieht man Bananenpflanzungen und von Bäumen hauptsächlich die Acacia elata, Lagerströmia reginae, eine Art Butea und eine Bastardart des Teakbaums. In den Wäldern am Setangflusse findet man den Yendockbaum, welcher ein dem Mahagony ähnliches Holz liefert, den Moukhou, der sich durch seinen harten Holzkern auszeichnet, den Gummi erzeugenden Ketchee, und andere Bäume, welche Peema, Jarool und Pengadoor genannt werden. Der letztere soll das härteste Zimmerholz liefern. Um Henzadah herum sah Symes auch Indigopflanzungen. Das Mineralreich liefert Gold und Goldsand, z. B. zu Shoegyen bei Pegu, Eisen, Zinn, Rubine, Diamanten und andere Edelsteine, z. B. blaue Sapphire, Erdöl, Salz, welches letztere besonders die Küstenbewohner gezwungen erzeugen. Das Klima in Pegu wird im Ganzen als gesund geschildert. In Rangun, wo die Regenzeit vom Anfang des Juni bis in die Mitte des October anhält, ist der Thermometerstand im November 12° — 24°, im März und April 18° bei Sonnenaufgang, 30° in den Mittagsstunden. Der schnelle Wechsel, welcher zwischen der Hitze des Tags und der Kälte der Nacht eintritt, afficirt die Eingebornen weniger, als die Fremden. Von den letzteren starb während des Feldzugs der Engländer der 10., von jenen aber nur der 20. Mann. Symes verlor nur einen Mann. Was die Einwohner anbetrifft, so bestehen sie 1) aus den eigentlichen und ursprünglichen Bewohnern von Pegu, welche sich selbst Mon, Moan, Mân nennen, dagegen von den Birmanen und Chinesen von Yúnnan Talain, Taleing, Talien, von den Siamesen Ming-men, Mong-ting-tschang-mai oder Mon kurzweg, endlich von den Karaen Lawv genannt werden. Woher der Name Pegu stamme, dies ist noch unentschieden. Einige leiten ihn von der Hauptstadt des Landes her, welche die Birmanen Pago nennen, — das Land selbst führt bei ihnen den Sanskritnamen Henzawuddi — Andere wollen ihn aus dem Chinesischen erklären, wo Pe-quo so viel als nördliche Provinz bedeutet. Bei Palmblad bilden die Peguer den fünften Stamm der monosyllabischen Sprachfamilien, zu welchen sie auch Adelung rechnet, welcher (Mithridates I. S. 83 fg.) Folgendes sagt: „Pegu ist weder von Reisenden noch von Missionairen unbesucht geblieben, allein dessen Sprache ist noch sehr unbekannt. Man weiß nur überhaupt, daß sie zu den einsylbigen gehört. Nach dem Percoto ist sie von der bomanischen (?) gänzlich verschieden, wenn man aber nach der folgenden Formel, das Einzige, was mir von ihr bekannt ist, urtheilen darf, so ist sie ein Dialekt der bo(bir)manischen. Schade, daß sie mit keiner Übersetzung begleitet ist und daß die meisten Wörter nicht nach der Eigenheit der Sprache einsylbig, sondern, nach der Sitte gebildeter Sprachen, mehrsylbig geschrieben sind. Wo die Vergleichung mit der vorigen mir den buchstäblichen Verstand errathen ließ, da habe ich die Sylben wenigstens durch Querstriche getheilt." Was Adelung hier blos vermuthungsweise aufstellt, dies ist in neuerer Zeit von Crawfurd mit Bestimmtheit ausgesprochen worden. Er sagt: „So verschieden auch die Peguer und Birmanen ursprünglich gewesen sein mögen, so unterscheiden sie sich jetzt kaum durch etwas andres, als den Dialekt, und auch dieser Unterschied verschwindet, je mehr man sich der Nordgrenze ihrer alten Herrschaft nähert; denn daselbst herrscht nun schon selbst bei ihnen die Birmanensprache vor." Die von Adelung aufgeführte Sprachprobe lautet folgendermaßen:

Do Pa-sien zo pura Mo kaon ghen naik sam do mu so, Nama-do mrat si kio zo ten sia si prit zozo; Sikenne-do murà aratka si kianatto so kiuna do mu-ba; Sue cit to sci si atain prit rasi prit ze so Mo kaon ken naik pantsen-do mosiatain si in lapri naik pansen-do ma-ba; Kane sana-do masi a kake soli ne dain ma prapsana-do mu-ba; Kiu-

2) In dem Niederlande von Pegu, wo man sich des Pfluges nicht bedient, sondern die Aussaat durch Ochsen in den weichen Schlamm eintreten läßt, erntet man gewöhnlich das 50—80. Korn. 3) Nach Thomas Forest überdauert ein in Pegu aus Teakholz erbautes und jährlich mit Erdöl eingeschmiertes Schiff ein andres aus Eichenholz erbautes vier Mal.

nat tuko su ma kaon kiam-do likiam ghien ma kiam lutsake-so kie nulto ma kaon ma a picko likania luat to mu-ba; Mu kaon so cit tu pien ma naon siek si pie rue; Ma kaon humi sa mia nen ken rasi plie se so. Amen. Wir fügen dieſer Sprachprobe noch folgendes, dem Crawfurd entnommenes Wörterverzeichniß hinzu. Ta-ka (der Himmel), Mun-tangwe (die Sonne), Mun-katok (der Mond), Nong (der Stern), Kam-ok (Oſten), Palat (Weſten), Mokya (Norden), Palang-kya (Süden), Ko (die Inſel), Tu (der Berg), Kamok (der Stein), Dat (das Waſſer), Prue (der Regen), Bukbi (der Fluß), Tal-le (die See), Kam-et (Feuer), Kru (der Mann), Preao (das Weib), Apa (der Vater), Mi (die Mutter), Bani (der Menſch), Takwa-nau (der Krieg), Tanga-krang (der Bogen), Sang (das Schwert), Kadar (der Kopf), Mot (das Auge), Pan (der Mund), Kla (der Tiger und Hund), Klut (das Schwein), Priang (der Büffel), Chen (der Elephant), Ka (der Fiſch), To (das Gold), Sou (das Silber), Pako (das Zinn), Pasoc (das Eiſen), Yat (das Tuch), To (die Baumwolle), Sut (die Seide), Mae (der Indigo), Prek-kami (der Pfeffer), Pao (das Zuckerrohr), Ma (der Reis), Toe (der Pflug), Totut (weben), Kleng (das Brod), Mip (der Friede), Kong-Tange (der Pfeil), Ka-le-te (der König), Keng (die Reſidenzſtadt), Satsna (die Religion), Nyi (Einige), Sot (Viele), Nuk (groß), Dot (klein), Dat (ſüß), Katang (bitter), Ka (gut), Hukah (ſchlecht), Neng-mong (ſein), Toi (ich war), Ket (ich will), Klon (thun), Ke (geben), Oe (ich), Pi (du), De (er), Nya-Korae (wer?), Pe-et (alle), Ateh (von), Atu (über), Amo (unter), Chak (bei), Hue (weit), Anok (hier), Ateh (da), Mue (eins), Ba (zwei), Pai (drei), Pol (vier), Pasun (fünf), Karao (ſechs), Kabok (ſieben), Kacham (acht), Kachit (neun), Choh (zehn), Cho-mue (eilf), Ba-cho (20), Ba-cho-mue (21), Klom (100), Ngin (10,000), Ket (100,000). Finden wir auch in dieſem Verzeichniſſe mehre vielſylbige Wörter, ſo müſſen wir dieſelben als Fremdlinge anſehen, die ſich durch den Verkehr in die Moanſprache eingedrängt haben. Übrigens zeigt die vergleichende Sprachtabelle bei Crawfurd deutlich, daß die Sprache der Peguer mit den meiſten hinterindiſchen Sprachen in dialektiſcher Verwandtſchaft ſteht und ſelbſt dem Malaiſchen nicht ganz fremd iſt. Die peguaniſchen Buchſtaben theilt Crawfurd ebenfalls mit. Die urſprünglichen Wohnſitze der Mons ſind das bereits erwähnte Deltaland des Irawadi, ein Theil der öſtlich von demſelben gelegenen Gegenden, die ſüdlichen Küſtenſtriche und die Flußufer des Niederlandes; indeſſen findet man jetzt auch viele (nach Crawfurd 25,000) Peguer in Siam, wohin ſie ſich aus den ſtreitigen Landen während des Kriegs zwiſchen den Birmanen- und Siameſen flüchteten[4]), und in Martaban, wo ſeit der Beſitzergreifung dieſer Provinz durch die Engländer 2000 Mons eingewandert ſind. In körperlicher Hinſicht ſind die Peguer von mittlerer Größe und einer weißeren Farbe, als ihre öſtlicheren Nachbarn, von denen ſie ſich auch dadurch weſentlich unterſcheiden, daß ſie, was vorzüglich von den Weibern gilt, das Haar lang tragen, es auch wol mit Tüchern umwinden und ſich, beſonders die Männer, ſehr ſtark tätowiren, die Lippen färben und die Ohren durchbohren. Crawfurd ſah bei ſeinem Aufenthalte in Siam einen vornehmen Peguer, welcher ſich nicht nur die Beine und Oberſchenkel tätowirt hatte, ſondern auch quer über die Bruſt eine tätowirte Inſchrift von Zoll langen Pegubuchſtaben trug. Da die Sitte des Tätowirens ſich hauptſächlich bei den malaiſchen Stämmen findet, ſo möchte ſich auch daraus vielleicht auf einen früheren Zuſammenhang der Peguer und Malaien ſchließen laſſen, welchen wir ſchon oben vermutheten. Crawfurd fand Munterkeit, Umgänglichkeit und Verſtand bei den Mons, Symes auch Gutmüthigkeit und Gaſtlichkeit, und daß auch Kraft, Muth und Tapferkeit zu ihren Eigenſchaften gehören, werden wir ſpäterhin ſehen. Wenn ihnen dagegen die Birmanen Treuloſigkeit vorwerfen, ſo läßt ſich dies leicht aus dem Sachverhältniſſe erklären, aber ſchwerer möchte es ſein, ſie von einer gewiſſen Rachſucht und Grauſamkeit loszuſprechen. Die Weiber ſollen viele Anmuth beſitzen und ſie werden daher von den Siameſen und andern Völkern gern in die Harems aufgenommen. Wird dagegen den Frauen und Mädchen Pegu's Sittenloſigkeit zum Vorwurf gemacht, ſo iſt dieſer Vorwurf auch nur halb gerecht und die Sache darf nicht aus dem chriſtlichen Geſichtspunkte betrachtet werden. Nach den Berichten älterer Reiſenden und nach Symes waren und ſind nämlich in Pegu ſogenannte temporäre Ehen, wie ſie auch ſonſt und noch heute auf Hayti und andern handeltreibenden Küſten und Inſeln gefunden werden, gewöhnlich. Wollten fremde Kaufleute ſich längere Zeit in Pegu aufhalten, ſo wurden ihnen junge, mannbare Mädchen für die Zeit ihres Aufenthalts accordmäßig überlaſſen, ohne daß dieſes für den Ruf dieſer Letzteren einen Nachtheil hatte. Nach der Abreiſe der Kaufleute wurden ſie oft Frauen ſehr vornehmer Leute, kehrte aber ihr früherer Mann zurück, ſo mußten ſie den zweiten aufgeben und zu jenem zurückkehren. Weit trauriger iſt dagegen, was Symes (V. II. p. 128) erzählt. Nach den Geſetzen Pegu's wird ein inſolventer Schuldner Sklave des Gläubigers, für welchen er Hausdienſte bis zur Abtragung der Schuld verrichten muß. Oft trifft dieſes Loos ganze Familien, da die nächſten Verwandten für einander haften müſſen, und unſchuldige Weiber und Mädchen werden dann oft verauctionirt und von dem Erſteher gezwungen, durch Preisgebung ihrer Reize, ihm zu ſeinen Koſten zu verhelfen. Gemeine Luſtdirnen gehören, ſo lange ſie ihr Gewerbe treiben, ebenſo gut wie die Verſtümmelten, Ausſätzigen, Verbrecher, welchen letzteren man einen ſchwarzen Ring mit Pulver auf die Backen brennt, zugleich mit den Pagodenſklaven, Todtenverbrennern, Henkern und Gefängnißwärtern zu den Ausgeſtoßenen, welche als rechtlos betrachtet werden, eigne Dörfer u. ſ. w. bewohnen[5]) müſſen, und kein ordentliches Haus betreten dürfen.

4) Sie wohnen hier theils in der Hauptſtadt, theils auf dem rechten Ufer des Menam in einem Moonymai (d. i. Neuſtadt) genannten Orte.

5) Ein ſolches, von gemeinen Weibern bewohntes Dorf, Na-

Daß es den Mons nicht an musikalischem Talent fehlt, sagt Crawfurd; allein auch für Schiffahrt, Handel, Künste und Gewerbe scheinen sie Anlagen zu besitzen. Ihre Geschicklichkeit im Schiffbau haben wir bereits erwähnt; Baumwollenfabriken und Färbereien fand Symes in Henzadah; bunte seidene und baumwollene Zeuche für den Hausverbrauch webten die Weiber in der Stadt Pegu, doch würden Industrie und Manufacturwesen bald höher steigen, wenn England und China nicht die Landesbedürfnisse so äußerst wohlfeil lieferten. Die Importen in dem einzigen Hafen von Rangun betrugen nach Crawfurd im Jahre 1826, wo 56 Schiffe aus demselben ausliefen, 300,000 Pf. St.

Die Religion der Peguer, welche, den Regenten- und Beamtenstand ausgenommen, der in Pegu für die Eingebornen ganz aufgehört hat, seitdem sie ihre Selbständigkeit verloren haben, wahrscheinlich ebenfalls wie die Birmanen in Priester [6]), Kaufleute, Landbauer und Gutsbesitzer, Sklaven [7]) und Ausgestoßene zerfallen, ist der Buddha- oder Gautamadienst, welcher seinen Hauptsitz in Pegu (s. w. u.) und Rangun [8]) hat. Immer waren jedoch in diesem Lande alle anderen Religionen geduldet, allein die, namentlich von der Propaganda ausgehenden Bekehrungsversuche hatten stets einen geringen Erfolg. Im J. 1830 gab es vier Missionsstationen, doch kaum 2000 Christen.

2) Ein zweites Volk, welches die Waldungen des östlichen Niederlandes von Pegu, vorzüglich in der Provinz Bassein, bewohnt, sind die Karen, Karaen, Karian, Karain [Carayners, Caravaners bei *Symes* emb. II. p. 208] [9]). Doch finden sich auch einzelne Familien derselben in den an Rangun grenzenden Districten. Sie sind einfach und friedlich und reden eine Sprache, welche fast gänzlich von der Sprache der Peguer und Birmanen abweicht. Ihre Gesetze und Gebräuche gründen sich auf Traditionen und ihre religiösen Vorstellungen sind dunkel und verworren. Furchtsam, ehrlich und sanft in ihren Sitten liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als Ruhe und Frieden. Sie vermeiden daher sorgfältig jeden Conflict mit den Behörden, sowie jede Gewaltthätigkeit und Selbsthilfe. Weißer an Farbe als die Birmanen, unterscheiden sie sich auch von diesen durch ihre Kleidung. Sie verheirathen sich blos unter einander; auch vermeiden sie es, Städte zu bewohnen und ihre Dörfer bestehen höchstens aus vier bis fünf Häusern. Ackerbau, Vieh- und Federviehzucht sind ihre Hauptbeschäftigung. Umgang mit andern Stämmen vermeiden sie; Einige verstehen birmanisch, nur Wenige aber verstehen zu lesen oder zu schreiben. Um ihre Herkunft befragt, erwiederten sie, daß sie über diese keine Auskunft zu geben wüßten. Gott habe einst seinen Willen und seine Gesetze auf eine Kuhhaut geschrieben und alle Völker der Erde zusammenberufen, damit sie Abschriften nehmen möchten. Sie hätten, durch den Feldbau und die Viehzucht verhindert, dies zu thun versäumt, und daher verständen sie nichts als den Ackerbau. Durch die Birmanen in ihrer patriarchalischen Lebensweise gestört, zogen viele dieser stillen Menschen es vor, ihre Wohnsitze nach Araean und in die oberen Thäler Martabans zu verlegen. Über die sogenannten rothen Karians sehe man Ritter's Erdkunde, 4. Bd. S. 188.

3) Das dritte Volk, welches wir in Pegu und zwar in dessen höheren Theilen kennen lernen (daher sie wahrscheinlich die Birman Karians des Berghaus sind; vgl. Note 10), bilden die Keianos. Nach dem Berichte des Lieutenant Bissot (Journ. der Reisen, Märzheft 1831) hat dieses Volk weder eine Vorstellung von Gott noch von der Schöpfung, doch sollen die Keianos dem Sobribaume, dessen kleine, schwarze Beeren eine ihrer Lieblingsspeisen sind, eine Art von Verehrung erweisen. Nach einer andern Nachricht sendet ihnen der Himmel zuweilen unter Donner und Blitz eine Masse zu, um sie zu verehren. Finden sie daher nach einem Gewitter irgend einen umgestürzten Baum, so graben sie bei demselben sorgfältig nach, weil sie in der Meinung stehen, die Masse müsse sich hier finden. Ist nun so etwas Ähnliches der Fall, so wird eine Kuh und ein Schwein geopfert und verzehrt, der Fund aber dem Priester (Pesin) übergeben, der sich dann desselben zur Heilung von Krankheiten und Wunden bedient. Ihre Begriffe von Recht und Unrecht, oder gut und schlecht stehen noch sehr tief. Vater und Mutter ehren, für die Familie sorgen und der Heerden warten, sowie eine tüchtige Portion Branntwein und Fleisch vertragen können, dies sind sichere Zeugen für Rechtschaffenheit, das Gegentheil macht verächtlich und beschimpft. Denn Enthaltsamkeit zeigt, daß man die Güter und Freuden, welche die Natur bietet, nicht zu würdigen verstehe, sondern verachte. Von einer durch die Seelenwanderung vermittelten Fortdauer, sowie von Lohn und Strafe in dem künftigen Leben haben sie nur sehr dunkle Begriffe. In hoher Achtung steht bei ihnen der Yehantang, ein Berg, von dessen Spitze man alle Reiche der Welt zu übersehen vermag. Hierher führt man die Leichname der Stammhäuptlinge und Dorfvorsteher, sammelt, nachdem man sie verbrannt hat, die Asche in einem Bambuskorb, setzt diesen in ein Grab, auf welches zur Vertreibung der bösen Geister ein grob gehauenes Bild des Verstorbenen gelegt wird, und überbaut

---

ments Mima-Shun-Rua, fand Symes in der Nähe der Stadt Maindu, an dem Ufer eines kleinen Flusses.

6) Diese Priester, welche Rhahaans genannt werden, kleiden sich in Gelb, scheeren sich den Scheitel kahl und bedecken diesen dann, wie dies auch in Siam und Cochinchina geschieht, mit einem Blatte der Palmyra- oder Fächerpalme. Sie leben größtentheils von Almosen. 7) Die Sklaven bestehen aus den bereits erwähnten Schuldnern, Criminalverbrechern und Kriegsgefangenen; Letztere bleiben zeitlebens Sklaven. 8) Die Pagode Shoe Dagon (d. i. goldnes Haus) zu Rangun ist besonders deshalb merkwürdig, daß sie acht Barthaare Gautama's umschließt, weshalb sie auch von einer großen Anzahl Pilger besucht wird. Eine andere Merkwürdigkeit dieser Pagode ist eine ungeheuere Glocke, welche 56,000 Pf. wiegt und bei 7 Ellen 12 Zoll Höhe, sowie 15 Ellen Umfang 12 Zoll Metalldicke hat und 2½ Jahre zu ihrer Herstellung erfoderte. Die die Barthaare Gautama's betreffende Legende sehe man unter diesem Artikel, sowie bei Ritter, Erdkunde 4. Bd. S. 172. 9) Bei den Peguern heißen die Karaen: Kabun, Kandoan; sie selbst nennen sich Play, was nach Berghaus (§. 22. S. 79) wahrscheinlich identisch ist mit Plau (s. d. Art.).

das Ganze mit einem Häuschen. Bei den Leichen der Armen werden weniger Umstände gemacht; für ihr Grab genügt schon die Nähe des Berges. Dem oben angegebenen Grundsatze gemäß, daß man die Freuden und Güter des Lebens genießen müsse, wird jede Gelegenheit sorgfältig dazu benutzt. Mit einem Schmauße wird der Tod, mit einem Gelage die Geburt eines Menschen gefeiert. Wer das Einwilligungswort des Mädchens seiner Wahl erhalten hat, der führt dem Vater desselben einen Ochsen und ein Milchschwein zu, überreicht ihm dabei eine Lanze, einen Degen, eine Kalabasse, und führt darauf seine Schöne heim und ein Fest beschließt den Tag, an welchem jedes Mitglied des Dorfes Theil nehmen muß. Aber eines Festes ist es ja auch werth, wenn eine unglückliche Ehe getrennt wird und dieses wird gefeiert, sobald der schuldige Theil eine kleine Strafe entrichtet hat. Der Verführer einer Ehefrau macht den gekrönten Ehemann leicht glauben, daß nichts seine Ehre Betheiligendes geschehen sei, wenn er ihm einen Ochsen, eine Lanze und eine Perlenschnur reicht. Die Unschuld, einem Mädchen durch List oder Gewalt geraubt, kostet einen Ochsen, welcher dem Vater, einen andern, welcher der Dirne dann gegeben werden muß, wenn, was nicht häufig geschieht, die Ehelichung verweigert wird. Ist die Schwängerung erfolgreich, so fällt das Kind dem Schwängerer zur Last. Die Verführung einer Häuptlingstochter kostet drei Ochsen. Doppelter Ehebruch ist selten. Mord wird durch drei Sklaven oder 30 Rupien gesühnt. Flucht in ein andres Dorf sichert den Mörder nicht; seine Auslieferung wird von den Verwandten oder Freunden des Erschlagenen gefodert, Kampf bis zur Vernichtung erfolgt in dem Weigerungsfalle der Auslieferung. Fang des Mörders bringt dessen Sklaverei zu Wege. Bei Getreidediebstählen findet Folgendes statt: Beträgt der Werth des Gestohlenen mehr oder weniger als 30 Rupien, so beträgt die Strafsumme im ersten Falle 60, im zweiten 30 Rupien, und es bringt Zahlungsunfähigkeit, wie beim Mord, Sklaverei für den Dieb. Diese letztere ist indessen keineswegs hart, sondern, gleichwie in den übrigen birmanischen Provinzen, äußerst mild. Die Producte des Landes sind Honig, Wachs, Eisenerz, geräucherte Fische und Baumwollenzeuche, welche letzteren, wie dies fast überall in Burma und Pegu der Fall ist, von Weibern gewebt werden, denen überhaupt die größte Last der Arbeit aufgebürdet wird. Gemünztes Geld ist selten und wird aus dem Niederlande eingeführt. Die Sitte des Tättowirens findet sich bei den Frauen der Keianos, welche sich dabei der blauen Farbe bedienen [10]).

4) Die übrigen Bewohner Pegu's sind Birmanen, schwarze Portugiesen, Siamesen, Bengalesen ꝛc., welche sich jedoch nur in verhältnißmäßig geringerer Zahl hier finden [11]).

Die Hauptstadt des Landes war und ist Pegu (Pago, Bagou oder Bago, daher das Land nach Adelung von den Eingeborenen Beguh genannt werden soll) und wir müssen hier Altpegu, einst die glanzvolle Residenz der mächtigen Beherrscher des Pegureiches, und Neupegu, den Sitz eines birmanischen Vicekönigs (Maywoon, bei Ritter Myo-wun) genau unterscheiden. Altpegu bildete nach Symes (acc. of an. Emb. II. p. 51 sq.) gleich Babylon ein Viereck und jede Seite desselben war 1¼ engl. Meile lang. Ein 60 Yards (Fuß nach Ritter) breiter und 10—12 Fuß tiefer Graben lief um die Stadt herum. Er war mit Wasser gefüllt, welches selbst in der heißesten Jahreszeit immer noch eine Tiefe von 4—5 Fuß behielt, und mit Krokodilen besetzt, um den Feinden größere Hindernisse in den Weg zu legen. Jetzt ist dieser Graben größtentheils verschüttet. Die Mauern waren 30 Fuß hoch und an der Basis 40 Fuß dick. Sie waren aus Backsteinen erbaut, welche man schlecht mit Lehm zusammengekittet hatte. Jede 300 Yards von einander stand eine kleine Bastei, auch war hier eine gemauerte Brustwehr befindlich. In der Mitte jeder Seite befand sich ein 30 Fuß breites Thor. Erddämme, welche durch eine Schanze vertheidigt wurden, führten durch den Graben. Der Peguflus theilte die Stadt in die Alt- und Neustadt. Jene wurde von Kaufleuten, Künstlern ꝛc., diese von dem Könige und seinem Hofstaate bewohnt. Die Straßen waren schnurgerade und so breit, daß zehn bis zwölf Reiter neben einander durch dieselben gelangen konnten. Die Häuser bestanden aus Holz, die Dächer aus Ziegeln. In den großen Vorstädten sah man nur Rohrhütten, welche häufig durch Feuer litten. Alompra (s. w. u.) zerstörte 1757 diese gewaltige Bautenmasse gänzlich, nur die zahlreichen Pagoden und unter diesen die Tempelpyramide Schoemadoo wurden erhalten. Fuit Troja Ilium. Was Alompra zerstört hatte, das wollte der Birmanenkaiser Minderage Praw bei Symes, Montara kri bei Crawfurd, wieder erstehen lassen, und so erhob sich seit 1790 unter seinen weisen Auspicien Neupegu [12]). Dieses liegt nach Wood's Beobachtungen unter 17° 40′ n. Br. und 96° 11′ 15″ (93° 51′ östl. L. bei Berghaus) [13]), am Peguflusse, ist auf der Stelle von Altpegu erbaut und nahm zu Symes Zeiten etwa den halben Raum dieses letztern ein. Die Stadt umringte eine zehn bis zwölf Fuß hohe Stockade

10) Weder Ritter, Berghaus noch Symes erwähnen dieses sonderbaren Stammes, an dessen Existenz zu zweifeln, wir uns jedoch nicht für berechtigt halten. Allein der Vermuthung können wir uns nicht entschlagen, daß diese Keianos nichts Anderes sind als derjenige Stamm der Kariangs, welche Berghaus die Bergwälder des Avaplateau's zwischen Prome und Taunu bewohnen läßt. Ob übrigens der Epikuräische Charakter dieses Stammes nicht zu grell dargestellt sei, wollen wir nicht entscheiden.

11) Wenigstens beiläufig wollen wir es erwähnen, daß einige ältere Schriftsteller die Peguer von Juden abstammen lassen, welche König Salomo zur Strafe nach Ophir verbannt habe, um daselbst in den Bergwerken zu arbeiten. 12) Er machte, um die Erhebung des Orts zu befördern, Neupegu zum Sitze des Vicekönigs (Maywoon) und verlegte auch die Provinzialregierung der 30 Districte der Provinz Henzawuddy oder Pegu hierher, nachdem er schon vorher die Provinz von manchem Drucke befreit, die zerstreuten Einwohner zurückberufen und Vieles für Neubelebung der Cultur gethan hatte. 13) Diese Länge setzt Pegu 40 Meilen südlicher und 32 Meilen westlicher, als in den frühern Karten angenommen worden war. Dieser Fehler in der Länge war nach Symes der Grund, daß man den Setangfluß mit dem Peguflusse identificirte.

Digitized by Google

(Palliſadenwand) und ihre Nord- und Oſtſeite lehnte ſich an die alte Stadtmauer. Eine Hauptſtraße lief von Oſt nach Weſt und ſie wurde im rechten Winkel von zwei kleinern, geräumigen, aber noch nicht vollendeten Straßen durchſchnitten, welche in ein in der Stockade befindliches Thor ausliefen. Dieſe Thore wurden zeitig geſchloſſen, ſodaß man während der Nacht nur vermittels eines Pförtchens in die Stadt gelangen konnte. Zwei kleinere Thore befanden ſich an der Nord- und Südſeite der Stockade und jedes dieſer vier Thore wurde durch eine ſchlechte Kanone und wenige Infanteriſten vertheidigt, welche jedoch keine Wachten ausſtellten, ſondern gewöhnlich in einer nahen Hütte ſchliefen. Die neue Stadt war mit den Materialien der alten gut gepflaſtert, auch waren zu beiden Seiten der Straßen Goſſen angebracht. Backſteinhäuſer, die königl. Gebäude und die Tempel ausgenommen, fanden ſich weder in Pegu noch Rangoon; denn ſolche zu erbauen, iſt den Privaten dieſer Länder verboten [14]). Die Häuſer derſelben, welche auf Bambusrohr oder Pfählen ruhten, welche nach dem Range des Beſitzers zwei bis drei oder ſechs bis acht Fuß hoch waren, beſtanden aus äußerſt leichten und entzündbaren Materialien, weshalb Feuersbrünſte oft ausbrachen [15]). Die Zahl der Bewohner Neupegu's, welche aus Rhahaans (Prieſtern), Soldaten, Hofbedienten, Beamten und armen Pegufamilien beſtanden, berechnete Symes zu 6—7000. Die einzigen Manufacturartikel in Neupegu waren Seiden- und Baumwollenzeuche, welche die Weiber für ſich und ihre Männer mit großer Geſchicklichkeit verfertigten. Die Fäden waren gut geſponnen, der Einſchlag des Gewebes gedrängt und feſt und das Ganze auf ſchottiſche Weiſe gewürfelt [16]).

Die merkwürdigſten Gebäude in Neupegu waren der Palaſt des Vicekönigs, ſowie die bei der Zerſtörung von Altpegu erhaltenen Tempel, unter welchen der Shoe madoo [17]) den erſten Rang einnimmt, und wir glauben wol einer gedrängten Beſchreibung dieſes Rieſengebäudes hier eine Stelle geben zu müſſen, da dieſes zu den großartigſten hinterindiſchen Bauten dieſer Art gehört. Der Shoe madoo iſt auf zwei, über einander befindlichen Terraſſen erbaut, deren untere und größere ſich zehn Fuß über den Erdboden erhebt und ein regelmäßiges Parallelogramm bildet, während die zweite dieſer an Geſtalt gleiche Terraſſe eine abſolute Höhe von 20 und eine relative zu dem Erdboden von 30 Fuß hat. Die Seitenlänge beträgt bei der untern Terraſſe 1391, bei der oberen 684 Fuß. Die Seitenmauern beider Terraſſen waren früherhin mit figurirtem Gips belegt; jetzt befinden ſich die der untern in einem ganz, die der obern in einem theilweiſe zerſtörten Zuſtande und die Grundfläche der untern Terraſſe liegt voller Bruchſtücke kleiner, zerfallener Gebäude. Steinerne, jetzt ſehr verfallene, Treppen führen auf die Terraſſe hinauf. An jeder Seite ſieht man die Wohnungen für die Rhahaans, welche auf vier bis fünf Fuß aus dem Grunde hervorragenden hölzernen, gut gearbeiteten Pfeilern errichtet ſind. Sie haben Ziegeldächer, die Wände beſtehen aus Bretern und in jeder derſelben befindet ſich nichts als einige kahle Bänke, auf welchen die Prieſter ſchlafen. Der Tempel des Shoemadoo ſelbſt iſt ein achteckiges, pyramidaliſches, aus Backſteinen und Mörtel errichtetes Gebäude ohne irgend eine Thür oder ſonſtige Öffnung. Jede dieſer acht Seiten mißt an der Grundfläche 162 Fuß, welche ungeheure Breite allmälig und faſt ſprachrohrförmig abnimmt. Sechs Fuß über der Baſis des eigentlichen Shoe maboo befindet ſich ein breiter Vorſprung, auf welchem in gleicher Entfernung ſich 57 gleichhohe Spitzſäulen erheben, da ihre Höhe 27, ihr Umfang aber an der Grundfläche 40 Fuß beträgt. Auf einem zweiten etwas höheren Rande ſtehen 53 ganz ähnliche Säulen. Eine große Menge erhabener Arbeiten, theils den Lilien, theils den Blättern an den korinthiſchen Capitalen ähnlich, umgeben das ganze Hauptgebäude, welches von einem Tee oder einem Sonnenſchirm von durchbrochenem Eiſenwerk geſchloſſen wird, aus welchem ſich ein Stab mit einer vergoldeten Fahne erhebt. Der Um-

14) „Se. birmaniſche Maj.," ſagt Symes, „mag fürchten, daß, wenn es den Unterthanen erlaubt werde, ſteinerne Häuſer zu bauen, ſie bald darauf verfallen würden, ſteinerne Feſtungen zu errichten, was der Ruhe des Staates ſchädlich werden könne." Auch Vergoldungen anzuwenden, iſt auf Befehl ſeiner goldfüßigen Majeſtät (dies iſt einer der Titel des Königs der Birmanen und Siameſen) unterſagt, und nur Wenigen iſt es erlaubt, die Pfeiler ihrer Häuſer lackiren oder anſtreichen zu laſſen. 15) In jeder Hausthür ſtand deshalb 1) ein langes Bambusrohr mit einem eiſernen Haken an ſeiner Spitze, um die leichten Dachbedeckungsſtoffe herab zu reißen, 2) eine lange, mit einem vier □Fuß großen, eiſernen Gatter verſehene Stange, um das Feuer auszudrücken, welches in neuerer Zeit auch in Teutſchland angewendet wird. Auf jedem Dachboden ſtanden überdies irdene Töpfe mit Waſſer und eine beſtimmte Claſſe von Feuerleuten durchzog während der Nacht die Straßen. Dieſe Feuerwächter führen den Namen Pagwaal; ſie ſind die bereits erwähnten Regierungsſklaven mit dem ſchwarzen Pulverringe auf den Backen, welcher ſie als Verbrecher bezeichnet. Auf der Bruſt iſt ihr Verbrechen in birmaniſchen Charakteren angegeben. So ſtand auf der Bruſt des einen, welchen Symes ſah, das Wort „Dieb," auf der Bruſt eines andern das Wort „Kleiderdieb" (Putehoo Khoo). 16) Die Umgebungen Pegu's trugen (nach Symes) noch alle Spuren der letzten Kämpfe. Nur hier und da fanden ſich im Oſten der Stadt einige ärmliche, hinter Bambus verſteckte Pegudörfer, die einzigen Reſte einer ehemals ſtarken Bevölkerung. Auf der Weſtſeite ſtieß Wood auf ein Dorf jenſeit des Fluſſes mit einer eine engl. M. langen Reispflanzung; allein bei einem weitern Vordringen, wo er 10—12 engl. M. zurücklegte, gelang es ihm nicht, einen Menſchen anzutreffen. Im Süden der Stadt findet ſich in der Entfernung einer Meile eine große Ebene und auf dieſer ſtanden einige Dörfer mit 20 oder 30 Einwohnern. Dieſe hatten nur weniges Land beſtellt, beſaßen aber zahlreiche Heerden von kleinen Kühen, welche denen von Coromandel ähnlich waren, und majeſtätiſchen Büffeln, denen die indiſchen weit nachſtehen. Einige derſelben hatten eine matte Milchfarbe und dieſe waren die erſten der Art, welche Symes ſah. Man bediente ſich ihrer beim Ackerbau und ſie zogen bedeutende Laſten auf Karren oder kleinen Wagen von netter und ſinnvoller Bauart. Dieſe Bauern genoſſen kein Fleiſch und ſelbſt Milch tranken ſie ſelten. Reis, Gnapee (eine Art Sprotten, welche, halb verweſet, in Pökel gelegt und als Würze des Reiſes benutzt werden), ſowie Öl, welches ſie aus kleinen Kernern preſſen, und Salz ſind faſt ihre einzigen Nahrungsmittel.

17) Da Shoe oder Shuoe im Birmaniſchen „golden" bedeutet, Madoo aber unbezweifelt das verdorbene Mahadeva (großer Gott) iſt, ſo gibt Symes das Wort Shoemadoo durch „Golden Supreme" (goldner Gott) wieder, wofür Ritter „goldnes Gotteshaus" ſetzt.

fang des Schirms beträgt 56 Fuß. Er ruht auf einer eisernen Achse, welche in dem Gebäude festgemacht ist, und wird durch starke an der Spitzsäule angenietete Ketten geschützt. An dem untern Theile des vergoldeten Schirms befinden sich Glocken, welche so oft der Wind weht, beständig klingeln [18]). Die ganze Höhe des Gebäudes von der Grundfläche aus beträgt 361 Fuß und es erhebt sich also der eigentliche Shoemadoo 331 Fuß über die zweite Terrasse [19]). An dem südlichen Ende der obern Terrasse befinden sich zwei schöne, neuerlichst errichtete, große Säle, deren stufenförmige Dächer auf Pfeilern ruhen. Ihre Länge beträgt gegen 60, ihre Breite gegen 40 Fuß. Das Tafelwerk der Decke des einen war mit goldenem Blätterwerk verziert und seine Säulen mit Lack überzogen; der zweite war noch unvollendet. Beide waren aus Holz erbaut, ihre Außenseite war mit mühsamem, aber kleinlichem Schnitzwerk geschmückt, und sie enthielten groteske Thier- und Menschenbilder, welche das Gebäude schmücken sollten. An jedem Winkel der höhern Terrasse befindet sich ein 67 Fuß hoher und dem Haupttempel ähnlicher Tempel. Vor dem an dem südwestlichen Winkel befinden sich vier riesenmäßige Steinfiguren, welche den Pallu oder bösen Geist vorstellen. Es sind knieende halb Thier-, halb Menschgestalten, mit einer schweren Keule auf der rechten Schulter. Nahe am Mittelpunkte der Ostseite der Grundfläche befinden sich zwei menschliche Stuccofiguren unter einem vergoldeten Sonnenschirme. Die eine stellt einen Mann vor, welcher steht und ein Buch vor sich und eine Feder in der Hand hat. Man nennt ihn Thasiamea, und er zeichnet die guten und bösen Thaten der Menschen auf. Die zweite knieende, weibliche Figur ist Mahasumdera, welche das Universum bis zu seiner endlichen Verdammung beschützt. Kommt aber die Zeit der allgemeinen Auflösung, dann drückt sie die Welt mit ihrer Hand nieder und zerstört sie für immer. Ein in der Nähe des Nordostwinkels stehendes kleines Steingebäude enthält eine vier Fuß hohe und drei Fuß breite Marmortafel, auf welcher die neuesten Weihegeschenke der Pilger verzeichnet sind. Die ganze Nordseite der obern Terrasse entlang läuft eine Holzhütte zur Bequemlichkeit der Pilger aus fernen Gegenden. An der Nordseite der Pagode hängen drei gut gearbeitete Glocken zwischen Säulen nahe am Boden, auf welchem Thierhörner zerstreut herumliegen. Mit diesen Hörnern schlagen die Pilger drei Mal an die Glocken, um, wie man sagt, dem Gaudama ihr Dasein zu melden. Einige kleinere Glocken befinden sich auch nahe am Fuße des Tempels, da wo die Betenden ihre Gaben niederlegen, welche gewöhnlich in gekochtem Reise, Zuckerkuchen, oder in Öl gesottenen Cocosnüssen bestehen. Die Gabenbringer bekümmern sich dann nicht weiter um ihr Dargebrachtes, daher dies nur zu häufig eine Beute der Hunde und Krähen wird. Auf der Grundfläche bei den Terrassen befinden sich viele sehr verfallene und vernachlässigte Tempel, in welche der fromme Birmane geweihte Gaudamabilder setzt; ebenso finden sich auf beiden Terrassen cylinderförmige Flaggen auf Bambusstangen, deren Spitze eine Gans (henza) als das Wappen von Pegu ziert. Diese Flaggen werden als Embleme der Reinheit und der geheiligten Verrichtungen des Priesterstandes betrachtet. Übrigens genießt man von der Spitze dieses Tempels [20]) eine herrliche Umsicht.

18) Diesen Schirm findet man bei jedem heiligen, spiralförmigen Gebäude. Seine Aufstellung und Einweihung ist eine Ceremonie von hoher religiöser Bedeutung und veranlaßt große Festlichkeiten. Der obenerwähnte Schirm war in der Hauptstadt verfertigt und ein Geschenk des Königs. Bei seiner Aufstellung war der höchste Adel aus Ummerapoore gegenwärtig. 19) Die Pyeamide des Cheops war 437 Fuß hoch, der Shoemadoo also 76 F. niedriger als diese, dagegen 39 F. höher als die magdeburger Domthürme; welchen Berghaus eine Höhe von 332 F. gibt. Hat der rothe Thurm in Halle eine Höhe von 268 F., so ist er 103 F. niedriger als der Shoemadoo.

20) Symes, der gern einige Nachricht über den Ursprung dieses Tempels haben wollte, begab sich deshalb zu dem Sirdaw (Sirdaen bei Ritter) oder ersten Landespriester, welcher in einem fünf engl. Meil. südöstlich von der Stadt gelegenen, schattigen Tamarindenhaine wohnte. In solche Haine pflegen sich die Rhahaans, wenn sie des Weltlebens müde sind, gern zurückzuziehen und ihre Klöster (Kioums) zu erbauen, bei denen sie dann Schulen errichten, in welchen sie die Kinder der benachbarten Bauern unentgeltlich in der Religion, Sittenlehre und den Wissenschaften unterrichten. Solche Klosterschulen finden sich jedoch auch in den Städten und nie wird bei den zu unterrichtenden Kindern der Rang der Ältern berücksichtigt. Bei jedem Kloster befindet sich übrigens ein Garten, in welchem man süße Pataten, Pisangs und andere den Einsiedlern zur Nahrung dienende Früchte zieht, denn mit Reis versieht sie die allgemeine Mildthätigkeit reichlich. — Doch wir kehren zur Hauptsache zurück. Der Sirdaw empfing Symes freundlich und erzählte ihm Folgendes. Der Shoemadoo sei der Sage nach vor 2800 Jahren durch zwei Brüder erbaut worden, welche Kaufleute gewesen und aus dem eine Tagereise östlich von Martaban liegenden Districte Tallowmeou nach Pegu gekommen wären. Diese frommen Handelsleute hätten ursprünglich einen Tempel erbaut, welcher nur eine birmanische Elle oder 22 Zoll hoch gewesen sei. In der auf seine Vollendung folgenden Nacht habe Sigeamee, der derjenige Geist, welcher die Elemente beherrscht und Donner und Blitz regiert, die Größe des Tempels auf zwei Ellen gebracht; die Kaufleute hätten ihn darauf bis zu drei Ellen erhöht, worauf Sigeamee eine vierte Elle hinzufügte. Durch diesen Wettkampf hätte der Tempel eine Höhe von zwölf Ellen erreicht, und da die Mittel der Kaufleute jetzt erschöpft gewesen wären, so hätten sie nicht weiter gebaut. Die Könige von Pegu hätten indessen das begonnene Werk fortgesetzt, bis der Tempel in seiner jetzigen Gestalt dagestanden habe. Ihre Namen, sowie ihre Beiträge wären aufgezeichnet gewesen, allein bei der Zerstörung der Stadt verloren gegangen. — Die Hauptfeste, welche in Pegu gefeiert werden, sind die des Jahresschlusses. Sie beginnen am 3. April mit dem großen Tempelfeste des Shoemadoo und dauern bis zum 12. April. Dieses beschreibt Symes also: „Früh acht Uhr kam Baba Sheen, um uns zu dem Tempel zu führen und brachte drei kleine Pferde mit sich, welche auf eine Art gesattelt und gezäumt waren, wie sie bei den Hindostanern höhern Ranges gewöhnlich ist. Nach dem Frühstück bestieg Ich, Herr Wood und D. Buchanan die Thiere, um uns, begleitet von Baba-Sheen und einem Ackedoo oder Hausofficianten des Vicekönigs nach dem Orte der Festlichkeit zu begeben. Nach dem Rathe Baba-Sheens nahmen wir einen Platz ein, von welchem wir die Procession am besten sehen konnten. Zuerst zogen bei uns 5—600 schlecht armirte und bekleidete Soldaten vorüber, welche die Leibwache des Maywoons bildeten. Einige hatten schlechte Flinten, andere Spieße, noch andere Säbel. Einige waren halb nackt und hatten keine andere Bekleidung als ein um die Hüften geschlungenes und durch die Beine gezogenes Tuch (Kummerband), andere trugen alte Sammt- oder Tuchröcke, welche oft kaum die Nacktheit verbargen, oft aber auf der Erde nachschleppten. Großkrämpige, holländische Hüte schmückten die Köpfe der einen, während andere blos den Boden derselben, ohne irgend eine Krämpe,

Digitized by Google

In Osten bieten sich dem Auge die Gebirge von Martaban dar, und nordwestlich das Galladzatgebirge in einer Entfernung von zehn geogr. Meilen, auf welchen der Pegufluß entspringt.

Auf die übrigen Städte, unter denen Rangun (Rankong, spr. Yangong), Henzadah (Hansa-ta), Myanong, Bassein, Peinghi und Syrian als die bedeutendsten und bemerkenswerthesten zu nennen sein möchten, müssen wir verweisen, um zur Geschichte von Pegu überzugehen.

Die Urgeschichte des Königreichs Pegu ist dunkel und verworren, und erst das 16. Jahrhundert bringt einiges Licht in dieselbe. Wir finden im Anfange desselben einen gewissen Bressagu Kan, dessen Vorfahren schon Jahrhunderte lang auf dem Throne gesessen haben sollen, als König von Pegu genannt, welchem gegen das Jahr 1518 neun sogenannte Königreiche unterworfen gewesen sein sollen, die er durch Vasallenkönige regieren ließ. Der, welcher in Tangut an den westlichen Grenzen China's gebot, und welcher Brama genannt wird, lehnte sich gegen seinen Oberherrn auf; es kam zum offenen Kampfe; Bressagu Kan wurde besiegt und erschlagen und Brama zog als Sieger in die Hauptstadt Pegu ein, wo er sogleich alle Großen, die ihm hätten gefährlich werden können, hinrichten ließ. Nicht zufrieden mit den errungenen Vortheilen, dachte Brama sogleich auf neue Eroberungen. Mit einem Heere, welches, der Sage nach, 700,000 Mann stark war, und einer Flotte von 700 Segeln wandte er sich gegen Martaban, welches er leicht zu erobern hoffte. Allein er fand unerwarteten Widerstand. Der König oder wol vielmehr der Vicekönig von Martaban, Chambainta, ein Schwiegersohn Bressagu Kan's, dessen Tochter Njay-Canata er geheirathet hatte, stellte sich ihm mit 230,000 Mann entgegen und warf sich endlich, mehrmals geschlagen, nach Martaban, wo er eine sechsmonatliche Belagerung aushielt. Kostete diese nun gleich dem Belagerer eine große Anzahl seiner Leute, so war dies doch auch beim Chambainta (Chaimbaimham) der Fall, dessen Heer bis auf 6000 Mann zusammenschmolz. Dieser suchte daher durch Unterhandlungen wenigstens sein und seiner Familie Leben, sowie einen Theil seines Vermögens zu retten und erbot sich Stadt und Reich dem Feinde zu überliefern unter der Bedingung, daß ihm dieser eine Pension aussetze, einen Theil seiner Schätze überlasse und zwei Schiffe gestatte, um sich und seine Familie nach Siam zu bringen. Brama verwarf, erbittert durch den langen Widerstand und die gehabten Verluste, alle Anerbietungen und foderte unbedingte Unterwerfung, versprach jedoch dem Chambainta für sich und seine Familie Lebenserhaltung. Chambainta sah sich genöthigt, die harten Bedingungen einzugehen, fand sich aber bald schrecklich getäuscht. Denn kaum befand sich Brama im Besitz Martabans, so ließ er die Stadt plündern und niederbrennen, den Chambainta hinrichten und ins Meer werfen, dessen Gattin aber sammt vielen vornehmen Frauen erdrosseln. Nach diesem grausamen Verfahren richtete er seine Augen auf Prome. Der letzte Beherrscher dieser Stadt, welche damals Hauptstadt eines gleichnamigen Königreichs war, hatte einen 13jährigen Sohn hinterlassen, diesen dem Schutze des Königs von Ava empfohlen und ihn mit einer Tochter desselben vermählt, um welche Brama selbst früher sich vergeblich beworben hatte. Mit einem angeblich 900,000 Mann starken Heere und einer Flotte von 12,000 Barken brach dieser daher gegen Prome auf, fand aber gleich wie bei Martaban den kräftigsten Widerstand. Mehrmals überwunden und zurückgeschlagen, nahm er zur Bestechung seine Zuflucht. Er gewann eine Partei in Prome für sich, welche ihm den König und die Stadt verrieth. Der erstere wurde hingerichtet, die letztere geplündert, schrecklich die Königin behandelt. Er ließ sie nach den größten Mishandlungen durch die Straßen der Stadt geiseln, bis sie todt niedersank. Ava sollte jetzt seine Rache empfinden. In kurzer Zeit war dessen König überwunden und ein gleiches Schicksal hatten alle übrigen Vasallen Pegu's. So sah sich der Usurpator auf dem Gipfel des Glückes, als ihn die rächende Hand des Schicksals traf. Ein Peguer, welcher Xemin genannt wird, tödtete ihn mit eigner Hand und schwang sich an seiner Stelle auf den Thron den er jedoch bald wieder verlor, indem ihn ein anderer Empörer, welcher Xemindor genannt wird, von demselben herabstieß, um sich auf denselben zu setzen. Allein auch

---

aufhatten. Die Officiere, welche größtentheils aus schwarzen Portugiesen bestanden, waren nicht weniger auffallend gekleidet. Auf diese martialische Truppe folgten drei Kinder des Maywoon's, welche von Männern auf den Schultern getragen wurden. In einem kleinen Abstande folgte der Maywoon auf einem Elephanten, welchen er selbst lenkte. Eine Zahl Paradeelephanten brachten in zierlichen Häusern den Hofstaat. Bei den Treppen des Tempels angekommen, knieten die Elephanten nieder, um das Absteigen zu erleichtern und der ganze folgende Haufen kauerte sich auf seine Fersen. Der Maywoon ging nun barfuß und ohne Sonnenschirm, wie dies die Heiligkeit des Ortes erfoderte, rund um den Tempel herum. Sowie er seinen Umgang vollendet hatte, traten Boxer und Ringer auf, welche vier Stunden lang ihre Künste zeigten und zur Belohnung für dieselben zwei Kattunkleider erhielten. Ihre Art zu boxen genügte, obgleich sie sich dabei der Fäuste, Kniee und Ellenbogen bedienten, auch Blut floß, den Engländern nicht. Am folgenden Tage fand, und zwar, damit kein Unglück geschehen sollte, am hellen Tage ein prachtvolles Feuerwerk statt. Sechs bis acht Fuß lange, ausgehöhlte Baumstämme mit zwei bis drei Fuß Umfang dienten als Raketencylinder, welche sehr hoch stiegen und beim Niedersinken durch verschiedene Feuerscheine einen schönen Anblick gewährten. Mit diesem Tempelfeste beginnen überhaupt die Feierlichkeiten, welche man, wie gesagt, zu Ehren des Pegusonnenjahres anstellt, und welche mit dem 12. April endigen. Es herrscht in diesen Tagen, wie bei den römischen Saturnalien, allgemeine Heiterkeit und Ungebundenheit, welche die Regierung eher befördert als stört. „Wer satt ist und lacht," sagte ein großer König, „der ist nicht zu fürchten," Worte, in welchen der schönste Commentar des römischen panis et circenses liegt. Am 10. April wohnten daher die Engländer einer theatralischen Vorstellung bei, zu welcher Siam die besten Schauspieler geliefert hatte, und fanden mehr als sie erwartet hatten. Das letzte Fest fand am 12. April statt. Es war dies ein sogenanntes Reinigungsfest, bei welchem sich beide Geschlechter gegenseitig (etwas Ähnliches findet bei dem römischen Carneval statt), mit Wasser besprizten und dies mit Scherz und Laune thaten. Der größte Anstand fand dabei statt, unreines Wasser war unerlaubt, nie durfte ein Mann eine Frau festhalten, war sie aber der angreifende Theil gewesen, so konnte er sie mit so viel Wasser überschütten, als er wollte. Eine Frau, die sich dieses verbat, gestand damit, daß sie schwanger sei und sie ging unbegossen davon.

Digitized by Google

dieser sollte nicht lange im Besitze der errungenen Macht bleiben. Ein Anverwandter Brama's, Namens Chaumigrem, empörte sich gegen ihn, ließ ihn hinrichten und wurde bald einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, der sich selbst Siam unterwarf. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Könige Hinterindiens setzen bekanntlich einen so hohen Werth auf den Besitz eines weißen Elephanten, daß dieser sogar in ihrem Titel einen Platz findet, indem sie denselben von irgend einem ihrer Vorfahren beseelt glauben und daher nicht zu reiten wagen. Nun war der König von Siam im Besitz zweier solcher Thiere, Chaumigrem ließ ihn um einen derselben ersuchen, dies wurde abgeschlagen, und so suchte er durch Gewalt zu erreichen, was ihm durch Güte nicht gelungen war. Im J. 1568 überzog er daher Siam mit Krieg, dessen König, überwunden, sich mit Gift tödtete, bemächtigte sich der Elephanten und machte außerdem eine ungeheure Beute. Diese benutzte er größtentheils, um den erwähnten Tempel Shoemadoo mit goldenen und silbernen Idolen zu schmücken, an denen überdies Diamantketten und Edelsteine im Übermaße verschwendet wurden. Siam wurde Vasallenstaat von Pegu und Chaumigrem setzte einen seiner Getreuen, wie er glaubte, als Vicekönig dieses Reiches ein, sowie er seinen Bruder zum Vicekönig von Ava gemacht hatte. Chaumigrem's Herrscherkraft unterdrückte, so lange er lebte, alle Empörungen, desto heftiger brachen sie nach seinem Tode aus. Zuerst empörte sich der Bruder Chaumigrem's, indem ihm der Regentenwechsel eine günstige Gelegenheit darzubieten schien, um sich völlig unabhängig zu machen. Allein der Geist des Vaters war auf den Sohn, Brama II., übergegangen. Anfangs wandte dieser alles Mögliche an, um seinen Oheim in Güte von seinem Unternehmen abzubringen; als ihm dies aber nicht gelang, rückte er mit einem bedeutenden Heere an die Grenzen von Ava. Der Oheim fühlte sich dem Vetter nicht gewachsen und bot diesem daher einen Zweikampf an, welcher angenommen wurde und ihm das Leben kostete. Brama II. machte darauf einen seiner Söhne zum Vicekönig von Ava. Die Streitigkeiten der erwähnten Fürsten wollte der König von Siam benutzen und unter dem Vorwande, daß er, als ein Vasall von Pegu, dessen Könige zu Hilfe ziehen müsse, sammelte er ein Heer und rückte gegen Pegu vor. Brama II. merkte indessen seine Absicht und wandte sich von Ava gegen Siam, wo er die Hauptstadt belagerte. Eine plötzliche Überschwemmung des Menam raubte ihm jedoch fast sein ganzes Heer, sodaß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Ein zweiter Feldzug, welcher ihm sogar einen Sohn kostete, war nicht weniger unglücklich für ihn, dennoch verlor er den Muth nicht. Alles, was nur irgend die Waffen tragen konnte, wurde in den ihm unterworfenen Ländern zum Kriegsdienste gezwungen, um nach Siam geführt zu werden. Diese Härte brachte Empörungen hervor, welche mit Grausamkeit gedämpft wurden. Um das entvölkerte Pegu mit neuen Anbauern zu versehen, ertheilte Brama seinem Sohne den Befehl, eine große Anzahl Avaner dahin zu senden. Dies geschah, allein die Veränderung des Klima's, verbunden mit Nahrungsmangel, erzeugten eine ansteckende Krankheit unter den Angekommenen, welche sich den Eingeborenen mittheilte und eine große Sterblichkeit hervorbrachte. Man erzählt, daß viele damals einen schnellen Tod in den Flüssen gesucht hätten, um nur den großen Leiden, die auf ihnen lasteten, zu entgehen. Neue Unruhen brachen aus; ein Sohn Brama's II., welcher in Prome residirte, sollte sie dämpfen, allein dieser trat jetzt selbst als Rebell auf gegen den Vater. Um den möglichsten Vortheil aus diesem Zwiespalte zu ziehen, fiel der König von Siam in Pegu ein, drang ungehindert bis zur Hauptstadt vor und würde diese vielleicht erobert haben, hätte ihn nicht die Nachricht, daß die Portugiesen in sein Land eingefallen wären, bewogen, die Belagerung aufzuheben. Jetzt kehrten die Fürsten, welche dem Könige von Pegu zu Hilfe geeilt waren, mit ihren Truppen in ihre Heimath zurück. Brama II. erließ darauf an den Beherrscher von Tangut einen ähnlichen Befehl, wie er ihn früher an seinen Sohn in Ava erlassen hatte: er solle, mit Zurücklassung seiner Gemahlin und der für Tangut nöthigen Besatzung, sogleich sammt allem übrigen Volke nach Pegu ziehen, auch alles Getreide und Vieh mitbringen. Allein dieser ließ die vier peguanischen Gesandten ermorden, schnitt auch den Peguern alle Lebensmittel ab. Dadurch entstand unter diesen eine furchtbare Hungersnoth, sodaß sie nicht nur ihre Kinder geschlachtet und gegessen haben sollen, sondern daß auch die Sage erzählt, Brama habe 10,000 gefangene Siamesen tödten und ihr Fleisch unter seine Unterthanen vertheilen lassen. Zum Glück versöhnte sich der rebellische Sohn jetzt wieder mit dem Vater, sendete diesem Lebensmittel zu und versprach selbst sämmtliche Einwohner von Prome nach Pegu zu führen, ein Versprechen, welches ihm jedoch das Leben kostete, da er von einem seiner Minister vergiftet wurde. Indessen lebten um das Jahr 1599 viele Tausende Peguer in den benachbarten Königreichen zerstreut, namentlich in Aracan, Siam und Jangoma (?), wo ein Bruder Brama's herrschte. Diesen suchten die Peguer zu bereden, den Thron ihres Vaterlandes in Besitz zu nehmen, was ihnen aber nicht gelang. Dagegen fielen die vereinigten Könige von Tangut und Aracan (ersterer war ein Schwager Brama's) in Pegu ein. Brama zum Widerstande zu schwach, warf sich mit seiner Familie und seinen Schätzen in eine Festung, welche Machao genannt wird, sah aber bald ein, daß er keine lange Belagerung auszuhalten im Stande war. Er trat daher mit den Königen in Unterhandlung und übergab sich seinem Schwager, nachdem er eine seiner Töchter mit dem Könige von Aracan vermählt, auch ihm zwei seiner Söhne als Geiseln überliefert hatte, denn er glaubte von dem Schwager am wenigsten fürchten zu dürfen. Doch hierin irrte er sich, denn dieser ließ ihn nebst seiner Gemahlin und 13 Kindern erwürgen und bemächtigte sich des Goldes, der Edelsteine und übrigen Schätze, welche er in der erwähnten Festung fand und belud damit 700 Elephanten. Dennoch soll der König von Aracan, welcher auf die Nachricht von diesen Vorfällen schnell ein Heer sammelte und sich der Festung Machao bemächtigte, noch drei Millionen

Digitized by Google

an Gold und 1200 Stück Geschütz in derselben vorgefunden haben. Um seinen Bruder zu rächen, verband sich jetzt der König von Jangoma mit dem Könige von Siam und beide zogen gegen den König von Tangut zu Felde. Dieser lieferte ihnen einen Theil der Schätze Brama's aus und so zogen sie wieder ab [21]). Der König von Aracan nannte sich jetzt König von Pegu, welches ganz verwüstet und menschenleer war. Er berief darauf die Portugiesen zu sich und trat 1599 einem Anführer derselben, Namens Philipp Brito, den Hafen Syrian ab, welchen dieser bis 1602 befestigte. Im Innern des Landes setzte er einen Fürsten ein, welchem die Portugiesen den Titel eines Herzogs beilegten. Dieser, welcher ein Peguer war, suchte mit Hilfe seiner Landsleute und derjenigen Truppen, welche ihm der König von Aracan überlassen hatte, die Portugiesen aus ihrer neuen Besitzung zu vertreiben. Allein Brito brach mit seinen wenigen bewaffneten Landsleuten auf, stürmte eine von dem Feinde aufgeworfene Schanze, tödtete demselben 300 Mann und nahm 900 gefangen. Diese letztern wurden sehr gut behandelt und dies trug dazu bei, die Peguer zu überzeugen, daß es besser für sie sei, es mit den Portugiesen zu halten, als gegen sie anzustreben. Die letztern machten sich bald zur See furchtbar; mehr als 300 Schiffe wurden ihre Beute und Brito hoffte das ganze Pegureich dem Könige von Portugal unterwerfen zu können. Auf sein Ansuchen erhielt er von dem portugiesischen Vicekönig in Ostindien eine Verstärkung von 16 Galeeren, auf welchen sich 390 Soldaten befanden, und durch diese verstärkt, glaubte er der Ausführung seiner Plane gewiß sein zu können. Dem Könige von Aracan entgingen diese nicht, und er hielt es für nöthig, ihnen in den Weg zu treten. Mit einem starken Heere sandte er daher im Januar 1605 seinen Sohn ab, um die Portugiesen zu vertreiben; allein diese schlugen und nahmen ihn sogar gefangen. Jetzt trat der Jesuit Salerno auf und erbot sich, den Frieden mit dem Könige von Aracan zu vermitteln. Dies gelang ihm insoweit, daß er den König bewog, zu versprechen, die christliche Religion in ihrer Verbreitung nicht hindern und einige Inseln den Portugiesen überlassen zu wollen. Brito hielt es dennoch für nöthig, seinen Sohn Marcus nach Aracan zu senden, um den Vertrag ratificiren zu lassen. Dieser wurde, kaum in der Hauptstadt angekommen, sammt seinen Begleitern ermordet, worauf sich der König zu einem Zuge gegen die Portugiesen rüstete. Brito war, sobald er die Ermordung seines Sohnes erfahren hatte, auf einen solchen gefaßt, und so mußte der König nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt unverrichteter Sache in sein Land zurückkehren. Im J. 1608 ging die Pflanzstadt der Portugiesen in Feuer auf, wurde jedoch bald wieder, obgleich an einer andern Stelle, neuerbaut. Von jetzt an tritt Pegu's Geschichte („little, however, is related of Ava and Pegue, with whom," the Abbé *Choisy* says, „the king of Siam was constantly at war" sagt Symes) wieder in ein nur hier und da durchbrochenes Dunkel zurück, und wir wissen nur, daß Holländer und Engländer an die Stelle der Portugiesen traten [22]), welche sich durch Anmaßungen und Grausamkeiten verhaßt gemacht hatten, daß ferner die Kämpfe zwischen Pegu und Siam mit wechselndem Glücke fortdauerten, und daß das erstere Land eine Beute von Burma wurde. Denn als in der Mitte des 17. Jahrh. die Siamesen abermals in Pegu einfielen und alle Vasallenländer dieses Staates, welche im Süden von Martaban lagen, eroberten, suchte der König von Pegu die Hilfe der Birmanen nach, welche ihm auch gewährt wurde. Die Siamesen vermochten es nicht, diesen vereinten Mächten zu widerstehen, und mußten bald ihre letzten Eroberungen aufgeben, wobei Martaban abermals in Feuer aufging. Allein für Pegu war dieser Gewinn sehr gering; denn die birmanischen Prätorianer wurden übermächtig; sie ermordeten dessen König, zerstörten die Hauptstadt und machten das Reich abhängig von Ava. Dieser Zustand dauerte fort bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sich die ursprünglich zum Pegureiche gehörigen Provinzen Dalla, Martaban, Tongo und Prome ermannten und sich im Verein mit den später hinzutretenden übrigen Provinzen des Pegureiches durch einen bis zum Jahre 1752 fortdauernden Krieg unabhängig machten [23]). Bonna Della (nach Andern Beinga Della), welcher sich zum König von Pegu aufgeworfen hatte, eroberte in dem letztgenannten Jahre Ava und führte den König dieses Reiches, Dweepdee, sammt seiner Familie als Gefangene hinweg. Nur zwei Söhne dieses Monarchen entgingen der Gefangenschaft, indem es ihnen gelang nach Siam zu entkommen, wo sie gastlich aufgenommen wurden. Bonna Della setzte seinen Bruder Apporaza als Vicekönig in Ava ein und machte in pomphaften Proclamationen der Welt die Besiegung der Birmanen bekannt. Doch nur kurze Zeit dauerte der Triumph. Bonna Della hatte einen gemeinen Birmanen, Namens Alompra, welcher gewöhnlich der Jäger (Aumdzea) genannt wurde, als Befehlshaber zu Monchaboo, einem unbedeutenden Dorfe, welches westlich von Keoummeoum zwölf engl. Meilen vom Irawadi entfernt liegt, eingesetzt. Dieser hatte 100 Getreue; mit diesen überfiel er die aus 50 Mann bestehende peguische Besatzung von Monchaboo, erschlug sie, und wußte dennoch durch eine scheinbare Unterwerfung den Apporaza so sicher zu machen, daß er, ohne im Geringsten etwas zu fürchten, sich nach Pegu begab, indem er seinen Neffen Dotachew an seiner Stelle zurückließ. Die Unvorsichtigkeit dieses jungen Mannes benutzend, faßte Alompra immer kühnere Plane, welche endlich mit der Unterwerfung des Pegureiches endigten. In neuerer Zeit haben die Peguer mehrfache Versuche gemacht, das sie drückende Joch abzuschütteln, und es ist zu wünschen, daß ihnen dies bald gelingen möge [24]).

(*G. M. S. Fischer.*)

21) Bei der Belagerung von Martaban wurden nach Pinto 3000 Elephanten verzehrt und 6000 Kanonen erbeutet. Der Schatz Chambainta's soll sich auf 100 Millionen Gold belaufen haben.

22) Bereits 1687 befanden sich die Engländer im Besitz der Insel Negrais, ohne jedoch großen Vortheil davon zu ziehen. Auch Syrian hatten sie nach der Vertreibung der Portugiesen gewonnen, allein 1744 ging diese Stadt bei den Kämpfen der Peguer und Birmanen im Feuer auf. 23) Ihre Überlegenheit verdankten die Peguer dem Beistande der Holländer und einiger portugiesischen Renegaten. 24) Im J. 1756 eroberte Alompra Syrian

Digitized by Google

PEGUNTIUM (*Πηγούντιον* bei *Ptolem.*, Piguntinae bei *Plin.* N. H. III, 22. s. 26), alter Name einer Stadt in Dalmatien, die man mit Unrecht für das heutige Almissa hält, da ihre Ruinen in der Gegend von Vrulia zu suchen sind. (*H.*)

PEGUSA, einer der drei Namen, welchen die dorische Stadt Gnidos in Karien geführt haben soll. *Plin.* H. N. V, 29: Est in promontorio Gnidos libera, Triopia, dein *Pegusa* et Stadia appellata. (*Krause.*)

PEGYBSCOT oder PEJEBSCOT, Township im nordamerikanischen Staate Maine, Grafschaft Cumberland, mit 900 Einwohnern, liegt zwischen den Flüssen Royals-River und Amoriscoggin. (*A. Keber.*)

PEHAM oder PECHAM (Georg) oder Böhm, auch zuweilen, aber wol mit Unrecht, Beham [1]) geschrieben, da er den Künstlern dieses Namens fremd ist, bairischer Maler und Radirer (in Augsburg?), war geboren gegen Ende des 16. Jahrhunderts, Schüler des berühmten Hans Bocksberger, übrigens Zeitgenosse von Barthol. Reytter, Weinher oder Weiner und anderer bairischer Künstler. Nachdem er seine Studien in Teutschland begonnen, hielt er sich längere Zeit in Italien auf, wo er nach den Werken großer Meister sich bildete und sich ihren Styl anzueignen suchte. Seine Zeichnungen und Compositionen besitzen große Lebendigkeit und Bewegung, die äußern Formen der Zeichnung aber gehen etwas ins Breite, was dem Geschmack jener Zeit zuzurechnen ist. Von seinen Kunstwerken wird mehres in den bairischen Galerien und Schlössern, besonders in München und Schleisheim, aufbewahrt; zuweilen haben Kunstfreunde jene Gemälde, wegen ihrer kräftigen Behandlung für Werke des Annibal Carracci oder der Schule des Letztern gehalten. Außer seinen Gemälden hinterließ er manche von ihm selbst radirte Blätter, welche mit einer etwas breiten Nadel gearbeitet und kräftig geätzt sind. Zum Theil sind diese Blätter mit 1593, 1594, auch mit 1603 und mit G. B., meist aber mit G. P. und G. P. P. bezeichnet. Sämmtliche Blätter sind wie meist alle Radirungen jener Periode sehr gesucht.

Der Sternberg'sche Kupferstichkatalog 2. Band. Nr. 1608 a bis 1612 führt folgende Blätter von Peham oder Pecham an: 1) Magdalena, halbe Figur, Quart. 2) Neptun in einer Muschel von vier Seepferden gezogen, gr. qu.; ein Blatt, welches der Guido-Reni'schen Schule ähnlich. 3) Herkules' Kampf mit Antäus, Octav. 4) Venus von Amoretten umgeben und ein Satyr, Quart [2]). 5) Drei Blatt kleine italienische Landschaften, in der Composition denen des Titian oder des Dom. Campagnola gleichend, kl. qu. [3]).

Nach ihm hat Bartholomäus Reytter in München zwei Blätter radirt: 1) Christus, welcher das Kreuz trägt, drei halbe Figuren, bez. 1610. 2) Venus und Amor unter einem Baume, halbe Figuren, bez. 1610; beide Blätter Duodez. Sternberg's Katalog Nr. 1616 u. 1617. 2. Band. Auch hat Lucas Kilian und Crispin de Passe Verschiedenes nach Georg Peham in Kupfer gestochen. (*Frenzel.*)

PÉHELNIK, ein sehr großes, der Herrschaft Arva dienstbares Dorf, im trsztennaer Gerichtsstuhle der arvaer Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns im Karpathengebirge gelegen, von einem in die Arva sich ergießenden Bache durchflossen, mit 259 Häusern und 1405 hornyakischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von neun Juden, sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, einer eignen zum zipser Bisthume gehörigen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule. Die Weiber verfertigen viele Leinwand, welche die Männer weit und breit verhandeln. Die dasige Viehweide ist vortrefflich, daher viele Butter, guter Käse, auch Wolle auf der Orawa und Waag in die tiefer gelegenen Landesgegenden verführt wird. Aus dem benachbarten Galizien wird auch mit Pferden Handel getrieben. (*G. F. Schreiner.*)

PEHEM (Jos. Joh. Nepomuk), geb. am 8. April 1740 zu Stockach an der Aach im würtembergischen Seekreise, bezog nach vollendeten Schulstudien die Universitäten zu Insbruck und Wien, und erhielt 1770 auf ersterer Universität die Professur des kanonischen Rechts. Der Beifall, welchen seine Vorlesungen hier fanden, bewirkten, daß er für denselben Wirkungskreis 1779 einen Ruf nach Wien erhielt und annahm; es wurde ihm der Titel eines Regierungsrathes verliehen und er eine der Hauptstützen für die Reformen Joseph's II., in dieser Eigenschaft wirkte er rastlos und consequent fort bis an seinen Tod, welcher ihn 1799 zu Wien in seinem 59. Lebensjahre erreichte. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: 1) eine Abhandlung über die Einführung der Volkssprachen in dem öffentlichen Gottesdienste (Wien 1783); 2) eine historisch-statistische Abhandlung von Errichtung, Ein- und Abtheilung der Bisthümer; 3) Jus eccles. universum (Vind. 1786), welchem berühmten und äußerst freimüthig geschriebenen Werke 4) 1789 seine praelectiones in jus eccles. universum folgten. Nach seinem Tode erschienen zu Leipzig und Wien Pehem's Vorlesungen über das Kirchenrecht *). (*G. M. S. Fischer.*)

PEHLUWÂN (پهلوان), was zunächst im Persischen

---

und versetzte die daselbst gefangenen Europäer in die Nähe von Ava, wo sich ihre Nachkommen noch jetzt in fünf Dörfern des Districtes Dibayen befinden. Sie sind Christen, übrigens aber nur durch die weißere Farbe von den Birmanen unterschieden. — Benutzt sind Symes' account of an Embassy to the Kingdom of Ava, Crawfurd's Embassy, Ritter's Erdkunde (4. Bd.), Adelung's Mithridates (I. 83), Sprengel's Geschichte der wichtigsten geogr. Entdeckungen u. s. w.

1) Er würde auch leicht mit den frühern Behams verwechselt werden; auch Behm wurde er genannt, z. B. auf einer in Kupfer gestochenen Zeichnung, welche eine Gesellschaft augsburger Künstler darstellt. 2) Beide Blätter, Herkules als auch Venus, sind im 19. Band von *Bartsch* Peintre-Graveur, p. 184, als von den Arbeiten der Schüler Guido's aufgeführt; Strutt nennt dieselben und deutet die Buchstaben G. P. auf Gaetano Piccini.

3) Diese ebenfalls mit G. P. bezeichneten Blättchen gleichen in der Nadel zuweilen einem andern Meister, besonders da andere ebenfalls von diesem Künstler radirte Landschaftsblättchen ebenso bezeichnet sind.

*) Vergl. *De Luca* Jorn. 1. St. 46. Allg. lit. Anz. 1800. S. 732.

einen Tapfern, einen Kämpfer, einen Helden bedeutet, heißt in Verbindung mit جهان (dschihán, Welt), Held der Welt und ist ein ehrender Titel, der von den alten persischen Königen ihren Oberfeldherrn und höchsten Staatsbeamten, die ihre Stelle vertraten, ertheilt wurde. So kennt man unter der Dynastie der Pischdadier als die drei berühmtesten Helden mit diesem ehrenden Beinamen die zur königlichen Familie von Alt-Iran gehörenden Befehlshaber der Provinzen Sam, Sal, Rustem, deren Wunderthaten Firdusi in seinem Königsbuche nicht genug schildern kann. Später legten sich diesen Titel regierende Fürsten bei, ohne grade Helden zu sein. So hießen z. B. zwei von den zwölf Fürsten, die im J. 1336 oder 1337 in der Stadt Chorasans Sebzewar (سبزوار) unter dem Dynastien-Namen Serbedaran (سربداران) ihre Unabhängigkeit begründeten und dieselbe 35 Jahre lang behaupteten. Es war der neunte, Pehluwan Heider Cassab, der nur 13 Monate, und der eilfte, Pehluwan Hasan Damagani, der vier Jahre vier Monate regierte. Timur machte dieser Heldenreihe ein Ende. Die Osmanische Geschichte kennt den Pehluwan Kuli, der 1711 als kalmückischer Gesandte im Namen Ajukachan's am Hofe Constantinopels um Hilfe bat, und den Kämpen (Cid El-Campeador) Chalil Pehluwan, der 1730 erster Generallieutenant der Janitscharen (Kulkinja) war, aber alsbald wieder abgesetzt wurde. — Auch die Araber kennen den Namen Behlewan (بهلوان vergl. Camus unter بشر), und ihre Literaturgeschichte weist das wahrscheinlich mystische und „Schatz der Wahrheiten (كنز الحقايق)" betitelte Werk eines Chowaresmiers, des Behlewan Mahmud, nach. (*Gustav Flügel.*)

PEHLWI (das), oder Pehlwisprache (von پهلی pers. d. i. Kraft, Tapferkeit, daher زبان پهلوی die Pehlwisprache oder die Sprache der Helden; andere versuchte Etymologien s. *Hyde*, Hist. rel. vet. Pers. p. 429), hat bis in die neuesten Zeiten herab den Vorzug als wirkliche selbständige Sprache dazustehen und zu gelten, mühevoll erkämpfen müssen. Sie sah denselben fortdauernd von einer Seite her bestritten, die moralische Geltung genug hatte, um diese Angriffe nicht für ein bloßes Hirngespinnst, was diese Sprache selbst sein sollte, zu betrachten. Die Hauptanregung des Streites für und wider gab Anquetil du Perron's Zend-Avesta und die ihm beigefügte Abhandlung über den Ursprung, Umfang, das Alter, die Beschaffenheit ꝛc. der alt-persischen Mundarten, und war man in England schon an und für sich gegen den französischen mit Ruhm gekrönten Gelehrten eifersüchtig, so mußten natürlich alle seine aufgestellten Behauptungen eine strenge Kritik von jenseits des Canals erfahren. Richardson sprach sich gradezu gegen die Echtheit der Zendschriften aus, wie sie du Perron mitgebracht hatte, indem er behauptete, daß die echten Schriften Zoroaster's in ihrer Ursprache gar nicht mehr vorhanden wären, und stützte sich zunächst auf Chardin's Meinung, daß die alte persische Sprache bis auf die in der neupersischen nachzuweisenden noch vorhandenen Worte völlig unbekannt und verloren gegangen, daß keine Schrift in derselben mehr aufzufinden und die Sprache der jetzigen Feueranbeter oder Parsen in Karamanien, Persien und Indien nichts als ein barbarisches Kauderwälsch sei, das keinen Anhalt in den aufgefundenen Inschriften habe. Richardson verstärkte den Beweis durch die Behauptungen, daß das Zend und Pehlwi viele arabische Wörter und harte, dem Perser ungewohnte Töne enthalte, das Neupersische bleibe dem Altpersischen fremd, und das Zend sei daher eine „Lingua franca, die aus allen Sprachen aller umliegenden Länder zusammenraffe, ohne alle grammatische Genauigkeit zusammengestoppelt sei und mehr Ähnlichkeit mit der Zaubersprache der Schwarzkünstler als mit der Sprache eines Volkes habe, das stets wegen des Melodischen der Sprache berühmt gewesen sei" (vergl. Richardson's Abhandl., übers. von Federau. S. 25). Endlich lasse der Inhalt der Zendschriften, unter denen z. B. der Bundehesch in Pehlwi abgefaßt ist, nicht auf den berühmten Zoroaster, sondern auf einen schwachen Kopf als Urheber schließen. Daß Jones gegen Anquetil du Perron auftrat, hatte dieser zum großen Theil verschuldet durch seine bittern Spötteleien, die er sich gegen die englischen Gelehrten Oxfords erlaubt hatte. Der bekannte Herausgeber des marattisch-englischen und englisch-marattischen Wörterbuchs, der Oberst Vans Kennedy, schloß sich an seine Landsleute an; günstiger urtheilte Erskine im zweiten Bande der Bombay Transactions, der das Pehlwi wenigstens als einen persischen Dialekt anerkennt, und weil er an den Grenzen von Syrien und Mesopotamien gesprochen worden, deshalb mit den als Gegenbeweis dienenden syrischen und arabischen Wörtern vermischt sei. Neuerdings veranlaßte eine von dem frühern Mitgliede des Raths von Bombai, Romer, hinterlassene Abhandlung über Bruchstücke der Zend- und Pehlwischriften den bekannten Prof. Wilson, der jene Abhandlung der asiatischen Gesellschaft in London vorlegte, seine Ansicht dahin auszusprechen, daß zwar jene Sprachen als authentisch anzuerkennen, obige Meinungen der englischen Gelehrten aber so wichtig seien, daß noch weitere Forschungen sich nöthig machten. Auf diese Weise nämlich suchte er seine Landsleute gegen die einstimmige Behauptung sämmtlicher teutschen Orientalisten, die die Echtheit der Sprachen des Zendvolkes anerkennen, noch einige Zeit in Schutz zu nehmen. Nächst Anquetil fochten Adelung, Wahl (Allgem. Gesch. der morgenl. Sprache und Literatur. S. 230 fg.), de Sacy, Grotefend, St. Martin und vor allen Rask (Journ. Asiat. II. p. 143) gegen die Voraussetzung der Engländer, und in der neuesten Zeit sprachen sich Burnouf und Bopp gradezu für die Echtheit des Zend und Pehlwi aus, und was nun das letztere anlangt, so ist diese Ansicht des Continents durch die neueste Arbeit des D. Müller in München (Journ. Asiat. VII, 289) außer allem Zweifel gesetzt worden. Dieser nämlich auf das von Anquetil (Zend-Avesta. II. p. 424. pl. VIII.) gegebene Alphabet fußend und den Andeutungen Rask's darüber folgend, hat letztere nicht nur verbessert, sondern auch vielfach ergänzt. Der Pehlwidialekt ist nach ihm

Digitized by Google

mit den Semitiſchen und ariſchen Sprachen verwandt, nimmt in der Reihe der letztern die zweite Stelle ein und heißt auch Uzwareſch (اوزوارش) — ein Name, der ſchon nach Ibn Abi Jacub El-Nedim in ſeinem Kitâb el-fihrist ein alt-perſiſches Alphabet bezeichnet. Von großem Vortheile für ſeine Unterſuchung war ferner das vielfach durch Burnouf erläuterte Zend. Das gegebene Alphabet verzeichnet er mit 24 Buchſtaben, deren Geſtaltung durch die neuen auf Koſten der pariſer aſiatiſchen Geſellſchaft für die Müller'ſche Abhandlung geſchnittenen und gegoſſenen Typen an Genauigkeit und entſchiedenem Charakter außerordentlich gewonnen hat. Dieſelben weichen in ihrer Reihenfolge von der in den Semitiſchen Dialekten gewöhnlichen ab, und die Hauptfrage war die, die Werthbeſtimmung derſelben ſicher nachzuweiſen. Da nämlich Anquetil zu viel auf die Ausſprache der heutigen Perſer und auf die des Parſi gab, ſo war er zu mehrfachen Verwechslungen verführt worden, die wiederum die richtige Deutung vieler Stellen vorzüglich im Bundeheſch unmöglich machten. Nach den Erörterungen Müller's nun erſcheinen dieſe und hauptſächlich der ſchwere Anfang jenes Tractats in einem ganz neuen Lichte. Intereſſant iſt ferner die Auffindung der Etymologie manches in den Semitiſchen Sprachen, z. B. im Arabiſchen, iſolirt daſtehenden Wortes mit Hilfe des Pehlwidialektes und der gewonnenen genauern Beſtimmung des Buchſtabenwerthes deſſelben. Ferner hat das Parſi und Pazend den größten Theil der Pehlwiwörter Arianiſchen Urſprungs — alſo mit Ausſchluß der Semitiſchen — unter nach beſtimmten Geſetzen veränderter Form erhalten, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil zahlreiche Überſetzungen aus dem Pehlwi ins Parſi gemacht worden ſind, und eine geſchriebene Überlieferung des größten Theils der Semitiſchen Worte und einer bedeutenden Anzahl der ariſchen, die am meiſten im Neuperſiſchen entſtellt worden ſind, hat deren Ausſprache trotz aller vorkommenden Widerſprüche und unzuläſſiger Vergleichung mit den verwandten Sprachen ſichern helfen (vergl. Zend-Avesta. II, 432 sq.).

Sind alſo in dieſer Beziehung zahlreiche Ungewißheiten verſchwunden, ſo blieb doch eine andere Schwierigkeit übrig, nach welcher nemlich ein einziges Zeichen bisweilen zwei Töne hat. Allein auch hier half die Etymologie auf den richtigen Weg oder auch das Neuperſiſche weiſt auf das allein Mögliche und Richtige hin, und aus jenem Grunde konnten auch die Parſen unbeſchadet des Verſtändniſſes für zwei Töne einen einzigen Buchſtaben ſetzen. Dieſelben verſtanden das Pehlwi immer bis auf einen gewiſſen Punkt und ſchrieben es ſogar bis in ſehr neue Zeiten herab freilich mit untermiſchten neuperſiſchen Formen. Fragt es ſich nun, welches das Alter und das Vaterland des Pehlwi ſei, ſo rückt Anquetil das erſtere ziemlich hoch hinauf; ſeine Blüthezeit wird noch vor Behmen Iſſendiar Ardeſchir Diraz geſetzt, unter dem es Hofſprache war. Weniger ſicher iſt ſeine Geltung unter den Piſchdadiern, wo das Parſi demſelben entgegentrat. Unter den Kejaniern ſetzte es ſich hauptſächlich im nördlichen Medien feſt, und daher führt es auch den Namen der Sprache der alten Könige. So lange überhaupt Balch Reſidenz war, nimmt man deſſen Herrſchaft an; als dieſe aber von Guſchtasp nach Iſtechar verlegt wurde, ſcheint es immer mehr dem Parſi gewichen zu ſein, das Behramgur (im 5. Jahrh. n. Chr.) gewaltſam einführte. Daß wir etwas von ihm wiſſen, verdankt es der treuen Anhänglichkeit der Parſen an ihre durch Zoroaſter gegründete Religion; zumal da, als Zoroaſter dem Guſchtasp ſeine Schriften zu Balch übergab, dieſe alsbald ins Pehlwi überſetzt wurden. — Als Vaterland weiſt man der Sprache hauptſächlich die Gegenden zwiſchen Dilem, Maſenderan und Farſiſtan an, es breitete ſich aber ſpäter gegen das arabiſche Irak hin aus, aus dem es vielfach arabiſche Worte aufnahm, und wurde auch noch anderwärts, z. B. in einigen Gegenden Kurdiſtans, gehört. Das niedere Medien war ſein Hauptſitz, und d'Herbelot nennt es gradezu die Sprache Dilems. — Da, ſo lange Pehlwi herrſchte, in ihm auch die Reichsannalen abgefaßt wurden, ward es hauptſächlich zur Überſetzungsſprache der Zendbücher gebraucht, und es gehören hierher der Vendidad, Neâſch, Afergan, Jeſcht Ormuzds, einige Capitel des Izeſchne, einiges Hiſtoriſche, z. B. die Geſchichte des Goſchte Parian (theologiſchen und moraliſchen Inhalts) und der Bundeheſch, der vom Urſprung der Weſen und der Vertheilung des Weltalls — daher gewöhnlich eine Kosmogonie genannt — handelt. Der Anfang deſſelben in der Originalſprache befindet ſich bei *Anquetil.* Tom. II. nach p. 340. Pl. VII. — Außerdem gedenkt die orientaliſche Literatur noch mancher weltlichen Schrift im Pehlwi. Wiraf's, zur Zeit Ardeſchir Babegan's abgefaßte Geſchichte, die Überſetzung der „Ewigen Vernunft" (جاودان خرد cf. *Haj. Khalfa* II. p. 581. n. 3993), die der Arzt Berzuje unter Anuſchirwan aus dem Indiſchen anfertigte, die Urquelle, die dem Schahnameh zu Grunde liegt — alle dieſe Schriften waren im Pehlwi niedergeſchrieben, und manche noch vorhandene größere und kleinere Fragmente des Parſi und Neuperſiſchen haben das Pehlwi zum Originale.

Fragt man nach dem Bau der Sprache im Allgemeinen, ſo wird ſich nach dem, was bis jetzt bekannt iſt, ſo viel herausſtellen. Das Pehlwi wird gleich dem Zend von der Rechten zur Linken geſchrieben, und hat mehr zuſammenhängende Buchſtaben. Seine Formen ſind ſehr regelmäßig, der A-laut vorherrſchend, der Ton wohlklingend und durchaus weniger rauh als der des mehr im Norden geſprochenen Zend. Dagegen ſteht es dem letztern an Einförmigkeit der Flexion und Accentuirung beiweitem nach, läßt Zuſammenſetzungen, obwol ſparſam, zu, doch kommt ſein Reichthum an ihm eigenthümlichen Worten dem des Zend gleich. Noch nennt Hyde (Hist. relig. vet. Pers. p. 429. 430) nach ſeinen Quellen zwei Pehlwidialekte, das Behâri (بهاري) und Ramendi (رامندي), wogegen Andere dieſe Benennungen für gleichbedeutend mit Pehlwi halten. Doch ſcheint Ramendi vorzüglich der Stadt Duraman (اورامن oder Uramah (اورامه in Koſchkan (?) und deren Umgegend angehört und ſomit einen

Unterschied von dem gewöhnlichen Pehlwi gebildet zu haben. — Außer den genannten Werken und Schriftstellern vergl. noch Zend-Avesta von Kleuker, 2. Th. S. 68—78, wo sich die Abhandlung Anquetil's übersetzt findet, und Kleuker selbst Anhang 2. Bd. 2. Th. S. 22 fg.

(*Gustav Flügel.*)

PEHREN, bergmännischer Ausdruck, mit welchem diejenige Arbeit bezeichnet wird, welche die höchste Kraft, sowie die Anwendung der Päuschel, Treib- und Senkfäustel und Fimeln erfodert. Daher sprüchwörtlich: Einen weidlich abpehren für: Einen tüchtig durchprügeln. (*G. M. S. Fischer.*)

PEHRSBERGET, eine reichhaltige Eisengrube in der schwedischen Provinz Wärmeland, 1½ M. östlich der Stadt Philippsted, in der zur Stadt gehörigen Filialgemeinde Fernebo, mit mehren Aufförderungsmaschinen, die zum Theil unter der Landstraße fortlaufen, und deren eine etwa eine Viertelmeile lang ist. Das Eisenerz ist ganz vorzüglicher Art. Jährlich werden 45,000 Schiffpfund gewonnen. Die größte Tiefe der Grubenöffnungen beträgt 75 Faden. Bei Pehrsberget ward seit 1802 eine Armen- und Arbeitsanstalt, mittels Schenkungen Mehrer, durch Bischof Bjarbäck und Bergmeister Abraham Robsahm errichtet; die Kinder der Grubenarbeiter haben hier ihre Schule, die bereits früher bestand, und Gelegenheit zur Arbeit; letztere wird, nach Kräften, auch gebrechlichen Arbeitern und deren Witwen; die Kinder wohnen in der Anstalt; ein Armenhaus und eine Stube zur Aufnahme verunglückter Arbeiter, bis sie ins Lazareth gebracht werden können, wurden gleichfalls angelegt; auch außer dem Institut wird gegen Arbeit Unterstützung gereicht. (*v. Schubert.*)

PEHRSBO, ein Stabeisenhammer und ein Herd im Kirchspiele Norberg, in der schwedischen Provinz Westmanland, mit Högfors darf es 1573 Schiffspfund Stabeisen schmieden; besitzt auch ¼ in Rosendal's Bergmannshütte und ein Sägewerk; um 1820 im Besitz der Hebbe'schen Erben. (*v. Schubert.*)

PEHRSBO, ein uraltes Bergmannshüttenwerk im dalekarlischen Pastorat Grangärde. (*v. Schubert.*)

PEHRSNÄS, ein Pastorat auf der Nordhälfte der schwedischen Insel Öland, 1½ Meile lang, ¼ M. breit, mit dem Filiale Föra; die Seelenzahl beträgt etwa 1800. Die Mutterkirche ist von Stein erbaut und hat zwei Thürme. Auf dem Kirchhofe zeigt man eine Steinplatte (Digerflisa), auf welcher, nach Aufhören des Digertodes (schwarzen Todes), einer um die Mitte des 14. Jahrhunderts den Norden verheerenden Pest, die Übriggebliebenen Platz fanden. (*v. Schubert.*)

PEHRSÖN, ein weitläufiges, Felder und Wiesen umfassendes Dorf, höchst anmuthig zwischen diesen, Gebüschen und Wasserzügen gelegen, im Pastorat Luleä, in der schwedischen Prooinz Westerbotten, an der großen Straße nach Torneä; links bildet ein Fluß einen weiten Busen, den Pehrsöbusen, der durch einen schmalen Lauf mit dem bothnischen Meerbusen zusammenhängt..

(*v. Schubert.*)

PEHUENCHES, ein Indiervolk, dem patagonischen Zweige angehörend, welches den östlichen Abhang der Anden zwischen 34—37° südl. Br. und die benachbarten Ebenen bewohnt, mit andern Stämmen verbunden zwischen dem Rio negro und Rio colorado gelegentlich umherstreift, und wahrscheinlich die Horden der sogenannten Pampasindier zusammensetzen hilft, welche so vieles Verderben über die weiße Bevölkerung an den Grenzen der Plataſtaaten gebracht haben Die Gesammtzahl des Volkes ist unbekannt, indessen glaubte im Jahre 1836 der Kriegsminister von Chile die Zahl der waffenfähigen Pehuenchen höchstens auf 1800 anschlagen zu dürfen. In Hinsicht der allgemeinen äußeren Zeichen weicht dieses Volk vom Typus des südamerikanischen Stammes der kupferfarbenen Race durchaus nicht ab, allein von den tropischen Indiern unterscheidet es sich durch eine über die Mittelstatur bedeutend hinausreichende Körpergröße, geraden und kräftigen Wuchs, sehr ausgebildete Muskeln, sehr helle Hautfarbe und minder unedle Gesichtszüge. Als besondere Merkwürdigkeit verdient die Abstumpfung der Schneidezähne angeführt zu werden, die bei beiden Geschlechtern wie abgenutzt oder abgeschliffen, daher auf der Schneide sehr breit erscheinen, im Übrigen aber völlig gesund sind. Diese höchst eigenthümliche Bildung kommt bei Allen im reiferen Alter vor, ist keineswegs Product irgend eines künstlichen Verfahrens, und wurde, lange nachdem wir sie an diesen Indiern beschrieben hatten, auch an den Feuerländern von Capt. Fitzroy beobachtet. Das ganze Volk ist nomadisch, bewohnt im Sommer die Anden, und steigt nur während des Winters in die geschütteren Thäler hinab. Durch seine ganze Lebensweise erinnert es an die nomadischen Tataren, denn gleich diesen errichtet es Zelte von konischer Gestalt, die mit Fellen bedeckt werden, und die Horde überallhin begleiten; die Männer verbringen den größten Theil ihres Lebens auf den Pferden, die sie so vollkommen abzurichten verstehen, daß der Krieger gewöhnlich ohne einen Zaum zu besitzen in das Feld zieht, und sein Thier nur durch Zuruf lenkt. Die aus dem nomadischen Leben entspringende Roheit und Kampflust zeigen sich auch am Pehuenchen, der stets mit seinen Nachbarn im Streite liegt und als höchstes Vergnügen Raubzüge ansieht. Mit unglaublicher Ausdauer zieht er durch beschneiete Wüsten und über die unzugänglichsten Gebirgsjoche, und bricht in das ebene Land grade da hervor, wo man seine Ankunft am wenigsten befürchtete. Alles erliegt dann seinem plötzlichen Anstürmen, denn in Überraschung besteht allein seine Taktik. Die reichen Gefilde des südlichen Chile sind auf diese Weise während des langen Krieges von 1819—1832 furchtbar verwüstet worden, und die Republik hat verhältnißmäßig zu ihren Kräften die äußersten Anstrengungen machen müssen, um diese so gefährlichen Feinde zu überwältigen. Unter sich sind die Horden häufig in Uneinigkeit, indem die Verletzung des Weidegrundes, der einer Horde angehört durch alte Tradition, stets gerächt wird. Der Reichthum besteht in Heerden von Kühen und Pferden, wenigen Schafen und dem mit gegossenen Silberzierrathen beladenen Sattelzeug und Kopfbinden der Männer. Mit Ackerbau gibt sich Niemand ab, denn die ge-

ringe Menge von Mais, deſſen dieſes ganz beſonders an Fleiſchkoſt gewöhnte Volk bedarf, wird von den Nachbarn für Vieh eingetauſcht. Die chileniſche Fichte (**Araucaria imbricata**, Pehuen, daher Pehuen—ches, Leute, welche in Fichtenwäldern wohnen) wächſt in jenen Gegenden in größter Menge, und liefert in ihren Samen ein ebenſo wohlſchmeckendes als nahrhaftes Nahrungsmittel, welches man in jedem Herbſt einſammelt. Das Fleiſch der Stuten gilt Allen als die angenehmſte Koſt, jedoch gebraucht man ihre Milch ebenſo wenig, als die der Kühe. Das ganze Volk zerfällt in viele kleine Horden, welchen Kaziken vorſtehen. Zwiſchen dieſen herrſcht keine nähere Verbindung, als etwa zu Zeiten eines allgemeinen Krieges. Die Regierung iſt daher ſehr roh, indeſſen ziemlich republikaniſch, da allen waffenfähigen Männern eine Stimme bei Berathungen zuſteht. Von höheren religiöſen Anſichten ergeben ſich nirgends Spuren, vielmehr ſcheint die größte Gleichgültigkeit in dieſer Beziehung zu herrſchen, indem nicht einmal Alle an das böſe Princip, den in den Vulkanen lebenden Gott Pillan, glauben, welches ohne Gegengewicht die Erde beherrſcht. Rohe Begriffe von Fortdauer finden ſich indeſſen auch hier, und legen ſich mindeſtens in den Gebräuchen des Begräbniſſes der Männer zu Tage. Eine Art von Zauberärzten (Machis) ſpielt eine bedeutende Rolle und fördert den nationalen Hang zur Grauſamkeit gegen gefangene Feinde. Die häuslichen Verhältniſſe dünken wenigſtens dem Europäer ſehr unerfreulich; Vielweiberei herrſcht und die Weiber ſind die mishandelten Sklavinnen des Mannes, der ſie freilich dem Vater mit theilweis hohen Geſchenken abkaufen mußte. Dem Trunke ſind die Männer im ausſchweifendſten Grade ergeben, und gleichen im Stande der Aufregung mehr wilden Thieren als Menſchen. Im Ganzen ſind ſie aber nicht von boshaftem oder heimtückiſchem Charakter, ſondern gaſtfrei und redlich gegen Freunde und empfohlene Fremde, im Tauſchgeſchäfte ehrlich und bei einiger Vorſicht leichter zu behandeln als andere, namentlich die äquatorialen Indierſtämme. Ihre Unſtätheit und ihr aus langen Kriegen entſprungener Haß gegen die Spanier hat von jeher Miſſionäre verhindert auf ſie bedeutend einzuwirken. Sie ſprechen einen Dialekt des Araucaniſchen und wurden den Spaniern zuerſt 1581 bekannt *).

(*Pöppig.*)

*) Umſtändliche Nachrichten in des Verf. Reiſe u. ſ. w. I. S. 351 fg. S. 381—396. S. 463.

Ende des vierzehnten Theiles der dritten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 810 340

TE
27
A6
Sect.3
v.14

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google